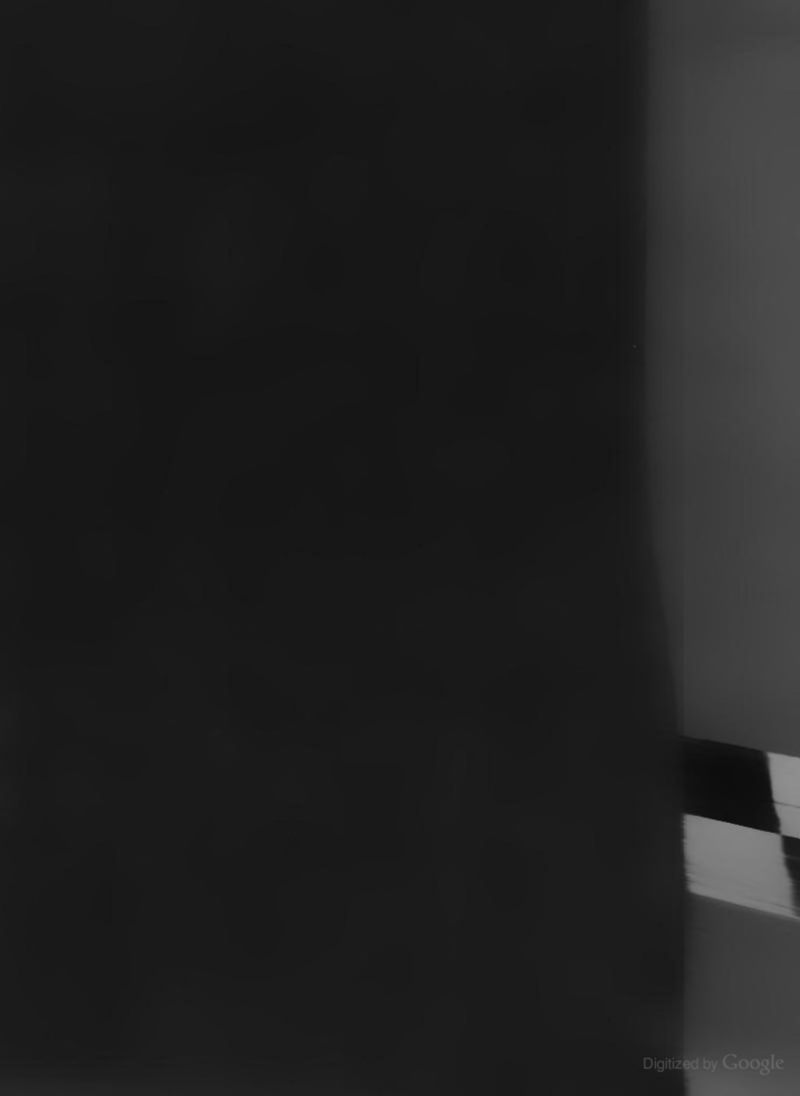


August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreiunddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Erster Theil.



Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An die Leser.

Wer dies Büchlein kaufen und lesen will, muß eben nicht glauben, daß er lauter Honig darin finden werde. Die Biene sammelt auch Wachs und selten gelingt es ihr, den Bienenkorb ganz von Schimmel rein zu erhalten.

Ohne Allegorie: dieses Allerlei enthält, was ich in Nebenstunden gedacht, gelesen, gedichtet, umgeschmolzen, erzählt und nacherzählt habe. So sind nach und nach kleine Sammlungen entstanden, die solchen Herren und Damen, deren Geschmack nun gerade mit dem meinigen übereinstimmt, auch wiederum in Nebenstunden eine angenehme Unterhaltung gewähren können.

Andere Ansprüche macht dieses Büchlein nicht, und ob auch diese nicht schon zu weit getrieben sind? — Das muß der erste Ausflug der Biene lehren.

Der Herausgeber.

Die Biene.

Briefe eines reisenden Lübeckers.

(Geschrieben aus den westlichen Hebriden im Jahre 1807.)

Erster Brief.

Lieber Freund!

Entweder Lessing hat Unrecht, wenn er behauptet: »Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren,« oder wir Deutsche sammt und sonders, die wir noch immer herumgehen, essen, trinken und Geschäfte treiben wie zuvor, hatten schon längst keinen mehr zu verlieren. Nun, desto besser. Es leben alle Narren! Denn, wenn man gleich nicht mehr wie vormals behaupten kann, daß es ihnen wohl gehe auf Erden; so sind sie doch geschmeidig und vergeßlich; zwei Eigenschaften, die allein in unsern Tagen äußere und innere Ruhe gewähren. Ich selbst, mein Freund, habe ich nicht zitternd vor Wuth und im Innersten empört über alle die Gräuel, von welchen ich Zeuge sein müssen, vor Ihnen gestanden und geschworen, ich wolle aus der bewohnten Welt laufen, weil es nicht mehr darin auszuhalten sei? — Nun ja, ich habe meinen Schwur gehalten, ich sitze hier auf den westlichen Hebriden, das heißt fürwahr an der Welt Ende; aber will ich denn hier bleiben? quält mich der Satan nicht schon wieder mit Sehnsucht nach der geschändeten

Heimath? nach dem Vaterlande, wo ich weder von dem letzten Goldstücke in meiner Tasche, noch von der Gattin in meinem Ehebette, einen Augenblick mit Sicherheit behaupten kann: sie sind mein! — Was folgt daraus? ich muß mein eigenes Urtheil sprechen: entweder ich habe den Verstand verloren, oder ich hatte keinen zu verlieren. — Doch ich vergesse, daß ich Ihnen versprochen, Sie in eine unbekannte Welt zu führen, weil es in der bekannten gar nicht erfreulich aussieht. Ich will versuchen, Wort zu halten; nur erwarten Sie keine Ordnung in meinen Erzählungen; ich werde bisweilen einige Blätter aus meinem Tagebuche schütteln, und damit gut oder schlecht, wie es sich eben trifft. Wundern Sie sich auch nicht, wenn ich überall Vergleichungen anstelle, die oft hinken mögen. Mein Maßstab des Menschenwerths und Menschenglücks, der Moralität u. s. w. war aus Philosophenholz geschnitzt, welches, wie Sie wissen, in Deutschland häufig wächst, und gewöhnlich für unbiegsam gehalten wird; aber es hat sich in der Höllenglut unserer Tage dermaßen geworfen, daß der schiefe Maßstab nirgends mehr passen will.

Soll ich Ihnen mit zwei Worten die Hebriden beschreiben? — es ist eine lange Inselkette, wo westlich im Sande östlich in Morästen und auf rauhen Felsen die Armuth thront. Man sagt aber, diese gewaltige Fürstin werde nächstens ihren Thron verlassen, um ihre deutschen Staaten in Besitz zu nehmen, die sich immer mehr und mehr

ausbreiten. Die kleinen Inseln unter den Hebriden sind mit Schiefersand bedeckt, den die Stürme zu großen Hügeln zusammenwehen. Eine große heißt die lange Insel, und sie mag in der That wohl fünf und zwanzig Meilen lang sein. Durch eine furchtbare Felsenkette wird sie in zwei Hälften getheilt; Harris, die südliche Hälfte, ist eine Naturfestung, ihre Wälle sind Klippen, ihre Graben Moräste, der Donner ihres Geschützes die schreckliche Brandung der Meereswellen. Gethürmter Schiefersand bedeckt hier jeden Pfad. Die einzigen glücklichen Bewohner dieser unzugänglichen Freistatt sind Dammhirsche. Wohl ihnen! sie wissen nichts von den Wundern unserer Zeit. — Die östliche Hälfte wird Lewis genannt, ist fruchtbar, trägt Gerste und Kartoffeln; man findet auch hie und da Wege, doch nicht häufig. Die meisten Gegenden tragen keine Spur eines Fußpfades. Zu der Betreibung des geringen Verkehrs pflegt man zu warten, bis die Flüsse und Moräste Wasser genug haben, um sie mit Böten befahren zu können. Die sandige Ebene zu durchreiten, ist für einen Fremden oder Trunkenbold ein gefährliches Vergnügen, denn es gibt da so viele breite Fuhrten, über welche sich die Fluth oft so schnell ergießt, daß der schnellste Reiter Mühe hat zu entrinnen. Ein Flecken, er heißt die Nonnenstadt, wird in vier und zwanzig Stunden zweimal zur Insel, und zwar so vollkommen zur Insel, daß bisweilen ziemlich große Schiffe heran segeln können. Kein Obst gedeiht hier, selbst Jo-

hannisbeeren und Stachelbeeren trauern, wenn gleich durch hohe Gartenmauern vor Stürmen und Fluthen geschützt. Die karge Natur hat dagegen ein paar andere Pflanzen, die sie eben sonst nirgends brauchen konnte, hieher geworfen; die Eine heißt Rur, man kann wollenes Garn roth damit färben; die Andere Brisgran, man kann ihre Wurzel, wenn man hungrig ist, wie Kartoffeln kochen. Das thaten auch die Einwohner sonst häufig, weil sie immer hungrig waren, und wenn sie sich satt an der Brisgran gegessen hatten, färbten sie ihr Garn mit der Rur; aber beides ist nun landesväterlich verboten, weil man fürchtet, das Auswühlen dieser Pflanzen möchte den Winden ihr böses Spiel erleichtern, die Felder mit Sand zu überschwemmen. Holz gibt es nicht, aber Torf genug, und die Leute dürfen ihn auch graben, wenn sie nur etwas dabei zu kochen hätten. Land- und Wassergeflügel flattert auch überall umher, unter andern Adler — nun Sie wissen wie furchtbar die Adler heutzutage sind — und fürwahr, die der Hebriden geben an Größe, Stärke und Raubsucht keinem Andern etwas nach. Sie entführen, gerade wie bei uns, das Lamm der Mutter, das Schaf der Herde, das Reh der Weide, sie binden sogar mit Kühen, Pferden und Hirschen an.

Der häufige Schaden, den dieser Raubvogel den Einwohnern zufügt, hat sie eine verdammt sinnreiche Industrie gelehrt, von der ich wünschte, daß wir sie nachahmen könnten. Wagehälse erkletterten die Nester der Adler, und nähen

dort den Jungen das Ende des Mastdarms zu. Nun leiden die jungen Räuber natürlich an Verstopfungen, und schreien den ganzen Tag. Die Alten glauben, daß sie hungern, und schleppen unaufhörlich frisches Futter herbei. Der Wagehals lauert indessen, und sobald die Alten wieder fortgeflogen sind, holt er den Braten in seine Küche. Es gibt Gutsbesitzer, die diesen Kunstgriff als eine Grausamkeit bestrafen. Mich däucht, mit Unrecht. Dem Schwachen, Beraubten, ist gegen den starken Räuber Alles erlaubt, und stände es nur in unserer Macht, unsern Adlern die Mastdärme zuzunähen, Sie sollten mich beständig mit Nadel und Zwirn in der Hand finden. — Neulich ereignete sich ein artiges Schauspiel. Einer der größten Adler schien auf der See stehend zu schwimmen, hatte seine gewaltigen Flügel wie Segel ausgespannt, und wurde vom Winde gerade in einen Hafen getrieben. Sie können denken, mit welcher Neugierde die Leute ihn ankommen sahen. Es fand sich, daß er seine Krallen in einen großen Fisch, eine sogenannte Theerbutte — die schlafend auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen pflegt — so fest eingeschlagen hatte, daß er sie nicht wieder los wickeln konnte. Man fing ihn lebendig.

Es gibt auch eine gewaltig große Gans auf den Hebriden, die nicht fliegen kann, und den drolligen Namen führt, Bischof Carara. Ich habe mich vergebens bemüht, zu erfahren, wer diese Gans zum Bischof gemacht hat. Ferner findet man Enten, die von den Ein-

wohnern um der lieblichen Musik willen geschätzt werden, denn sie sitzen scharenweis beisammen und singen, daß man es eine Viertelstunde weit hört. Wenn ein Sturm im Anzuge ist, läßt sich die Regengans vernehmen.

Daß Häringe und Stockfische hier zu Hause gehören, wissen Sie. Ein Glück, daß das Meer so freigebig gegen diese armen Insulaner ist, sonst würden sie alle verhungern müssen.

Zweiter Brief.

Nun werden Sie auch zu wissen verlangen, welche Gattung von Menschen hier haust? — Eigentlich gibt es nur wenige Menschen unter diesen Menschen. Da sind ein halbes Dutzend sogenannter Lairds, die vornehmen Grundeigenthümer, deren einige gut und vernünftig, andere schlecht und dumm sind, deren Besitzungen sich bisweilen siebzig englische Meilen weit erstrecken, die große Einkünfte haben, und sie in London verzehren. Da gibt es übermüthige Pächter, die sich mästen; Pfarrer, die nicht den Acker ihres himmlischen Vaters, sondern nur ihren eigenen bearbeiten; Einnehmer, die den Stab Wehe schwingen; Unterpächter, die gedrückt und ausgesaugt werden; Sklaven, die hungernd und in Lumpen gehüllt, vor den Einnehmern kriechen, den Blick zur Erde senken, ihr Ackergeräth über Felsen und Sandhügel viele Meilen weit hin und her tragen, um für ihre Tirannen zu arbeiten, mit welchen sie doch sämmtlich aus Einem Stamme entspros-

sen sind; die in nassen Kleidern die ganze Nacht in einer schmutzigen Küche oder gar im Schweinstalle schlafen; die für des Einnehmers Schuhe Leder gerben, für seine Strohdächer Haide flechten, für seine Oefen Torf stechen, für seine Schmiede Kohlen liefern, sein Vieh hüten, seine Schafe scheeren, seine Wolle spinnen; zwei Monate hintereinander aus verkalchtem Meergrase Salz für ihn ziehen müssen u. s. w. Außerdem sind sie gehalten, der Frau Einnehmerin jährlich so und so viel Hühner, Butter und Käse zu bringen. Um fünf Uhr Morgens, es sei dunkel oder hell, ist schon alles bei der Arbeit. Die Weiber drehen ihre Handmühlen, die Männer verrichten andere Arbeiten, bis Tagesanbruch sie in's Feld oder an die Seeküste ruft, wo sie, während der Ebbe, eine bestimmte Menge von Meergras schneiden müssen. Wehe ihnen, wenn sie in der vorgeschriebenen Zeit nicht damit fertig werden! Da gilt keine Entschuldigung, weder unfreundliches Wetter, noch die Steile der schroffen Felsen, noch sonst ein Unfall; kommen sie nur um eine Stunde zu spät nach Hause, so wartet ihrer die grausamste Züchtigung. Da wird geschlagen, gestoßen, gepeitscht, gleich viel ob Männer oder Weiber; viele Unglückliche schleichen als Krüppel heim. Ich habe ein armes Mädchen gesehen, dem ein Einnehmer die Rippen entzwei gebrochen, weil sie eine Arbeit für ihre Gebieterin, die sie eben untern Händen hatte, erst vollenden wollte, und darüber für die von ihm befohlene Arbeit sich etwas verspätete.

Ein solcher Satan von Einnehmer hat unter andern auch ein altes, schon längst nicht mehr beobachtetes Gesetz wieder in Gang gebracht, kraft dessen ihm jedes Lamm seiner Unterthanen zugehört, welches zur Zeit der Schafschur ungezeichnet herum läuft. Der Grund dieses Gesetzes war: damit kein Dieb, unter dem Vorwande, es habe sich eines seiner Lämmer unter des Einnehmers Heerde verirrt, Schafe stehlen könne. Aber neulich erging es jenem Satan übel. Er wollte ein starkes, ungezeichnetes Lamm wegnehmen lassen, welches einer alten Frau zugehörte, die das Zeichnen blos deshalb unterlassen hatte, weil sie keinen solchen Hund besaß, wie man sie hier abrichtet, um das Lamm zu haschen. Daß sie aber rechtmäßige Eigenthümerin sei, bewies sie klärlich durch ihr Mutterschaf, an dessen Brüsten das Lamm sog. Daran kehrte sich aber der Herr Einnehmer nicht, er befahl seinen Knechten, das Lamm zu greifen. Die Knechte zauderten, denn die alte Amazone zeigte ihre Fäuste. Der wüthende Einnehmer setzte sich nun selbst in Bewegung; er und die Alte jagten das Lamm, erwischten es zu gleicher Zeit; aber sie hielt fester als er, riß es ihm glücklich aus den Händen, und spottete in ihrer galischen Sprache: »Ein alt Weib hält fester, als ein alter Kerl zieht.« Diesmal mußte er ablassen, und das Recht des Stärkeren anerkennen.

Ein anderer Einnehmer, der sogar Pfarrer ist, verurtheilte einen armen Teufel, den Sohn einer Hühnerfrau, der ein Stück Gerstenkuchen aus einer alten Kiste gestohlen

hatte, zum Schandpfahl und Peitschenhieben. Alle seine Pächter wurden zusammen berufen, der Vollstreckung des Urtheils beizuwohnen. Es fand sich aber keiner unter ihnen, der das Amt des Büttels verwalten wollte; da ergriffen der Herr Pfarrer sammt der Frau Pfarrerin selbst die Geißel, und peitschten den Delinquenten so fürchterlich, daß seine Mutter, die Hühnerfrau, heulend ihr Haar zerraufte und endlich in Ohnmacht fiel. Alle Umstehenden weinten. Damit war es aber noch nicht abgethan. Der Bursche mußte am folgenden Sonntage, mit einem Mehlsack um den Hals, Kirchenbuße thun. — Sind diese Menschen Leibeigne? oder Neger? hör' ich Sie fragen. Sie sind beides, nur unter einem andern Namen. Sie heißen Skallags. Viele waren zuvor Unterpächter. Wenn sie nun aus irgend einem Grunde ihre Pachtung verlieren, und ihr gewesener Herr ihnen keine Empfehlung mitgibt, so nimmt kein Anderer sie auf, und sie sehen sich gezwungen, zu den sogenannten Skallags oder Gutssklaven herabzusinken. Nun bauen sie ihre Hütten von Baumzweigen, und bedecken sie mit Farrenkraut; arbeiten fünf Tage in der Woche für den Herrn; bauen am sechsten für sich ein wenig Kohl, Gerste und Kartoffeln, fangen einige Fische, haben kein Salz, ihre magere Speise zu würzen, und wissen nichts von Brot. Der Herr gibt ihnen nichts, gar nichts, als ein Paar schlechte Schuhe, gewürfelte wollene Strümpfe, einen groben Rock und einen Mantel. Ist es denn ein Wunder, daß sie den jungen Adlern den Mastdarm zunä-

hen? — Der Neger arbeitet doch nur von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends; auch werden ihm in der Zwischenzeit noch zwei Stunden zum Ausruhen vergönnt; der Skallag hingegen muß von vier Uhr Morgens bis acht, und auch wohl bis zehn Uhr Abends ununterbrochen arbeiten. Der Neger bekommt reichlich zu essen, der Skallag muß hungern. Sonntags, oder wenn er krank ist, bekümmert sich Niemand darum, wo er etwas her bekommt; den alten kranken Neger muß der Herr füttern; den alten kranken Skallag jagt der Herr in die weite Welt, er muß von Thür zu Thür betteln, bis er vor der letzten niedersinkt. Ich mag die Parallele nicht weiter ziehen. In allen Stücken, wo es die Skallags nicht schlechter haben als die Neger, haben sie es auch fürwahr nicht besser.

Und doch sind sie an Geistesfähigkeiten ihren westindischen Brüdern weit überlegen. Sie begreifen schnell, sind vorsichtig, thätig, gefällig; erwerben sich durch ihre vertraute Bekanntschaft mit den Gefahren des Meeres Muth und Gewandtheit; haben Anlage zu Musik und Dichtkunst; machen oft aus dem Stegreife beißende Satyren; lassen oft in weichen Lauten Gefühle der Liebe oder Klagen um verlorne Freunde ertönen. Ja fürwahr, wäre die galische Sprache bekannt genug, manche ihrer Gesänge würden auf unsern Bühnen Bewunderung erregen. Ohr und Auge werden ergetzt, wenn ihre vollen Stimmen im Chor zu Nationalinstrumenten erschallen, und sie dabei im Kreise stehen, bald die Hand, bald ein Tuch bewegen. Im leich-

ten, lebendigen Tanz übertreffen sie vielleicht alle andern Völker. Sie tanzen gewöhnlich nach der Geige. Der Dudelsack wird mehr auf dem Felde gebraucht, oder bei Hochzeiten, Begräbnissen und andern feierlichen Gelegenheiten. Dann muß der Pfeifer einen Nationalmarsch aufspielen, den man sehr weit vernimmt, und der augenblicklich eine ganze Gesellschaft lebendig macht. Kurz, es sind liebenswürdige Naturmenschen, die unter der schmählichsten Herabwürdigung seufzen. Aber sie genießen doch eines, wiewohl kümmerlichen Trostes: ihre Tirannen sind wenigstens ihre Landsleute, sogar ihre Verwandte, unter ihnen geboren und erzogen, indessen andere Skallags — Sie verstehen mich — einem fremden Laird gehorchen müssen.

Dritter Brief.

Ich fange an diese Menschen zu lieben, und bleib' ich noch einige Monate hier, so wird es mir schwer werden, mich wieder von ihnen zu trennen. Wenn man sie nur ohne Ekel in ihren Hütten besuchen könnte; allein da sieht es nur gar zu schmutzig und erbärmlich aus. Nach irgend einer Bequemlichkeit sieht man sich vergebens um. Einige Holzblöcke, von der See an's Ufer getrieben, oder auch wohl nur Steine, dienen zu Sitzen um das Feuer; höchstens haben sie Strohsäcke. Zum Schlafen hat Jeder ein Betttuch, das breitet er aus, wo es ihm beliebt; am Morgen wird alles auf einen Haufen gelegt. Sämmtliches Vieh ist Mitbewohner der Hütte des Hebriders und hat seinen Platz am

Feuer so gut, wie die Menschen, auch wohl besser, denn das jüngste oder zarteste Vieh bekommt die nächsten Stellen. Ausgemistet wird jährlich nur einmal, da jedoch immer trocken untergestreut wird, so erreicht dieser Misthaufen nach und nach beinahe die Höhe des Hauses; da sitzen nun die Menschen unten am Feuer, und das Vieh schaut und blökt von oben auf die Gesellschaft herab, die sich ganz wohl dabei befindet. Tritt ein Nachbar herein, so nennt man ihn Freund, lieber Freund und Nachbar, rücket schnell zusammen, um ihm den Ehrenplatz zu räumen und lezt sich traulich mit ihm. Gegen Fremde sind sie Anfangs zurückhaltend, doch fragen sie gern viel, und wenn man ihnen Neuigkeiten zu erzählen weiß, so ist man sicher willkommen. Jedes Wort, das der Fremde sprach, wird dann in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen. Ich hatte leider sehr viele Neuigkeiten zu erzählen, bei welchen die guten Menschen schauderten, und meinten, ihre Einnehmer wären doch noch barmherziger, als die Helden, unter deren Geißel wir stöhnen.

Von Fenstern und Thüren weiß man hier wenig oder nichts. Der Schornstein und ein paar Löcher im Strohdach liefern das Tageslicht. Gibt es eine Hausthür, so wird sie wenigstens nie verschlossen, denn zu stehlen ist da nichts; den Weberstuhl wird Niemand forttragen. Höchstens stiehlt ein kecker Jüngling bisweilen die Gunst eines hübschen Mädchens, deren Tugend ohnehin in steter Gefahr schwebt, denn Männer und Weiber schlafen beständig ohne alle Auf-

sicht unter einander. Daher kommt es denn auch, daß es einem armen Mädchen oft sehr schwer wird, den eigentlichen Vater von seinem Kinde anzugeben. Gewöhnlich beehren sie mit diesem Titel den reichsten und vornehmsten unter ihren Liebhabern, und wo möglich einen unbeweibten, denn haben sie einem verheiratheten Manne sich ergeben, so müssen sie sammt ihm in einem weißen Hemde Kirchenbuße thun. Das hat übrigens wenig zu bedeuten. Man erzählt Fälle, wo mehrere Liebhaber, statt die schwangere Dirne sitzen zu lassen, sich um deren Besitz gestritten und geprügelt haben.

Nirgends auf der Welt begegnet man den Bettlern mit so vieler Achtung als hier. Sein Betttuch muß er freilich in einem von Gras geflochtenen Sacke, von Haus zu Haus auf dem Rücken tragen, aber sonst hat er auch nichts nöthig, denn wo er hinkommt, ißt er mit den Leuten im Hause aus einer Schüssel. Das kommt daher, weil Jeder fühlt und weiß, wie leicht er selbst zum Bettler werden kann. Dieselbe Ursache wird sonder Zweifel auch in Deutschland künftig das Schicksal der Bettler erleichtern, denn welcher Deutsche ist jetzt sicher vor dem weißen Stabe?

Ein Fremder, der sich recht beliebt auf den Hebriden machen will, muß immer Tabak bei sich führen und freigebig vertheilen. Männer und Weiber sind große Liebhaber von diesem Kraute, und wenn sie Einem begegnen, den sie für vornehm halten, so sprechen sie ihn sicher um ein wenig Tabak an. Die Männer kauen ihn, stecken auch

kleine Rollen Tabak in ihre Nasenlöcher, und wenn sie sie endlich wegwerfen, sammeln noch ärmere Leute sie begierig auf, um sich ihrer zum zweiten Male zu bedienen. So suchen die Bettelbuben in Neapel die abgenagten Melonen-Schalen aus dem Kothe hervor, um sie noch einmal zu benagen. Die Weiber schnupfen den Tabak und verwahren ihn in einer Art von Seenüssen, die auf dem Schilfe wachsen. Die Männer lieben auch den Branntwein und brennen ihn selbst aus Haber, nicht aus Heidekraut, wie Pennant in seiner Reise vorgibt. Das möchte wohl einen elenden Branntwein geben.

Der alte Stolz der Hochländer ist noch nicht ganz unter diesem armseligen Volke erloschen, und äußert sich bisweilen sehr komisch. Sie begrüßen einander mit Junker und Fräulein, nehmen die Mützen ab und umarmen sich. Wird um eine Dirne geworben, so spricht der Freiwerber ein Langes und Breites von dem vornehmen Stamme, und hofft, man werde dem Fräulein eine Mitgabe versprechen, die ihrer Familie Ehre mache. Da werden denn auch gewöhnlich sehr viel mehr Kühe versprochen, als die Eltern selbst besitzen, — denn in Vieh besteht die Mitgabe — und wenn auch keine einzige Kuh im Hause ist, so muß wenigstens eine runde Zahl genannt werden, sonst würde sich der Vater für beschimpft und der Freiwerber für beleidigt halten. Mit der wirklichen Auslieferung des Versprochenen nimmt man es denn so genau nicht. Statt der ersten Kuh gibt man zum

Exempel ein Kalb; statt der zweiten ein Paar Schafe; statt der dritten einen Spinnrocken; die vierte wird durch ein Paar Betttücher, die fünfte durch eine Kiste ersetzt, u. s. w. bis die angelobte Zahl voll ist. Vor den Leuten heißt es denn aber: Ich habe meiner Tochter zwanzig oder dreißig Kühe mitgegeben. — Bei der Trauung gibt der Bräutigam der Braut einen herzlichen Kuß, und das gefällt mir. Sogleich stürmen aber auch alle anwesende junge Männer herbei, um den zweiten Kuß zu erhaschen, und das mag der sittsamen Braut wohl nicht gefallen. Kurz vor der Trauung schnüren Braut und Bräutigam alles los, was fest an ihnen sitzt, Schuhe, Strumpfbänder u. dgl; sie bilden sich ein, ich weiß nicht, welche Zauberei dadurch abzuwenden.

Auf den Hochzeiten muß geschwelgt werden, und sollte auch für den andern Tag kein Bissen übrig bleiben. — Bei Kindtaufen herrscht eine holde Sitte. Der Vater bringt das Kind einem Nachbar, mit dem er vorher in Unfrieden lebte, und begrüßt ihn als Gevatter. Dieser wird dadurch auf der Stelle versöhnt, küßt und segnet das Kind, bringt es der Mutter wieder, und ist von diesem Augenblicke an dem Kinde ein zweiter Vater, dessen Eltern ein treuer Freund.

Bisher habe ich Ihnen die Einnehmer nur als Barbaren gegen ihre Unterthanen geschildert; jetzt will ich noch eine Thatsache hinzufügen, die sie auch als herzlose Barbaren gegen ihre eignen Kinder darstellt. In manchen

Ländern müssen die armen Bauern die Jagdhunde ihrer Herren groß füttern, hier sogar die Kinder ihrer Tirannen.

Wird dem Herrn Einnehmer ein Kind geboren, so schickt er es ohne Umstände zu Einem seiner wohlhabendsten Unterpächter, der sich für die Ehre und das Vertrauen demüthig bedanken muß. Dieser unfreiwillige Pflegevater heißt von nun an Eddigh (Stiefvater) und seine Frau Muimme (Stiefmutter); so nennt sie auch das Kind, welches sie ernähren, kleiden, und mehr Sorge dafür tragen müssen, als für ihre eignen Kinder. Ist die junge Brut zehn bis zwölf Jahre lang gefüttert worden, so wird sie endlich in das Haus der Eltern zurückgebracht, um nun eine vornehme Erziehung zu erhalten. Aber wehe dem armen Pächter, wenn er den Knaben mit leeren Händen heim schickt; er muß ihm nach Vermögen und über Vermögen Kühe, Schafe, Kleider mitgeben, um zu zeigen, daß er der hohen Ehre würdig war, seinen künftigen Herrn gefüttert zu haben, hätte er auch deshalb den eigenen Kindern oft den Bissen aus dem Munde reißen müssen.

Wenn diese Sitte auf einer Seite die Herz- und Schamlosigkeit der vornehmen Eltern begünstigt, so sollte man doch auf der andern Seite glauben, sie werde in der Folge oft einen glücklichen Einfluß auf das Schicksal der gewesenen Pflegeeltern haben; allein nichts weniger; die junge Brut besteht aus lauter Guckgucks. Ich könnte Ihnen hundert Beispiele von der schändlichsten Undankbarkeit dieser Pfleg-

kinder anführen, doch ein einziges wird hinreichen, Ihr Gefühl zu empören. Ein gewisser Monro Macandy war ein wohlhabender Unterpächter, und seine Gattin, eine sehr rechtliche Frau, fütterte mehrere Kinder des Einnehmers, unter andern den jetzigen Einnehmer selbst, mit aller Sorgfalt groß. Nun sind diese Leute verarmt, und haben ihre Pachtstelle verloren. So lange sie noch eine Kuh oder ein Schaf übrig hatten, wurde ihnen die Erlaubniß, in einer elenden Hütte zu liegen, theuer verkauft. Jetzt haben sie gar nichts mehr und sind beide blind geworden. Wovon sollten sie nun die Miethe bezahlen? Der Alte hatte in bessern Tagen ein wenig Geld gesammelt, und es dem Herrn gegen eine Verschreibung geliehen. Jetzt sah er sich genöthigt, um die Zurückgabe dieses Geldes zu bitten, um seinen harten Gläubiger befriedigen zu können. Allein vergebens! die vornehme Mutter selbst, deren Kind er groß gezogen hatte, wies ihn höhnisch zurück. Ich habe diese beiden eisgrauen, blinden, kraftlosen Alten in ihrer Hütte liegen sehen, ohne eine Ziege, ohne ein Stückchen Brot zu ihrem Unterhalt. Sie konnten auch nicht, wie andere Bettler ihr Bett auf den Rücken nehmen, und von Haus zu Haus Nahrung suchen, denn sie waren blind, und fristeten ihr elendes Dasein nur durch die Wohlthätigkeit armer Nachbarn, die ihnen dann und wann etwas schickten.

Sie schaudern schon wieder? — Ach, lieber Freund, werfen Sie einen Blick um sich her; wie mancher muß die

Söhne eines fremden Vaterlandes füttern, und es wird ihnen fürwahr nicht besser vergolten.

Was sagen sie aber zu folgender schamlosen Bettelei? — Wenn die Tochter eines Einnehmers Braut wird, sei sie noch so reich, sei ihr künftiger Gatte noch so wohlhabend, so geht sie mit einem Bedienten bei den armen Unterpächtern von Haus zu Haus, und bittet um eine Beisteuer zu der Einrichtung ihrer neuen Wirthschaft. Ich wollte dem ärmsten Manne nicht rathen, sie leer fort zu schicken, es würde ihm sicher übel bekommen. Auch thut es keiner, und wenn er nur noch zwei Schafe hat, deren Milch seine Kinder nährt, so gibt er Eins davon der gnädigen Dame, die sich herabgelassen hat, seine Schwelle zu betreten. — Die vornehmen Kinder ahmen schon in zarter Jugend das Beispiel der liebenswürdigen Eltern nach; diese rauben das vierfüßige Vieh, jene das zweifüßige. Kein Hahn und keine Henne ist sicher vor ihnen. »Die Hähne brauchen wir zu Hahnengefechten" geben sie vor, nehmen ohne Umstände weg, was sie finden, und verkaufen es oft hinterdrein dem Eigenthümer wieder. — Ja, mein Freund, unter solchem gräßlichen Drucke seufzt die Menschheit in einem Winkel von Europa. Dennoch bin ich Egoist schlecht genug gewesen, mit einer Art von Vergnügen Monate lang hier zu verweilen. Ich sah und hörte doch nichts von meinem unglücklichen Vaterlande; ich konnte mir einbilden, ich hätte ein Recht, die armen Skallags zu bemitleiden; ich konnte mir einbilden, wenn

ich nach Hause käme, würde ich meinen Mitbürgern unerhörte Grausamkeiten erzählen können. Ach! ich vergaß die gräßlichen Seitenstücke, die wir aufzustellen vermögen! — Morgen reise ich ab und unterhalte Sie vielleicht künftig mit angenehmern Gegenständen.

Volksaufruhr in England, im Jahre 1381.

La Bruyere sagt irgendwo ein wahres Wort: »wenn ein Volk ruhig ist, so begreift man gar nicht, wie es in Aufruhr gerathen könne; ist es aber Einmal empört, so begreift man abermals nicht, wie es wieder ruhig werden könne.« — Beides geschieht plötzlich. Die stürmische See braucht mehrere Tage, um sich wieder zu ebnen; ein stürmisches Volk ist oft in diesem Augenblicke ein Tiger, im nächsten ein Lamm.

England genoß eines tiefen Friedens, als die Brutalität eines einzigen, unbedeutenden Beamten beinahe den Umsturz des Reichs bewirkt hätte. Es war eine Kopfsteuer ausgeschrieben worden, von der man jedoch die Kinder ausnahm. Ein harter Einnehmer dieser Auflage in der Grafschaft Kent kam in das Haus eines Dachdeckers. Der Mann, der sich Tyler nannte, war nicht zu Hause, allein die Frau bereitwillig, für ihn, sich und ihre erwachsene Familie die Kopfsteuer zu entrichten, nur bestand sie mit Recht darauf, daß eine Tochter, die kaum zwölf Jahre

zählte, unter dieser Auflage noch nicht begriffen sei. Das Mädchen mochte für ihr Alter schon ziemlich erwachsen scheinen, der Einnehmer wollte daher nicht glauben, daß sie noch so jung sei, und um sich zu überzeugen, that er einen unverschämten Griff. Die Mutter tobte; ihr Geschrei zog die Nachbarn herbei; der Vater, der nicht weit davon ein Dach deckte, sprang herzu, stellte den Einnehmer zur Rede, erhielt schnöde Antworten, gerieth in Wuth, und schlug ihm mit seinem Hammer die Hirnschale entzwei.

Diese That war das Signal zum Aufruhr. In wenigen Tagen sah sich der Dachdecker an der Spitze von hunderttausend Mann, die einen gräßlichen Eid schwuren, alle Einnehmer, alle Rechtsgelehrte, mit Einem Wort, Jeden der lesen und schreiben könne, umzubringen. Wer das Unglück hatte, mit einem Schreibzeug in der Tasche ihnen zu begegnen, dessen Kopf war verloren. Sie zogen gerade nach London. Unterwegs begegneten sie der Prinzessin von Wallis, des Königs Mutter, die eben von einer Wallfahrt nach Canterbury zurückkam, griffen ihr Gefolge an, zwangen sie selbst ihnen Küsse zu geben, zum Beweis der allgemeinen Gleichheit, und ließen sie dann ihre Reise ruhig fortsetzen.

Der König Richard II., ein Jüngling von sechzehn Jahren, flüchtete bei ihrer Annäherung in den Tower. Das Volk zu London empfing sie mit offenen Armen. Der Palast des Herzogs von Lancaster, damals das schönste Gebäude in der Stadt, wurde zerstört; damit man aber nicht

glauben sollte, sie wären gekommen, um zu plündern, so erging ein strenger Befehl, nichts von der Beute sich zuzueignen, sondern das viele dort gefundene Silberzeug in Stücke zu hauen, und in die Themse zu werfen. Einer unter ihnen, der ein Stück Silber in sein Hemd verbarg, wurde augenblicklich niedergestoßen. Alle Bücher und Papiere, die sie in der Bibliothek des Tempels fanden, wo viele Rechtsgelehrte wohnten, schleuderten sie in die Flammen. Die Häuser aller Höflinge standen in Feuer. Sie bedrohten den Tower selbst, und begehrten eine Unterredung mit dem Könige. Die Besatzung war zu schwach, um etwas zu unternehmen, der Vorrath an Lebensmitteln zu gering, um eine Belagerung auszuhalten. Der König ließ daher die Thüre öffnen und trat ihnen entgegen. Sie drangen in großen Haufen herein, gingen ungehindert hin und her, vertheilten sich auch einzeln ohne Furcht, kamen bewaffnet bis in des Königs Zimmer, sprangen auf sein Bett, wälzten sich darauf herum, und führten mit der Königin Mutter sehr unanständige Gespräche.

Andere suchten den Erzbischof von Canterbury, um ihn zu ermorden. Dieser ehrwürdige Greis wußte, welches Schicksal ihm drohte; er hatte die ganze Nacht mit seinem Beichtvater gebetet. Sie fanden ihn in der Kapelle, wo er eben das Abendmahl genossen hatte, rissen ihn vom Altar, und schleppten ihn auf einen freien Platz. Tausend Schwerter waren gegen ihn gezückt. »Meine Kinder,« redete er sie sanft an, was habe ich euch gethan? hütet euch, daß ihr

eure Hände nicht mit dem Blute eines Gesalbten befleckt.»
— Umsonst, sie spalteten ihm den Kopf, den sie auf der Londoner Brücke auf einen Pfahl steckten. Gleiches Schicksal hatten die Schatzmeister und mehrere der angesehensten Personen. Sogar die Fremden, besonders die Flammänder, wurden auf das grausamste ermordet. Um sie zu erkennen, mußten sie einige englische Worte nachsagen, die für einen Fremden schwer auszusprechen sind, und sprach der zitternde Mund nicht wie Jener Ohren es verlangten, so flog der Kopf.

Aus großem Uebermuth forderten die Aufrührer vom Könige allgemeine Vergebung; Abschaffung der Leibeigenschaft und der Frohndienste; Handels-Freiheit ohne Zölle. Richard sah sich gezwungen nachzugeben und einen förmlichen Freibrief auszustellen, worauf ein großer Theil der Empörer sogleich nach Hause zog. Allein der Dachdecker war so leicht nicht zu befriedigen; er begehrte eine persönliche Unterredung mit dem Könige; sie wurde ihm zugestanden; beide waren zu Pferde. Tyler hatte seinen Anhängern befohlen, auf ein gegebenes Zeichen des Königs Gefolge zu ermorden und ihn selbst gefangen zu nehmen. Dann ritt er vorwärts, und näherte sich dem Monarchen so sehr, daß die Köpfe ihrer beiden Pferde sich berührten. »Herr König,» sagte der Uebermüthige, »siehst du alle das Volk da unten?» — Wohl sehe ich es. — »Alle,» fuhr er fort, »haben geschworen mir zu gehorchen bis in den Tod, und werden nicht eher weichen bis du Alles bewilligt

hast, was wir verlangen.“ — Zu diesen geforderten Bewilligungen gehörte unter andern eine schriftliche königliche Erlaubniß, allen Rechtsgelehrten die Köpfe abzuschneiden.

Um den Sturm zu beschwören, versprach Richard, er wolle ihnen eben solche Freibriefe ausfertigen lassen, wie ihren heimgezogenen Brüdern. Der Unsinnige war nicht zufrieden, tobte, schmähte, fand es sogar sehr keck von dem Ritter John Newton, des Königs Schwertträger, daß er, in Gegenwart eines Feldherrn des Volkes, sich unterstehe zu Pferde zu sitzen, und nannte ihn einen Verräther. Du lügst, sagte der kühne Ritter. Da zog Tyler wüthend seinen Dolch und würde ihn ermordet haben, wenn nicht der König, um sein Leben zu retten, ihm befohlen hätte, abzusteigen. Der Dachdecker, durch Richard's Nachgiebigkeit immer kühner gemacht, forderte nun auch des Königs Schwert, welches der Ritter trug. „Nimmermehr!“ sagte Newton, „du bist nicht würdig des Königs Schwert zu berühren, und wären wir allein, du würdest nimmer eine solche Zumuthung wagen.“ — „Meinst du?“ erwiederte Tyler schäumend, „nun so schwöre ich, keinen Bissen eher in meinen Mund zu stecken, bis ich deinen Kopf habe springen lassen.“

Bei diesen Worten wollte der Blutdürstige sich auf das Schlachtopfer stürzen. Da rief Watworth, der Lordmajor von London, ein braver unerschrockener Mann, der schon lange mit Mühe seine Zunge im Zaume gehalten:

»Herr König, duldet nicht, daß ein so edler Ritter in Eurer Gegenwart von diesem Auswurf des Pöbels ermordet werde.«

Verhafte ihn! fuhr der König heraus. Alsobald versetzte Watworth dem Rebellen-General einen so gewaltigen Streich über das Haupt, daß er betäubt vom Pferde stürzte; Richard's Gefolge sprang herzu und tödtete ihn vollends. Da die Empörer ihren Anführer fallen sahen, erhoben sie ein gräßliches Geschrei, schüttelten die Schwerter, und setzten sich in Bewegung, um des Dachdeckers Tod blutig zu rächen. Jetzt war der Augenblick gekommen, in welchem Richard beweisen mußte, daß er des Thrones würdig sei, und er bewies es. Unerschrocken ritt der sechzehnjährige Jüngling mitten unter den wüthenden Haufen. »Was wollt ihr thun, meine Freunde?« rief er laut. »Wollt ihr euren König umbringen, um den Elenden zu rächen, der euch betrog?« — »Nehmt mich an seiner Stelle zu eurem Anführer, ich sage euch jede billige Forderung zu.«

Und siehe, überrascht durch des Jünglings Kühnheit, besänftigt durch seine Worte, legten sie plötzlich Alle die Waffen nieder. Stolz ritt er vor ihnen her, führte sie hinaus auf das freie Feld, ließ sie von Truppen umringen, aber kein Leides ihnen zufügen; ja, er verwarf mit Unwillen jeden Vorschlag, sein königliches Wort zu brechen. Mit eben den Freiheitsbriefen, die ihre Brüder erhalten, zogen sie ruhig heim. Der junge Monarch, ehe er seinen trium-

phirenden Einzug in London hielt, schlug den Lordmajor zum Ritter, und verordnete dankbar, daß alle seine Nachfolger im Amte die Ritterwürde empfangen sollten. Um ferner das Andenken dieser Begebenheit zu verewigen, setzte er einen Dolch in das Wappenschild der Stadt London.

O hätte der Geist dieses unerschrockenen Jünglings auf Ludwig dem Sechzehnten geruht! Europa genösse noch heute das verlorne, schmerzlich beweinte Glück.

Die räthselhaften Gäste.

(Eine wahre Begebenheit.)

Eines Tages, vor etwa sechzig Jahren, kamen zwei Engländer mit dem Paquetboot von Dower nach Calais, stiegen nicht bei dem, durch Yoriti berühmt gewordenen Monsieur Dessein, sondern bei einem unbedeutenden Gastwirth Namens du Long ab, ließen sich die besten Zimmer geben, verzehrten viel Geld, fanden des Wirths schlechte Küche sehr schmackhaft und seinen geschwefelten Wein sehr echt. Von einem Tage zum andern vermuthete du Long, sie würden weiter reisen, die Hauptstadt besuchen; denn daß sie blos gekommen wären, um Calais zu besehen, konnte sich doch Niemand einbilden. Aber sie reisten nicht weiter, und besuchten die Hauptstadt nicht, besahen auch nicht einmal die Merkwürdigkeiten von Calais, sondern gingen höchstens

dann und wann auf die Schnepfenjagd, saßen übrigens daheim, aßen, tranken und hatten Langeweile.

»Es mögen wohl Spions sein," dachte der Wirth, »oder Flüchtlinge, oder Narren. Gleichviel. Was geht es mich an? sie bezahlen honnet." Wenn er mit seinem Nachbar und Gevatter, dem Gewürzkrämer, Abends bei einem Schoppen Wein saß, so pflegten sie wohl die Köpfe über die räthselhaften Fremden zusammen zu stoßen: »Es sind Spions," meinte der Gewürzkrämer, »der Eine schielt mit dem linken Auge."

»Man kann schielen ohne ein Spion zu sein," entgegnete der Gastwirth; »eher möchte ich sie für Flüchtlinge halten, denn sie lesen alle meine Zeitungen, vermuthlich um der Steckbriefe willen."

Dann bewies aber der Gevatter, daß alle Engländer wenigstens den zwölften Theil ihres Lebens damit zubringen, Zeitungen zu lesen. Gewöhnlich kamen die beiden Zechbrüder am Ende darin überein, daß, da besagte Fremdlinge weder Spione noch Flüchtlinge zu sein schienen, sie durchaus nichts anders als Narren sein könnten; und dabei blieb es; ja in dieser Meinung wurde du Long noch mehr befestigt, als, nach einigen Wochen Einer der beiden Engländer, ein ältlicher Mann, ihn folgendergestalt anredete: »Mein lieber Herr Wirth, es gefällt uns bei Ihnen, und, wenn Sie sich in eine gewisse Grille fügen wollen, so könnte es leicht geschehen, daß wir unser Geld noch recht lange in Ihrem Hause verzehrten."

»Ew. Gnaden haben zu befehlen; ein Gastwirth ist ein geborner Knecht aller Grillen, die aus den vier Welttheilen bei ihm zusammen strömen.«

»Sie haben,« fuhr der Engländer fort, »zwar eine sehr große Bestie, nämlich einen Elephanten auf Ihr Aushängeschild malen lassen, allein Ihr Haus ist doch nur eine Mücke unter den Wirthshäusern; kaum finden sich drei erträgliche Zimmer, und die gehen zum Unglück alle auf die Straße hinaus. Wir lieben die Ruhe, wir wollen schlafen. Ihr Nachtwächter hat eine verdammt helle Stimme, und die Wagen rasseln die ganze Nacht auf der Straße, daß alle Fenster klirren. Wir erwachen alle Augenblick, um zu fluchen, und schlafen wieder ein, um nach einer Viertelstunde zu erwachen. Sie begreifen, mein lieber du Long, daß man dabei Gesundheit und Geduld verliert.«

Der Wirth zuckte die Achseln. »Wie steht's zu ändern?«

»Ganz leicht,« meinte der Gast, »wenn Sie eine kleine Ausgabe nicht scheuen, die wir sogar zur Hälfte tragen, und bei unserer Abreise nicht den geringsten Anspruch auf Ersatz machen wollen.« — Du Long, dessen dürrer Acker, seit dem Aufenthalt der Engländer, täglich durch einen Guineen-Regen befruchtet wurde, versprach, was in seinen Kräften stehe, zur Befriedigung der hohen Gäste beizutragen, nur könne er den Wagen das Rasseln, und dem Nachtwächter das Singen nicht verbieten.

»Ist auch nicht vonnöthen,« sagte der Fremde. »Sie haben da hinten im Hofe einen kleinen Garten, sind aber

wohl kein Liebhaber von der Gärtnerei, denn, außer ein wenig Petersilie für Ihre Wassersuppen, sehe ich nichts als Nesseln darin. Auch droht die alte Gartenmauer den Einsturz, trotz ihrer Dicke. Wie wär' es, wenn Sie den Platz benutzten, um ein kleines Gebäude aufzuführen, eine Art von Lusthaus, wenn es auch nicht mehr als zwei Zimmer enthielte? Man könnte es an die alte Mauer anlehnen, so sparte man noch einen großen Theil der Kosten, und die Mauer selbst würde dadurch gestützt. Wie gesagt, um eine ruhige Wohnung zu besitzen, tragen wir gern die Hälfte der Unkosten, und sind wir fort, so bleibt Ihnen das Gebäude, Sie haben dann ein Paar bequeme Zimmer mehr zu vermiethen. Finden Sie aber Bedenken, unsern Vorschlag einzugehen, so müssen wir ausziehen."

Allein der Wirth fand nicht das geringste Bedenken, ob er gleich im Herzen dachte: mein Gevatter und ich hatten wohl Recht zu vermuthen, daß die Leute Narren sind. Er ließ sogleich einen Baumeister rufen, der Platz wurde besehen, die Engländer beschrieben, wie sie es gern haben möchten, Balken und Ziegelsteine wurden schnell angefahren, drei leichte Seitenwände stiegen schnell empor, die alte Gartenmauer bildete die vierte, von ihr senkte sich ein halbes Dach herab; das Ganze sah einem Holzstall ähnlicher als einer Wohnung; aber die Gäste waren zufrieden und der Wirth lachte in's Fäustchen.

Zwei Monate verstrichen unter dieser wechselseitigen Zufriedenheit; die Guineen-Quelle floß reichlich, obgleich

der Wein täglich schlechter wurde; die beiden Engländer verließen ihre Wohnung selten, aßen, tranken und lasen die Zeitungen. Das Einzige, was dem Wirthe zum goldenen Elephanten auffiel, war, daß sie, um der nächtlichen Ruhe willen, sich ein eigenes Haus erbaut, und daß er nun doch sehr oft die ganze Nacht hindurch Licht bei ihnen erblickte. Einmal gerieth er auf den Einfall, sie möchten wohl falsche Münzer sein; da aber alle ihre Ausgaben durch seine Hände gingen, und ihre Guineen bei der sorgfältigsten Prüfung stets echt befunden wurden, so blieb dem Herrn Gevatter und ihm abermals keine andere Vermuthung übrig, als: sie sind Narren.

An einem schönen Herbsttage sah er sie mit Flinten über die Achseln gehängt hervortreten; sie erklärten, sie wollten sich mit der Schnepfenjagd belustigen, und nahmen auf drei Tage Abschied von ihm. Die drei Tage verstrichen und der vierte dazu, allein die Gäste kamen nicht wieder. Am fünften schüttelte du Long den Kopf; am sechsten schüttelte sein Gevatter ihn gleichfalls; am siebenten meldete er den bedenklichen Vorfall der Polizei, am achten wurde die verlassene Wohnung gerichtlich erbrochen. Da fand man auf dem Tische einen Zettel folgenden Inhalts:

»Lieber Herr Wirth. Wenn Sie ein wenig in der Geschichte bewandert wären, so würden Sie wissen, daß einst die Engländer während eines Zeitraumes von zweihundert und zehn Jahren Calais besaßen, daß endlich der Herzog von Guise sie daraus vertrieb, und es eben so mit ihnen

machte, wie einst Eduard III. mit den Franzosen, das heißt, er jagte sie mit dem Bettelstabe in der Hand zum Thore hinaus. Vor Kurzem waren wir so glücklich, in einem Kasten voll alter Pergamente Beweise zu entdecken, daß Einer unserer Vorfahren in Calais ein großes Haus besessen, auf einem Platze, den jetzt drei Häuser einnehmen. Eins von diesen dreien ist das Ihrige. Als unser Ahnherr fliehen mußte, vergrub er sein Gold und Silber am Fuße einer dicken Mauer, die noch heute existirt. Wir fanden unter seinen Papieren eine Zeitung, welche uns von der ganzen Lage der Gebäude genügenden Unterricht ertheilte, wir schifften sogleich selbst nach Calais, fanden glücklicherweise ein Wirthshaus auf dem für uns so interessanten Platze, mietheten uns ein, erforschten Alles, und dachten auf Mittel, das uns von Gott und Rechtswegen gebührende Erbe, ohne Aufsehen zu erregen, in Besitz zu nehmen. Auf welche Weise wir alle Schwierigkeiten gehoben haben, ist Ihnen bekannt. Das große Loch und der leere eiserne Kasten, welche Sie in unserm Schlafzimmer unter der Mauer finden werden, sind Beweise, daß es uns gelungen ist. Wir schenken Ihnen den Kasten, rathen Ihnen, das Loch wieder zuzumachen, und sich weiter nicht um uns zu bekümmern. Alle Nachforschungen würden doch vergebens sein, da wir unter fremden Namen uns bei Ihnen aufgehalten. Leben Sie wohl!»

Da stand der Wirth zum goldenen Elephanten mit offenem Munde. Der Herr Gevatter kam, beide guckten tief

in das Loch, dann wieder in den leeren Kasten, sahen einander an und meinten, die Leute wären doch wohl keine Narren gewesen.

V o n d e l.

So hieß der Shakespeare der Holländer. Er wurde 1587 geboren. Seine Eltern gehörten zu der Sekte der Wiedertäufer, er aber starb als ein guter Katholik im ein und neunzigsten Jahre seines Alters. In seiner Jugend handelte er mit Strümpfen, überließ aber bald den Kram seiner Frau, um sich ganz der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Vielleicht hat diese Verwandlung dem humoristischen Musäus Veranlassung zu der witzigen Vorrede zu seinem zweiten Grandison gegeben, wo er bekanntlich das menschliche Leben mit einem Strumpfe vergleicht. — Genie kann man diesem Vondel nicht absprechen, aber den Parnaß erklimmte er nicht auf den eingehauenen Stufen einer wissenschaftlichen Bildung, sondern wie eine Gemse von Klippe zu Klippe springend. Im dreißigsten Jahre lernte er Latein, nachher auch Französisch, und im sechs und dreißigsten fing er erst an Logik zu studiren. Das Letztere hätte er lieber unterlassen sollen, denn die damalige Logik konnte den gesunden Menschenverstand eher verfinstern als erleuchten. Den Stoff zu seinen meisten Trauerspielen nahm er aus der heiligen Schrift. Man findet in seinen

Werken ein Osterfest, oder die Erlösung des Volkes Israel, worin Gott der Vater selbst die Hauptrolle spielt. Ein anderes seiner Trauerspiele heißt: die Brüder, wo David die Kinder Saul's den Gabaonitern überliefert, von welchen sie gefangen werden. Ein drittes: die Empörung der bösen Engel und ihr Fall, verursacht durch eine heftige Leidenschaft, welche der Satan für Eva gefaßt. Das Stück sollte mit vielem Pomp aufgeführt werden, und man hatte bereits in Amsterdam ein prächtiges Himmelreich dazu verfertigt; aber die eifrigen Theologen wußten es zu verhindern. In Vondel's Werken ist es unter dem Titel Lucifer gedruckt. Ein viertes: das zerstörte Jerusalem, ist eine der seltsamsten Ausgeburten eines regellosen Genies. Nach dem Titel zu urtheilen, sollte man vermuthen, die Einnahme von Jerusalem mache den Knoten des Stücks; allein nichts weniger; Jerusalem ist bereits zerstört, wenn das Trauerspiel anhebt. Das übrige enthält blos allerlei hochtrabende Deklamationen, Grausamkeiten der Römer, Grausamkeiten der Juden, ohne irgend eine das Ganze verbindende Handlung. Joseph spricht einen Monolog, dann treten auf Titus selbst und dessen Centurio Librarius (ein seltsamer Name für einen römischen Hauptmann), blos um dem Sieger Komplimente zu machen; und zwar wartet Titus nicht einmal, daß sein Centurio das Rauchfaß vor ihm schwinge, sondern er selbst bewundert sich in mehr als hundert Versen, worauf dem armen Hauptmann nichts weiter hinzu zu fügen

übrig bleibt, als: daß der große Cäsar mit dem großen Titus gar nicht verglichen werden könne. — Dann erscheint eine große jüdische Prinzessin, die Tochter Zions genannt, von einer Menge heulender Hofdamen begleitet. Der Sieger verschließt seine Ohren vor ihren Jammerklagen; die Prinzessin Tochter Zions verbirgt sich unter den Trümmern der Stadt, aus welchen die römischen Soldaten sie ohne Barmherzigkeit hervorziehen, um den grausamen Titus zu verherrlichen. Am Ende scheint der Dichter, der nun einmal gar keinen Knoten geschürzt hatte, sehr verlegen um eine Entwicklung gewesen zu sein. Der ganze fünfte Akt besteht nur aus einer einzigen Scene. Simeon, der Bischof von Jerusalem, der entflohen war, kehrt seufzend zu den Ruinen seiner Kirche zurück. Ein Centurio, der ihm begegnet, hält ihn für einen Spion, wird aber durch die Erklärung befriedigt, Simeon gehöre zu der stillen Sekte der Christen. Dann erscheint ein Engel, der, um den frommen Prälaten zu trösten, ihm erzählt, die Zerstörung Jerusalems sei schon längst von den Propheten geweissaget worden, und sei eine Rache Gottes wegen der Verhärtung der Juden. Nach dieser erbaulichen Predigt, welche gedruckt nicht weniger als neun große Quartseiten füllt, verneigt sich der Bischof und der Vorhang fällt.

Den Stoff zu einem fünften Trauerspiele lieferte die Eroberung von Amsterdam durch die Anhänger Florent V., Grafen von Holland, der durch Gerhard von

Valsen ermordet wurde. Der Mörder war ein Neffe Gisbert's von Arnstel, des Herrn der Stadt, und die Veranlassung des Meuchelmordes eine mit Gewalt befriedigte Leidenschaft des Grafen von Holland für Gerhard's Gemahlin. Das schuldlose Amsterdam mußte für die That büßen. Es wurde fast wie Troja erobert, denn die Belagerer machten einen verstellten Rückzug, und hinterließen ein großes Schiff, in welchem ihre tapfersten Krieger versteckt lagen. Das Schiff wurde jauchzend in die Stadt gezogen, und — das übrige erräth man leicht. Die Begebenheit trug sich in der Weihnachts-Nacht zu, ein Umstand, den der Dichter nach seiner Gewohnheit benutzt, um Bischöfe, Aebte, Aebtissinnen, Mönche und Nonnen mit frommer Salbung sprechen und singen zu lassen. Die Gemahlin Gisbert's von Arnstel erblicket man, ihr Sonntagskleid anlegend, um in die Kirche zu gehen; man hört die festlichen Kirchen-Gesänge, und der Bischof von Utrecht stimmt in schönen holländischen Versen das Lied des alten Simeon an. — Dann plündert und wüthet der Feind gleich den Griechen in Troja, oder — um das stärkste zu sagen — gleich den Franzosen in Lübeck; Gisbert will Weib und Kinder einschiffen, um sie zu retten, allein die heldenmüthige Frau will durchaus das Schicksal ihres Gemahls theilen, welches Veranlassung zu einer sehr rührenden, pathetischen Scene gibt, die aber so lange dauert, daß Gott der Vater endlich für nöthig findet, den Engel Raphael zu schicken, der dem zärtlichen Paar befiehlt, nach

Preußen zu fliehen, wo eine dauerhafte Glückseligkeit seiner harre. (Ich habe in meiner preußischen Geschichte gezeigt, daß die Sage, der Mörder des Grafen von Holland habe Preußisch Holland gegründet, mit der Chronologie nicht vereinbar ist.) Um die Vertriebenen noch kräftiger zu trösten, weissagt ihnen der Engel die künftige Größe von Amsterdam, und die Religionsveränderung daselbst, nach dessen Befreiung vom spanischen Joche; wobei er sie jedoch ermahnet, dem Glauben ihrer Voreltern treu zu bleiben. — Dies Trauerspiel soll noch jetzt auf der holländischen Bühne mit großem Beifall gegeben werden.

Ein allegorisches Trauerspiel verfertigte Vondel, um die bekannte Hinrichtung des Großpensionaire Olden Barnepelt durch den Prinzen Moriz von Oranien verabscheuungswürdig darzustellen. Es enthält den Tod des von Ulysses angeklagten Palamedes, und die Allegorie ist größtentheils gut durchgeführt, nur ist, um die Aehnlichkeit zu vergrößern, der noch junge Palamedes zum Greis gemacht worden, und die griechischen Priester erscheinen im holländischen Prediger-Kostüme. Durch dieses Stück lud Vondel den Zorn des Prinzen von Oranien auf sich. Man wollte ihm sogar den Prozeß machen, und er hatte von Glück zu sagen, daß er mit einer Strafe von drei hundert Gulden davon kam.

Man glaube übrigens nicht, es sei meine Absicht gewesen, durch diesen Auszug Vondel's Verdienste herab zu würdigen. Er besaß allerdings ein großes Genie und eine

feurige Einbildungskraft. Die Letztere allein ist es, die der Dichter Werke im Strom der Zeiten nicht untersinken läßt. Wenn Form und Sprache längst veraltet sind, wird dieser göttliche Funken von einem verwandelten Geiste wieder hervorgezogen, um nur Formen durch ihn zu beleben.

Wer kann für sich stehen!

(Eine wahre Begebenheit.)

Muth ist nur Bekanntschaft mit der Gefahr. So spricht Guido im Julius von Tarent, allein der Spruch ist falsch. Muth, behauptet Gall, ist eine angeborne Eigenschaft; wem am Hinterkopfe ein paar Erhöhungen der Hirnschale fehlen, der ist und bleibt ewiglich ein Poltron. Gall zeigt den Schädel des General Wurmser, an welchem diese Erhöhungen sehr fühlbar sind. Gall's schöne Entdeckung würde auch für das praktische Leben von unabsehbarem Nutzen sein, wenn sie uns verbürgte, daß der Mensch nicht blos diese oder jene hervorstehende Eigenschaft besitze, sondern daß er auch, so oft die Gelegenheit sich darbietet, sie üben werde. Allein so ist es nicht. Das ausgebildetste Organ eines Menschen steht doch immer wieder unter tausend zufälligen Einflüssen; man kann Vormittag muthig und Nachmittag ein Poltron sein; umgekehrt erheben oft ein paar Gläser Wein oder ein paar Tropfen Opium den Feigherzigen zum Helden.

Einige Tage nach der Schlacht bei Malplaquet, im Jahr 1709, wurde die Witwe eines Edelmanns, die auf einem Landgute wohnte, Abends von der Tafel abgerufen, weil ein Fremder im Vorsaal sie zu sprechen begehre. Sie kam, erblickte einen alten Offizier mit dem Ludwigskreuze, der bleich, bebend, mit rollenden Augen vor ihr stand, und in dem sie endlich einen geliebten Verwandten erkannte, den sie seit vielen Jahren nicht gesehen; einen Mann, der, in einem der ersten französischen Regimenter, sich von den untersten Stufen bis zum Oberstlieutenant und Ritter durch Tapferkeit empor geschwungen hatte. Erschöpft, kaum seiner Stimme mächtig, bat er sie um eine Freistatt für diese Nacht. Erstaunen, Rührung, Neubegier wechselten in ihrer Seele; sie wollte ihn herein in den Kreis der Familie ziehen, er flehte ihn zu verschonen: sie bot ihm Erquickungen an, er schlug Alles aus und begehrte nur ein einsames Zimmer. Morgen, sagte er, sollen Sie Alles wissen, heute bin ich unfähig, Ihre Neubegier zu befriedigen. —

Die Dame erfüllte sein Verlangen. Als sie am andern Morgen nach ihm fragte, erfuhr sie, daß er die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und nieder gegangen, daß er um zwei Uhr des Morgens einen Brief geschrieben, um drei Uhr einen Bedienten geweckt, und durch ein Geschenk vermocht habe, den Brief auf die eine Meile weit entfernte Post zu tragen. Sie hatte keine Zeit, über alle diese Räthsel nachzudenken, denn schon trat er selbst herein.

»Madame«, sagte er, »ich bin Ihnen Vertrauen schuldig. Freiwillige Verzichtleistung auf Ihre Hochachtung sei meine erste Strafe. Wissen Sie also, daß ich vor der letzten Schlacht beordert wurde, mit hundert Grenadieren einen Vorposten, wenn auch nur eine Stunde lang zu vertheidigen, weil der Ausgang der Schlacht von der Behauptung dieses Postens abhängen konnte. Der General hatte das ehrenvolle Vertrauen zu mir, zu mir, einem alten, mit Wunden bedeckten Krieger, der noch nie seine Pflicht verletzt hatte. O Gott! kaum ließ der Feind sich blicken, so floh ich Elender, floh, der Himmel weiß, von welcher Furie gejagt. Erst nach drei Stunden fand ich meinen Kopf wieder, meine Ehre war auf immer verloren! — Ich eilte zu Ihnen, ich wollte Sie bitten, mich zu beherbergen, bis ich mit Sicherheit nach England entweichen und dort, unter fremdem Namen, meine Schande verbergen könnte. Allein, Gottlob! noch bin ich nicht so tief gesunken. Die Stille der Nacht hat mir die Besinnung wieder gegeben; meine Ehre ist dahin, aber nicht mein Ehrgefühl; es hat mir vorgeschrieben, was ich thun müsse, und ich habe sein Gebot rasch befolgt. Ein Brief an den General ist bereits auf der Post. Er enthält das Bekenntniß meiner Feigheit, und die Bitte, mir Zeit und Ort zu bestimmen, wo ich vor einem Kriegsrechte mich stellen, und die verdiente Strafe empfangen könne. Gern will ich mit meinem Leben die verlorne Achtung meines Feldherrn, das Mitleid meiner braven Kameraden erkaufen.«

Tief bewegt hatte die Dame ihm zugehört. Umsonst

versuchte sie den alten Mann zu trösten, oder gar Hoffnung der Verzeihung in ihm zu erwecken. »Nein! rief er wild, nimmer kann ich mir selbst verzeihen! die Nachsicht des Generals würde mich nur noch unglücklicher machen!« — Eine Woche verstrich, in welcher der brave, in seinen eigenen Augen entehrte Kriegsmann sein Zimmer nicht verließ, und vor jedem Bedienten die Augen niederschlug. Endlich kam die Antwort des Marschalls Villars, geschrieben zu Quesnoy den 26. September 1709. Sie lautet also:

»Es ist sehr traurig für die Menschheit, daß ein Mann von einem seit mehr als vierzig Jahren erprobten Muthe plötzlich vergessen konnte, was er seiner heiligsten Pflicht und sich selbst schuldig war; es ist aber nicht minder schön, daß derselbe Mann, so bald die Geistesverwirrung, die ihn fortriß, von ihm wich, freiwillig seinen Kopf darbietet, um sein Vergehen und das böse durch ihn gegebene Beispiel zu büßen. Das sind meine Gesinnungen, armer, unglücklicher P**! das sind die Gesinnungen aller Braven in der Armee; und wenn gleich die Kriegsgesetze nicht verstatten, Sie frei zu sprechen, oder auch nur Ihren Fehltritt zu bemänteln, so beklagen wir Alle Sie doch viel zu aufrichtig, um das heldenmüthige Anerbieten anzunehmen, zu welchem die bitterste Reue Sie vermocht hat. — Also, mein armer P**, empfangen Sie meine aufrichtigen Wünsche, vereinigt mit denen Ihrer alten Freunde, daß die Zeit Sie über ein Unglück trösten möge, welches wir fast eben so schmerzlich empfinden, als Sie selbst.«

Fand der Unglückliche Trost in diesem menschenfreundlichen Briefe? — Nein! — Da die Gerechtigkeit ihn nicht strafen wollte, so beschloß er nun, sich selbst zu strafen, und wahrlich härter, als hätte er, vom Kriegsrecht verdammt, mit verbundnen Augen vor seinen vormaligen Grenadieren gekniet. Er sandte sein Ludwigskreuz zurück, ging nach Calais, wo sich stets eine starke Garnison befand, zeigte sich da täglich in der Uniform seines Regiments, aber ohne Degen, und weihte so sich selbst dem Schimpf, vor den Augen der Soldaten als ein warnendes Beispiel herum zu wandeln. Gebückt unter der Last der Jahre und der Schande hat man ihn noch lange diese, für einen Mann von Ehre schreckliche Buße tragen sehen.

Wohl hatte der Marschall Villars Recht: es ist traurig für die Menschheit, daß sie oft in den gefährlichsten Augenblicken auf keine erworbene Tugend mit Sicherheit zählen darf. Was war es denn, das am 9. September den graugewordenen Helden plötzlich muthlos machte? — Man muß sich schämen, eine Vermuthung nieder zu schreiben, die gar zu schimpflich für die Menschheit klingt, und doch ist sie die wahrscheinlichste: er hatte vielleicht am Abend zuvor wider seine Gewohnheit zu viel gegessen.

Plato's Republik.

Die schlechten neuen Bücher werden gelesen, die guten alten vergessen. Was älter als zwei Leipziger Messen

ist, das verschmäht die Lesewelt. Vollends ein paar tausend Jahre alt, wie Plato's Republik, da schaudert sie! man muß froh sein, wenn man ihr zuweilen einzelne Brocken von so nahrhafter Speise, mit einer andern Brühe zugerichtet, wieder vorsetzen darf. Hier ist ein solcher Brocken aus einem Gespräch des Sokrates mit Thrasymach dem Sophisten, welcher Letztere keck behauptete: was man gerecht zu nennen pflege, sei nichts anders, als der Vortheil des Stärkern. Gesetze, sagte er, sind überall nur nach Belieben des Machthabers verfertigt; in Demokratien begünstigen sie das Volk, in Aristokratien den Adel, in Monarchien den Fürsten. Ueberall strafen die Gesetzgeber den Ungehorsam gegen ihren Willen als eine Ungerechtigkeit, also halten sie nur das für gerecht, was ihnen Vortheil bringt. Glaubst du im Ernst, fuhr er fort, daß der Hirt, der sich die Mühe nimmt, seine Herde auf die Weide zu führen, und sich jedem Ungemach der Witterung auszusetzen, es um der Schafe willen thue? nein, mein Freund, um der Wolle willen. So machen es auch die Beherrscher. Wenn der Schwache sich für den Starken opfert, und wenn der Starke den Schwachen mit Füßen tritt, so thun beide, was sie müssen. — Betrachte zum Beispiel einen Tirannen, einen auf dem Throne wohl befestigten Despoten; er bedient sich ohne Bedenken der Gewalt wie der List, um seine Zwecke zu erreichen. Er raubt fremdes Eigenthum, verschont weder das Heilige noch das Profane, es möge dem gemeinen Wesen oder einem Privatmanne zugehören. Es kommt blos darauf an, glück-

lich genug zu sein, um den Augen der Welt die Verbrechen zuentziehen, oder stark genug, um ihrem Urtheil zu trotzen; verwogen genug, um Alles zu wagen; klug genug, um nichts halb zu thun. Freilich, wem diese Vortheile mangeln, der wird blos ein Beutelschneider oder Straßenräuber, und am Ende gehangen. Aber hat man muthvoll einen großen Staat unterjocht, Königreiche erobert, Nationen in Fesseln geschlagen, ja, dann, mein guter Sokrates, verschwinden jene gehässigen Namen, verwandeln sich in prächtige Ehrentitel, und die ganze Welt, von Bewunderung ergriffen, segnet die glänzenden Verbrechen. Wenn man bisweilen der Ungerechtigkeit Böses nachsagt, so geschieht es nicht, weil man etwa sie verabscheute und selbst nicht ausüben möchte, sondern blos weil man sich fürchtet, man werde, als Gegenstand derselben, sie erdulden müssen. — Begreifst du nun den großen Sinn der Maxime: daß Alles gerecht ist, was dem Stärkern Vortheil bringt? und daß der Schwächere sehr ungerecht handelt, wenn er sich weigert, Jenem seine Ehre, Güter, Gesundheit und Leben zu opfern? —

So raisonnirt der Sophist Thrasymach immer fort, und der göttliche Sokrates antwortet ihm zwar durch manche schöne Redensarten; aber man muß bekennen, daß, wenn gleich Sokrates sich einbildet, und recht viel darauf zu Gute thut, den Thrasymach widerlegt zu haben, er selbst doch leider durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird.

Uebrigens wird hoffentlich Niemanden untersagt sein, Plato's Republik ganz oder theilweise zu übersetzen, und

daß die oben stehende Uebersetzung getreu ist, wird jeder Gelehrte finden, der sich die Mühe geben will, das erste Buch nachzuschlagen.

Fielding's Portrait.

Hogarth, ein vertrauter Freund von dem Verfasser des Tom Jones, beweinte dessen Tod um so schmerzlicher, da er ihn lebend nie hatte bewegen können, sich von ihm malen zu lassen. Eines Morgens, in seiner Werkstatt arbeitend, hört er plötzlich aus dem anstoßenden Gesellschaftszimmer eine hohle Stimme, die er augenblicklich für Fielding's Stimme erkennt, und die ihm zuruft: Hogarth! male mich! — Der Künstler, der an Gespenster nicht glaubte, stutzt, schüttelt den Kopf, lächelt über seine lebhafte Einbildungskraft und fährt fort zu arbeiten. Aber die Stimme läßt sich zum zweiten Male hören. Jetzt glaubte Hogarth, man wolle ihn foppen, springt auf, reißt die Thür auf und schaudert zurück, denn Fielding's Geist steht vor ihm, gelehnt an die offene Saalthür, sprechend: »Fürchte dich nicht, male mich schnell, ich darf nicht lange weilen.« — Hogarth ermannt sich, betrachtet das Gespenst, wagt aber doch nicht, es zu betasten. »Sei, wer du willst,« sagt er endlich, »du rufst mir die Züge meines Freundes zurück und bist mir willkommen.«

Flugs ergreift er Pinsel und Pallet und skizzirt Fielding's Gestalt. Das Gespenst nickt ihm Beifall zu und

verschwindet. — »Verschwinden nennt es meine Furcht — (so raisonnirt Hogarth mit sich selbst) — allein der seltsame Besuch kann auch eben so wohl mit einem einzigen Schritt in den dunkeln Vorsaal zurückgetreten sein.« — Er klingelt, seine Leute kommen, er fragt, keiner will einen Fremden gesehen haben. Er schweigt endlich, ohne sich näher zu erklären, geht eine Stunde auf und nieder, sucht sich selbst die Erscheinung weg zu spotten, glaubt, es sei ihm gelungen, wirft einen Blick auf das angefangene Bild und schaudert unwillkürlich, denn die Aehnlichkeit ist auffallend.

Die Stunde war gekommen, in der seine Werkstatt jedem Kunstliebhaber offen stand. Die Neugierigen versammeln sich zahlreich, Jeder, der Fielding's Portrait gewahrt, erkennt es auf den ersten Blick. Das Geheimniß quält den Künstler, und doch fürchtet er verspottet zu werden, wenn er es kund macht. Endlich vertraut er es seinem Freunde Garrik, der ihn lächelnd anhört und gesteht, er selbst habe den Geist gespielt, weil er Hogarth so oft und rührend klagen hören, daß er Fielding's Portrait nicht besitze. Der Künstler — obgleich selbst einer der wärmsten Bewunderer des großen Schauspielers — will ihm nicht glauben, hält eine so vollkommene Täuschung für unmöglich; allein Garrik überzeugt ihn bald, indem er am andern Morgen dieselbe Scene wiederholt. Ein bestochener Bedienter hatte ihm unbemerkten Zutritt verschafft. Jetzt umarmte Hogarth den Geist und bat ihn um Verschwiegenheit, vermuthlich aus Künstlereitelkeit, um das Pub-

likum zu überreden, es verdanke das Portrait eines seit acht Jahren Verstorbenen blos Hogarth's lebhafter Einbildungskraft. — Nach des Malers Tode befand sich Garrik einst in Paris (1764), wo er dem bekannten Schriftsteller de la Place ein Geschenk mit Fielding's Werken machte, und diesem — als er des Verfassers Portrait vor dem ersten Bande betrachtete — die Anekdote mittheilte. La Place erzählte sie weiter, niemand wollte sie glauben. Irgend ein Graf oder Marquis sagte ihm lächelnd: „Ich besuche Sie morgen auf einen Augenblick, wenn ich nach Hofe fahre; Sie sollen mir das famöse Portrait doch zeigen." Alsobald gab la Place seinem gefälligen Freunde Garrik Nachricht von dieser Verabredung. Der Marquis kam, trat mit der Lorgnette vor das Bild und spöttelte über die Begebenheit, die er eine sinnreiche Fabel nannte. Plötzlich ließ sich eine hohle Stimme hinter einem Bettschirme vernehmen: Hier ist Fielding selbst! — Der Marquis wendet sich und erblickt mit Erstaunen, über den Rand des Bettschirms hervorschauend, das Original des Gemäldes.

Wir besitzen in Deutschland einen Veteran der Schauspielkunst, der — mit eben dem Glück, mit welchem Garrik Fielding's Gestalt log — Friedrich den Großen darstellt; er heißt Christ.

Die Republik St. Marino.

Es möchte wohl von Staaten wie von Weibern gelten, daß diejenigen die besten sind, von denen am we-

nigsten gesprochen wird. Eine Frau und ein Staat, die viele Eroberungen machen, beglücken selten, jene ihren Mann, dieser seine Bewohner; jene wie dieser haben nicht Zeit, an ihre Kinder zu denken, die sind daheim dem Gesinde preisgegeben.

Von der kleinen, glücklichen Republik St. Marino wird so wenig geredet, daß ich sie, während meines Aufenthalts in Italien, auch nicht einmal habe nennen hören. Schade, daß ich nicht zufällig an sie erinnert wurde. Ich war in Rimini, nur wenige Meilen von ihr entfernt, und hätte den Ameisenhaufen lieber besucht, als manche brennende Revolutionssteppe. Diese verlorne Gelegenheit bedaure ich heute zweifach, da mir die Reise des berühmten Addison in die Hände fällt, der unter andern von dieser winzig kleinen Republik eine reizende Beschreibung liefert. Existirt sie noch? ist sie nicht auch verschlungen worden? — ich erinnere mich, vor mehreren Jahren in den Zeitungen gelesen zu haben, daß ihre Bürger den siegenden Franzosen entgegen eilten, ihrem Schutze sich empfahlen und dessen Zusicherungen erhielten; aber ist es auch dabei geblieben? — Das Schicksal von Frankfurt a. M., Nürnberg u. s. w. berechtigt wohl zu dieser Frage. Ohnehin stützten damals — wo ich mich recht besinne — die St. Mariner ihre Bitte auf einen Grund, der längst nicht mehr gilt; sie rühmten nämlich schon seit vielen Jahrhunderten die Freiheit zu besitzen, welche die Franzosen erst erworben zu haben glaubten. Ist ihnen wirklich ihre Rettung bis jetzt gelungen, so verdanken sie es wohl einzig ihrer Unbedeu-

tendheit, die freilich so auffallend ist, daß wohl nicht einmal ein französischer Divisionsgeneral Prince de St. Marino werden möchte.

Etwa drei deutsche Meilen von Rimini liegt St. Marino auf einem hohen Berge, dessen in Wolken verhüllter Gipfel einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist. Die ganze Republik besitzt nicht einen einzigen Brunnen, sondern behilft sich mit Regen- und Schneewasser in Cisternen gesammelt. Der Wein, der am Abhange des Berges wächst, ist der beste auf dieser Seite der Apenninen. Wenn die Einwohner aus ihrer in Wolken schwimmenden Stadt sich an den Fuß des Berges begeben, so haben sie auch die Grenzen ihres Gebiets erreicht. In diesem engen Kreise zählen sie drei Schlösser, drei Klöster und fünf Kirchen. Zu Addison's Zeiten bestand die Bevölkerung nur aus fünf tausend Seelen.

Der Sage zufolge gründete der heilige Marino, ein Dalmatier von Geburt, den kleinen Staat. Er war ein Maurer, der vor ein tausend drei hundert Jahren lebte, in Rimini sein Handwerk trieb, und endlich auf diesen damals unbewohnten Berg sich begab, um in der Einsamkeit den Rest seines Lebens strengen Religionsübungen zu widmen. Der Ruf seiner Heiligkeit bewog die Beherrscherin des Landes, ihm den Berg zu schenken. Bald gesellten sich mehrere Gefährten zu ihm, und das ist der Ursprung der Republik, die seinen Namen trägt, ein Ursprung, edler als der des von Räubern gegründeten Roms. Die schönste Kirche ist dem Heiligen gewidmet, dessen Gebeine sie bewahrt; seine

Bildsäule steht auf dem Hochaltar, in der Hand einen Berg mit drei Schlössern haltend, das Wapen der Republik. Seinem Schutz glauben die Bewohner die lange Dauer ihres Staates zu verdanken; ihnen ist er, nach der heiligen Jungfrau, der erste Heilige im Himmel, und eines ihrer Gesetze belegt denjenigen, der verkleinerlich von ihm zu sprechen wagt, mit gleicher Strafe, wie den Gotteslästerer.

Während alle Staaten von Italien wohl zwanzigmal Regierungsform und Herren gewechselt haben, behauptete St. Marino vierzehnhundert Jahre lang seine Unabhängigkeit. Freilich ist dessen Geschichte mager. Ein paar kleine, zu verschiedenen Zeiten gemachte, friedliche Erwerbungen und ein Krieg, in welchem es dem Papste gegen einen Herrn von Rimini Hilfstruppen lieh, das sind die ausgezeichneten Begebenheiten alle, die seine Annalen schmücken. Im Jahre 1100 kaufte es ein benachbartes Schloß, und ein zweites im Jahre 1170. Die Kaufkontrakte werden im Archive aufbewahrt, und sind durch einen besondern Umstand merkwürdig; denn die unterzeichneten Namen des Verkäufers, des Bevollmächtigten der Republik, des Notarius und der Zeugen, sind in beiden dieselben, obgleich siebenzig Jahre zwischen beiden liegen. Ein Irrthum in der Jahrzahl kann nicht vermuthet werden, denn man hat nicht allein die Namen der damals regierenden Päpste und Kaiser, sondern sogar ihr Regierungsjahr in der Urkunde angeführt; jener Umstand möchte also eher einen Beweis für das hohe Alter liefern, welches der Genuß dieser reinen

Bergluft gewährte. — Der Krieg, dessen ich erwähnte, an dem die St. Mariner Theil nahmen, wurde dreihundert Jahre später zwischen Papst Pius dem Zweiten und einem Mabatesta, Herrn von Rimini, geführt. Der Papst blieb Sieger und schenkte aus Dankbarkeit der Republik St. Marino vier kleine Schlösser. Dieser Zeitpunkt ist der glänzendste in ihrer Geschichte; ihre Herrschaft erstreckte sich damals bis auf den halben Weg zu einem benachbarten Berge; allein in folgenden Zeiten wurde sie wieder auf ihre alten Grenzen beschränkt. Diese zu vertheidigen wird ihr leicht, denn es führt nur ein einziger schmaler Weg auf ihren schroffen Felsen, und es ist sehr streng verboten, andere Wege anzulegen. Jeder Bürger übt sich in den Waffen.

Das Regiment verwaltete ursprünglich ein großer Rath, Arengo genannt, zu welchem jedes Haus einen Repräsentanten schickte. Allein die Menge der Stimmenden verursachte Verwirrung, weshalb man den Rath auf sechzig Mitglieder beschränkte, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten den Arengo zusammen berief; aber dann durfte auch keiner ausbleiben, bei Strafe ungefähr eines Pfennigs, und diese angedrohte Strafe, hieß es, soll nicht aus Gnaden vermindert werden, (sine aliqua diminutione aut gratia). Glückliches Ländchen, wo ein Pfennig hinreicht, um verletzte Bürgerpflichten zu bestrafen! — Die laufenden Geschäfte thut der Rath der Sechziger ab, der aber nur aus vierzig Personen besteht, Adelichen und Bürgerlichen zu gleichen Theilen. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren ist erforderlich, um Mitglied die-

ses Rathes zu werden, in welchem Stimmenmehrheit entscheidet. Er ist es, der die Beamten der Republik ernennt.

Bis hieher wird man die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem vormaligen großen Rath von Venedig bemerken, allein die Gewalt des Erstern ist noch ausgebreiteter. Kein Urtheil kann vollzogen werden, wenn nicht zwei Drittheile des Raths es bestätigt haben. — Die Mitglieder werden gewählt ohne Rücksicht auf Rang oder Geburt, nur können nicht zwei Personen aus Einer Familie im Rathe sitzen, und kein Sohn darf bei Lebzeiten seines Vaters eine solche Stelle bekleiden. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen zweier sogenannten Kapitäns, die den alten römischen Konsuln an Macht gleichen, doch immer nach sechs Monaten gewechselt werden. Nicht selten findet man Leute, die sechs und siebenmal Kapitäns gewesen sind, obgleich Niemand zweimal hinter einander gewählt werden darf.

Die vornehmste Person nach diesen ist der Richter, der sowohl die Civil- als Criminaljustiz verwaltet; aber um alle Uebel zu vermeiden, die in einem so kleinen Staate aus vielfältiger Verwandtschaft entspringen könnten, muß der Richter ein Fremder sein, und zwar ein Doktor der Rechte von unbescholtenem Rufe. Er bekleidet sein Amt drei Jahre, und wird, während dieser Zeit, auf Kosten der Republik unterhalten. — Die vierte Person im Staate ist der Arzt, der gleichermaßen ein Fremder, wenigstens dreißig Jahre alt, in Religion und Sitten unverdächtig sein muß. Auch ihn unterhält die Republik und löst ihn nach

drei Jahren durch einen andern ab; doch hält sie, den Arzt betreffend, vernünftigerweise minder streng über diesen Punkt; denn sie hatte denjenigen, den Addison in St. Marino fand und sehr rühmt, schon seit vielen Jahren beibehalten. — Auch der Schulmeister ist eine angesehene Person im Staate, und verdient es zu sein, wenn, wie Addison versichert, kaum ein Bürger gefunden wird, der nicht einigermaßen mit den Wissenschaften vertraut wäre.

Die Gesetze der Republik bewahrt ein lateinisches Buch in Folio, betitelt: Statuta illustrissimae reipublicae Scti. Marini, gedruckt zu Rimini auf Befehl der Regierung. Von diesen Gesetzen, von seinen Felsen und Schneetriften geschützt, lebte das Völkchen von St. Marino glücklicher, als die Bewohner der blühenden Thäler Welschlands; freilich auch so unbekannt, daß wohl viele gebildete Deutsche sich dessen blos lächelnd aus Lessing's Minna von Barnhelm erinnern, wo der Windbeutel Riccaut de la Marliniere sich rühmt, der Republik St. Marino gedient zu haben.

Piron und der Blinde.

Auf der in der Revolutionszeit berühmt gewordenen Terrasse des feuillans saß vormals ein blinder Bettler, der, um die Vorübergehenden zu rühren, schlechte Verse an seine Hütte genagelt hatte. Eines Tages klagte er laut, daß seine Muse ihm so wenig eintrüge, da rieth ihm ein schlauer

Freund, sich an Piron zu wenden, der täglich hier vorbeigehe, selbst blind sei, und ihm gewiß die Bitte um einige bessere Verse nicht abschlagen werde. Der Blinde machte sich den guten Rath zu Nutze, ließ sich zupfen, als Piron des Weges kam, und trug dem Verfasser der Metromanie sein Anliegen vor. Auf der Stelle diktirte ihm Piron folgende Zeilen:

> Chretiens, au nom du Tout-puissant,
> Faites moi l'aumone en passant,
> L'Aveugle, qui Vous la demande,
> Ignore, qui la lui fera,
> Mais Dieu, qui voit tout le saura,
> Il le priera, qu'il Vous la rende.

Die Begebenheit wurde schnell bekannt. Alles lief hin, um Piron's Verse zu lesen, und keiner las sie, ohne eine Gabe in den Hut des Blinden fallen zu lassen. — Mit Wehmuth erinnere ich mich hiebei des schönen Liedes, welches mein unglücklicher Freund Eckerdt für einen Blinden dichtete, und welches, zu der Harfe gesungen, jetzt schon seit fünfzehn Jahren dem armen Blinden Brot verschafft.

Politische Unterredung.

Vor sechsundzwanzig Jahren ist bei Cadell in London ein Buch erschienen, welches den Titel führt: Political conferences u. s. w. Darin steht unter andern ein Gespräch zwischen Cromwell, Fleetwood und Desbo-

rough, gehalten im Park von St. James, den 25. April 1657. Cromwell berathschlagt sich mit seinen Freunden, ob er den Königstitel annehmen soll, den das Parlament ihm angeboten. Des Usurpators Ehrgeiz, Eitelkeit und Heuchelei sind mit starken Farben gemalt. Anfangs stellt er sich abgeneigt, weil er hofft, daß Fleetwood und Desborough ihm zureden werden; als er aber andere Gesinnungen bei ihnen spürt, wendet er alle Ueberredungskünste an, um zu seiner Meinung sie zu bekehren. Hier ist ein Fragment dieses Gesprächs.

Cromwell. Morgen soll ich meinen Entschluß kund machen. Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, mich zu erleuchten, allein vergebens; darum versammelte ich euch, meine klugen, getreuen Freunde, um eure Gedanken zu vernehmen.

Fleetwood. Ich denke, daß deine Feinde dir einen Fallstrick legen. Meinen Dienst muß ich dir aufsagen, wenn du dein Ohr solchen Einlispelungen leihst. Haben wir nicht geschworen der Republik getreu zu bleiben? keinen König mehr zu dulden? welche Macht auf Erden kann dies Gelübde lösen?

Cromwell. Das Parlament, als Repräsentant des Volkes, ist allmächtig. Die den Schwur von uns gefordert, können uns auch von dessen Erfüllung lossprechen. Beruhige dein Gewissen und widerstrebe nicht selbst deiner künftigen Erhebung. Ich werde, in einem gewissen Range, mehr für meine Freunde thun können; ich werde,

unter einem gewissen Namen, die Ruhe des Staates, deren er so sehr bedarf, kräftiger befördern können.

Fleetwood. Nimmst du den Königstitel an, so stellst du dich und deine Familie selbst an den Abgrund, und vernichtest die Hoffnungen der rechtlichen Leute, deren Beistand zu dem gefährlichen Range eines Lord Protektors dich erhoben hat.

Desborough. Haben wir nur deswegen die monarchische Gewalt so lange bekriegt? haben wir Karl Stuart nur deswegen auf die Henkerbühne geführt, um dich zum Könige zu machen?

Cromwell. Ich hasse so wie ihr den königlichen Despotismus, aber ich hasse nicht die vier Buchstaben, die das Wort König (King) bilden. Ist es meine Schuld, daß Pack und Jephson dem Parlamente den Vorschlag gethan, mir die Krone anzubieten. Ich habe dem Letztern seine Verwegenheit vorgeworfen, und was hat er mir geantwortet? er bedürfe meiner Erlaubniß nicht, um zu thun, was sein Gewissen ihm vorschreibe. Er beruft sich also auf denselben Richter, an den ihr mich aus zwei andern Gründen verweist. Des Parlaments bewegende Ursachen werden nicht stets verborgen bleiben; das Volk fordert laut einen König; die Rechtsgelehrten sagen laut: der König sterbe nie, und, eigentlich zu reden, habe seit dem Anbeginn der Monarchie nur Ein König regiert.

Desborough. Die Kunstgriffe eigennütziger Rechtsgelehrten führen dich auf einen schlüpfrigen Pfad. Ich hoffe

es noch zu erleben, sie Alle, bis auf den Letzten, aus dem Parlamente gestoßen zu sehen. Gibst du ihnen Gehör, so verwickelst du dich in ein Labyrinth, aus dem du nimmer den Rückweg finden wirst.

Cromwell. Aber nicht sie allein, auch hundert Andere, die du wohl kennst, und die mit den Rechtsgelehrten nichts zu schaffen haben, drängen mich den Königstitel anzunehmen und verbürgen mir einen glücklichen Erfolg. Ihr wißt, das Volk klebt an Gewohnheit; warum sollte ich es nicht unter einem Titel regieren, an den sein Ohr gewöhnt ist?

Desborough. Wie? der Titel König und die damit verbundene Gewalt wären noch nicht vergessen? ist der verhaßte Titel nicht aus allen öffentlichen Akten ausgestrichen worden? trägt unsere Münze nicht ein anderes Bild? eine andere Umschrift? war England nicht eine Republik bis zu dem Augenblicke, wo du den Protektor an deren Stelle geschoben? hat diese Republik nicht zu Wasser und zu Lande sich durch Kriegsthaten hohen Ruhm erworben? ich protestire feierlich gegen deinen gefährlichen Anschlag.

Cromwell sucht nochmals alles hervor, um seine hartnäckigen Freunde zu widerlegen, und schließt mit der Versicherung, der eitle Titel habe zwar in seinen Augen keinen Werth, doch könne und werde auch das Volk nicht über einen Titel murren, der ein freiwilliges Geschenk des Volkes sei. »Der, den ich jetzt trage,“ fügt er hinzu, »hindert mich, Aller Wünsche zu befriedigen, und ich möchte doch so gern, nachdem ich dem guten englischen

Volke Bewunderung abgezwungen, nun auch von ihm geliebt werden."

Ludwig XIV., ein Physiognomiker.

Es ist wohl nur Wenigen bekannt, daß irgendwo in einem französischen Haus-Archiv eine sehr merkwürdige Briefsammlung vorhanden ist, wenigstens vor der Revolution noch vorhanden war, die jenen berühmten Monarchen Frankreichs, der dem Jahrhunderte, in welchem er lebte, seinen Namen gab, als einen eifrigen Physiognomiker darstellt. Wie würde der gute Lavater sich gefreut haben, wäre dieser sonderbare Umstand ihm bekannt geworden. Der Briefwechsel ist geführt zwischen dem Könige und seinem Arzte de la Chambre. Dieser Mann, der 1594 geboren wurde, war Mitglied der französischen Akademie, ergab sich in Nebenstunden der Philosophie und den schönen Wissenschaften, starb im fünf und siebzigsten Jahre, und hinterließ mehrere Schriften, die nicht alle vergessen zu werden verdienen. Hier sind die Titel von einigen derselben: Die Kennzeichen der Leidenschaften, in vier Theilen (zu Amsterdam gedruckt), die Kunst, die Menschen zu kennen. — Das Sistem der Seele. — Die Kenntniß der Thiere u. dgl. m. Schon die Titel dieser Bücher machen es wahrscheinlich, daß er auch mit der Physiognomik sich abgegeben. Aus dem Briefwechsel erhellt, daß er nicht blos den Charakter der Men-

schen in ihren Gesichtszügen las, sondern auch ihre Fähigkeiten, und zu welchem Amte sie brauchbar wären, und Ludwig XIV. baute so sehr auf diese trügliche Kunst, daß er keine Wahl traf, ohne zuvor sein Orakel befragt zu haben.

Am Schlusse der genannten Sammlung von Original-Briefen hat de la Chambre noch eigenhändig Folgendes hinzugefügt: »Wenn ich früher als Se. Majestät sterbe, so werden Se. Majestät künftig viele schlechte Wahlen treffen.« — Er starb in der That weit früher, und das Seltsamste ist, daß seine Prophezeihung nur allzuoft in Erfüllung ging.

Wenn jene merkwürdigen Blätter vom Sturm der Zeit nicht verweht worden sind, so wäre deren Bekanntmachung sehr zu wünschen, da sie ohne Zweifel viele unbekannte, auffallende Anekdoten enthalten.

Fragment aus einer spanischen Chronik.

Don Pedro, Graf von Barcellona, der siebente König von Arragonien, vermählte sich mit einer schönen jungen Gräfin, liebte sie aber nicht, sondern hielt sich zu andern Frauen, darob die gute Königin sich hoch betrübte, zumal da sie keinen Erben hatte. Eines Tages gelang es ihr, mit Hülfe eines Kämmerlings, sich unter fremdem Namen in das königliche Bett zu schleichen. Die Nacht verstrich in stiller Freude. Bei anbrechendem Tage wollte Pedro sie entfernen, allein sie öffnete ihren Mund und sprach: »Mein

Herr und Gemahl, ich bin nicht die Ihr glaubt. Ihr habt bei Eurer Frau geschlafen. Thut mir was Ihr wollt, aber ich gehe nicht von hier, bis Ihr Zeugen herbei gerufen, auf daß, wenn durch Gottes Gnade mein Leib gesegnet wird, Jedermann Euch als den rechten Vater erkennen möge." — Und der König zürnte nicht über den ehrlichen Betrug, sondern rief zwei Edelleute als Zeugen herbei. Zu rechter Zeit gebar die Königin einen Sohn; da erhob sich ein Streit, welchen Namen man dem erschlichenen Kinde beilegen solle. Endlich kam man überein, zwölf Fackeln anzuzünden, jede dieser Fackeln trug den Namen eines Apostels, und von der zuerst verlöschenden sollte der kleine Prinz den Seinigen entlehnen. So wurde er Jakob getauft. Er war in der Folge ein trefflicher Fürst, ein tapferer Feldherr, der siegreich die Mauren bekämpfte, von den Sarazenen die Insel Minorca eroberte, und im zwei und siebzigsten Jahre, in eine Mönchskutte gekleidet, starb. Die Begebenheit trug sich zu im zwölften Jahrhundert.

Wer hat Recht?

Viel, sehr viel sprechen und schreien die Franzosen heutzutage über die Engländer, aber Alles, was sie sagen, sind nur Wiederholungen dessen, was sie schon seit Jahrhunderten gesagt haben. So zum Beispiel erschien vor etwa einem Vierteljahrhundert eine Broschüre, betitelt: **Influence du despotisme de l'Angleterre sur les deux mondes,**

(Einfluß des englischen Despotismus auf beide Welten), in der die folgende Stelle vorkommt, die ungefähr Alles in sich faßt, was jetzt der Argus in jedem Blatte sprudelt.

»Die englischen Gesetze sind sehr mangelhaft, weil sie den Keim innerer Volksunruhen entfalten, und den Privat-Vortheil nicht blos mit dem der Nation, sondern sogar mit dem aller andern Völker überhaupt in Widerspruch setzen. Diese Gesetze sind ungerecht und grausam, weil sie Haß oder Verachtung gegen alle andere Staaten einflößen. Durch die Navigations-Akte von 1660 maßten die Engländer sich das Recht an, Tirannen des Handels und der Meere zu sein. Der Geist dieser Akte ist der Eroberungsgeist. Nun ist aber jeder Eroberungsgeist Rauberei. (Or, tout esprit de conquête est brigandage. Das Buch ist in Paris herausgekommen.) Seit jener Epoche haben die Engländer einen Theil der Nationen verschlechtert, (corrompu), um die übrigen unglücklich zu machen. Sie haben sich selbst verschlechtert, indem sie unaufhörlich den Mißbrauch mit der Macht verwechseln, die Zügellosigkeit mit der Freiheit, das Gesetz mit dem Eigensinn, die Gewalt mit dem Rechte. Sobald sie diese Stufe der Schlechtheit erklimmt hatten, durchbrachen sie alle Dämme, verletzten alle Rechte, spielten mit Freiheit, Ehre und den heiligsten Privilegien, um nur ihre Raubsucht zu befriedigen. Seit jener Epoche liefert ihre Geschichte blos eine abenteuerliche Verkettung von anscheinender Freiheit und wahrer Knechtschaft; von verwegenen oder ungerech-

ten Unternehmungen, vorübergehendem Ruhm, dauerndem Unglück, Fehltritten, Ausschweifungen und Verbrechen."

»In diesem neuen Carthago erblicket der rechtliche Mann nur ein habsüchtiges, egoistisches, undankbares, ungerechtes, wildes, mit Königsblut beflecktes, seine Mitbürger unterdrückendes Volk, dessen studirter Ehrgeiz nur dahin zielt, die alte wie die neue Welt zu unterjochen. Er erblickt in dem Betragen dieses Volkes nichts als Kunstgriffe, Abscheulichkeiten, grenzenlosen Stolz, zügellose Habsucht, gefräßige Angst (Sollicitudes voraces), treulose Unterhandlungen, eitle oder falsche Vorwände, Bruch der feierlichsten Tractaten, Schändung der heiligsten Gesetze, Verachtung aller Mächte, Beleidigung aller Flaggen. Endlich, um auch in den Herzen ihrer Kinder ihren Uebermuth, Unverschämtheit, Verwegenheit und Haß gegen das Menschengeschlecht fortzupflanzen, wenden sie alle nur ersinnlichen Mittel an, in Schulen, Kirchen, in öffentlichen und Privatversammlungen, vor den Richterstühlen, auf den Bühnen; unverständige Farcen, Pamphlets, Philippiken, beleidigende Deklamationen, zu welchen alle europäischen Völker wechselsweise den Stoff liefern müssen. So sieht der Leopard aus, der sich mit dem Raube der ganzen Welt mästen will; das ist der Feind, bei dessen Verderben alle Nationen frohlocken sollten."

Ich glaube dem Argus, dem Publicisten u. s. w., die oft um einen Stoff zum Schimpfen verlegen sind, einen Gefallen zu erzeigen, indem ich sie auf diese zum Aufwärmen dienliche Broschüre aufmerksam mache. Auch ein Eng-

länder hat sie kürzlich aufgespürt, und in einem Flugblatte davon gesprochen. Wie er davon gesprochen hat? erräth man leicht. Er kehrt nämlich den Spieß um, und meint ganz treuherzig: man dürfe nur statt der Worte Meer, Flagge, Leopard andere Worte an die Stelle setzen, und etwa vor der Hand das Unglück weglassen; so passe Alles ganz vortrefflich auf seine Feinde. —

Wer hat Recht? — das weiß ich nicht. Aber wer Recht behält? das weiß ich wohl. Der Stärkere.

Die Glücks-Quelle.

(Eine wahre Begebenheit.)

Vor etwa hundert Jahren war ein junger Soldat mit seiner Kompagnie in einer irländischen Kirche, setzte sich nieder, zog ein Spiel Karten aus der Tasche, und legte es Blatt für Blatt sehr ernsthaft vor sich hin. Sein Korporal verwies ihm die Gottlosigkeit, und als er nicht darauf achtete, führte man ihn nach geendigtem Gottesdienste zum Friedensrichter. »Wer bist du?" fragte dieser in einem strengen Tone, »und warum hast du dich unterstanden, die öffentliche Andacht zu stören?"

»Ach mein Herr!" sagte Richard mit bescheidener Dreistigkeit, »ich bin ein Unglücklicher, von armen Eltern geboren, die während unserer bürgerlichen Kriege im Dienst des Königs ihr Leben opferten und mich hilflos hinterließen.

Ich schämte mich, dem Kirchspiel zur Last zu fallen, da nahm ich vor drei Monaten Dienste in einem durch unser Dorf ziehenden Regimente. Das ist in zwei Worten meine Geschichte. — Was mein Betragen in der Kirche betrifft, so wird der Herr Korporal selbst bekennen, daß ich mit meinen Karten mich in den fernsten Winkel gesetzt habe.“

„Gleichviel!“ donnerte der Richter, der eben Gesellschaft bei sich hatte und gern zur Tafel gehen wollte, „gleichviel! wer hat jemals erhört, daß man in der Kirche Karten spielt, und wenn man auch ganz allein darin wäre?“

„Ich bitte mich zu hören,“ erwiederte Richard, „ich bin sehr arm und kann mir nicht einmal ein Gebetbuch kaufen. Daneben bin ich jung und zerstreut. Um nun meine frommen Gedanken, wie sich's gebührt, beisammen zu halten, bediene ich mich eines unschuldigen Mittels, nämlich dieser alten Karten. (Bei diesen Worten zog er sie aus der Tasche.) Sehen Sie das Aß — dabei erinnere ich mich, daß nur Ein Gott ist, Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Die Zwei bedeutet die Verkündigung Mariä; die Drei die heilige Dreieinigkeit; die Vier, die vier Evangelisten; die Fünf, die klugen und thörichten Jungfrauen; die Sechs, die Zahl der Schöpfungstage; die Sieben, den Ruhetag; die Acht und Neun, die Heilung der Aussätzigen, deren nur Einer dem Herrn dankte; die Zehn, die zehn Gebote; der Bube — o!“ rief er aus, indem er ihn beiseite warf, „der ist ein Schurke! in der Dame (fuhr er fort) erblicke ich die Königin von Saba, die zu Salomon kam,

und in dem König den Herrn des Himmels und der Erden.»

Der Richter lächelte. »Aber warum hast du den Buben geschimpft?»

„Weil ich darunter den gegenwärtigen Herrn Korporal verstehe," flüsterte der junge Mensch ihm in's Ohr, »der mich bei jeder Gelegenheit mißhandelt. Uebrigens dienen meine Karten mir nicht blos zum Gebetbuch, sondern auch zum Kalender, denn wenn ich die Augen zusammenzähle, so kommen gerade drei hundert fünfundsechzig heraus; folglich kann man einem armen Teufel eine solche Bibliothek wohl gönnen.»

Der Richter verbiß das Lachen, legte die Sache so ernsthaft als möglich bei, beschenkte den Jüngling, um sich ein Gebetbuch und einen Kalender zu kaufen, ließ sich seinen Namen sagen, und ging dann zur Gesellschaft, die er mit dem Schwanke unterhielt. Zufällig befand sich unter den Gästen der berühmte Swift, der, als er den Namen des jungen Menschen hörte, sich alsobald erinnerte, daß er Verwandte gleichen Namens habe. Es wurde nachgefragt, und fand sich in der That, daß Richard sein Vetter war. Da Swift mit allen Großen und Ministern auf einem vertrauten Fuße lebte, so wurde es ihm leicht, dem frommen Kartenspieler seinen Abschied auszuwirken. Er selbst vollendete dann dessen Erziehung, und verschaffte ihm eine einträgliche Stelle in Indien. Dort vermählte sich Richard mit einer reichen, liebenswürdigen Frau, kam nach fünfzehn Jahren nach England zurück, verheirathete seine Kinder in

die ersten Familien, und ein noch jetzt lebender Lord verehrt in ihm seinen Ahnherrn.

Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville.

(Vermählungsgeschichte Ludwig XIV.)

Männer und Frauen beobachten auf ganz verschiedene Weise, und weichen auch eben so sehr in der Darstellung ihrer Beobachtungen von einander ab. Unter sonst gleichen Umständen sind die Bemerkungen einer Frau stets treuer, schärfer, feiner, mannichfaltiger, als die eines Mannes. Der Letztere wird schon früh vor Zerstreuung gewarnt, daher fällt es ihm schwer, im Nothfall seine Augen zu verdoppeln. Auch von Natur besitzt er diese Gabe in weit geringerem Grade als die Frau, die überdies von Jugend auf durch tägliche Uebung sie ausbildet. Es ist bekannt, daß eine Frau in den schönen Jahren des Gefallens, ohne die mindeste Anstrengung, mehrere Männer zu gleicher Zeit, die ihr den Hof machen, zu beobachten versteht; ihr wird nichts Bedeutendes entschlüpfen; sie bewacht mit Einem Auge den Mann zur Rechten, mit dem andern den zur Linken, und behält immer noch Sehkraft genug übrig, um auch gerade vor sich hin zu sehen, was sie sehen will; ja — es verdient der Triumph der Kunst genannt zu werden — daß sie Alles das oft sogar mit niedergeschlagenen Augen bewirkt. Wenn ein Mann die erste Minute

zum Sehen, die zweite zum Fühlen, die dritte zum Nachdenken braucht, so thut hingegen eine Frau das Alles zu gleicher Zeit. Und nicht genug, daß keine Thorheit der zunächst sie Umgebenden ihren Blicken entgeht, sie sieht auch zugleich was die übrigen Anwesenden thun und denken; ihre allgegenwärtigen Augen sind stille Zuhörer jedes Minnegesprächs, in welchem Winkel es auch geführt werde; sie sitzen beständig vor dem Klavier der Seele, und spielen von jeder Stirn die Noten ohne Fehlgriff gleichsam vom Blatte weg. Es ist nicht etwa Liebe allein, welche der Frau die äußern und innern Sinne schärft, es ist Weiblichkeit, nichts als angeborne Weiblichkeit — Instinkt. Diese Gabe ist die stärkste Schutz- und Trutzwaffe, welche die Natur ihrer Schwäche verliehen, die gefährlichste für ihren gebornen Feind, den Mann, denn sie weiß ihn auswendig, ehe er sich selbst noch kennt.

Den Mann schuf die Natur zum Handeln, darum bringt er es im Beobachten selten weit; der Höfling freilich noch am weitesten, theils weil er selten handelt, theils weil er stets von Feinden umringt ist, die ihn freundlich hassen, und die er eben so freundlich wieder haßt; nichts aber schärft — (die Liebe ausgenommen) — den Beobachtungsgeist mehr als der Haß, der stets mit Furcht verknüpft ist; denn Haß ohne Furcht ist eigentlich nur Neid. Dennoch wird der männliche Höfling nie so sicher beobachten als der weibliche. Nur verliebte Frauen selbst die klügsten, nehme ich von dieser Behauptung aus, liebende nicht. Einer verliebten Frau ist freilich nicht

mehr zu trauen, sie sieht nur was sie zu sehen wünscht; die blos liebende hingegen bewahrt sich Freiheit des Geistes genug, um allenfalls auch den Geliebten richtig zu würdigen.

Tritt sie nun endlich in die Jahre, wo sie der Liebe seufzend Abschied gibt, oder geben muß, so trägt sie ihre ganze, lange geübte Beobachtungskunst auf andere Gegenstände über; die Thörin auf Kleinigkeiten, die Kluge auf Begebenheiten, und wenn die letztere ihre Beobachtungen aufzeichnet, so zaubert sie jeden Leser, wenn er auch Jahrhunderte nach ihr geboren wurde, in ihre Gegenwart, und macht ihn, nicht blos zum Augenzeugen, sondern auch selbst zum Beobachter, was er, im Ernst gegenwärtig schwerlich gewesen wäre. Freilich wird sie dem Anschein nach, mehr Kleinigkeiten erzählen, als ein Mann an ihrer Stelle gethan haben würde, aber man prüfe nur diese Kleinigkeiten, und man wird finden, daß es lauter Tropfen aus der Quelle sind, welche dem Geschichtsforscher — der die in einer Urkunde aufgestellten unmotivirten Resultate anstaunt, verborgen blieb. Immerhin halte sich der Gelehrte, dem es blos um Thatsachen und Jahrzahlen zu thun ist, an jene Urkunden, für ihn schrieb keine Frau. Wem es aber Vergnügen macht, durch den getheilten Nimbus des Hofes, die handelnden Personen in ihrer wahren oft sehr menschlichen Gestalt zu erblicken; wem es Vergnügen, oder auch Schauder erregt, zu sehen, wie die wichtigsten Begebenheiten — nicht bisweilen, nicht oft, sondern immer — aus

solchen Fäden sich hervor spinnen, die von kleinen Leidenschaften der Großen erzeugt, von unbedeutenden Neben-Personen regiert werden; der lese die Memoiren einer klugen Frau. Eine solche war Madame de Motteville.

Ich kenne in Deutschland eine Dame, die durch Scharfsinn, Beobachtungsgeist, Wahrheitsliebe, und durch die Verbindungen, in welchen sie von Jugend auf gelebt hat, fähig wäre, vortreffliche Memoiren zu liefern, und wenn sie es nicht thut, so begeht sie einen Raub an der Nachwelt. — Bis also Frau von S** sich entschließt, die Feder zu ergreifen, verweise ich auf die Memoiren der Madame de Motteville, als einen Beleg zu meinen obigen Behauptungen. Man muß sich nicht daran kehren, daß etwas zu viel Frömmigkeit und etwas zu viel Respekt ihre Urtheile bisweilen irre leiten, ihre Beobachtungen hingegen bleiben immer trefflich; sie war ein Günstling der Königin Anna von Oesterreich, durch die, während der Minderjährigkeit Ludwig des Vierzehnten, der Kardinal Mazarin Frankreich beherrschte; sie war Augenzeuge, und sehr oft Vertraute, von den wichtigsten Begebenheiten. Nach dem Tode ihrer Gebieterin ging sie in ein Kloster, und schrieb dort ihre Memoiren mit unverkennbarer Wahrheitsliebe. Sie sind in fünf Bänden gedruckt, die ganz zu übersetzen, vielleicht verdienstlich wäre, doch schwerlich vom großen Publikum dafür erkannt werden würde. Ich begnüge mich daher, dann und wann pikante Fragmente daraus zu liefern. Zu diesen zähle ich die Vermählungsgeschichte Ludwig des Vierzehn-

ten, die man nirgends so umständlich und lebhaft dargestellt findet, denn hier war das Frauenzimmer in seinem Elemente.

Der junge König flatterte von einem hübschen Mädchen zum andern, oft war es auch nicht Schönheit, die ihn fesselte. Während des Hofes Aufenthalt zu Fontainebleau im Jahre 1658 schien er sich vorzüglich mit Mademoiselle Mancini, einer Nichte des Kardinal Mazarin, zu beschäftigen, trotz ihrer Häßlichkeit, die damals auffallend war. Ein kühner, heftiger Geist beseelte dieses Mädchen; sie liebte den König wirklich, das milderte ein wenig ihre Heftigkeit, die, wenn sie auch bisweilen ausbrach, nur für einen Beweis ihrer Leidenschaft galt und dem dankbaren Geliebten nicht unwillkommen war. Indessen blieb diese Leidenschaft doch in gewissen Grenzen. Man behauptet wenigstens, viel Sittsamkeit, oder vielmehr viel Ehrgeiz, hätten ihr Vertrauen zu sich selbst eingeflößt, und wenn sie etwa an den tugendhaften Absichten des Königs zweifelte, so hätten solche Zweifel doch keine Furcht bei ihr erregt. Sie sah das Beispiel ihrer Schwester der Gräfin von Soissons, die Ludwig auch geliebt hatte, und die, statt ihren guten Ruf zu verlieren, die Hand eines angesehenen Mannes dadurch erwarb. Daß ihr wenigstens Gleiches wiederfahren werde, durfte sie hoffen. Geist und Liebe ersetzten den Mangel der Schönheit. Es gibt keine stärkere Fesseln für eine edle Seele, als das Bewußtsein geliebt zu werden. Dieses Bewußtsein knüpfte den König so fest an Mademoiselle Mancini, daß,

ohne die Standhaftigkeit der Königin Mutter und die Mäßigung des Kardinals, die außerordentlichsten Folgen zu befürchten schienen.

Indessen war ganz Europa aufmerksam, und alle Prinzessinnen erwarteten mit unruhiger Neubegier, welcher unter ihnen das Glück beschieden sei, zu Ludwig's Gemahlin erkohren zu werden. Die Herzogin von Savoyen warb bei dem Kardinal für ihre Tochter Margarethe, die nicht schön war, und bereits die Kränkung erleben mußte, daß der Herzog von Baiern die jüngere, schönere Schwester ihr vorzog. Ludwig hatte zwar oft erklärt, er begehre eine schöne Frau, allein es schien doch, er werde sich mit der häßlichen Margarethe begnügen müssen, denn der Minister, der ihn überhaupt nicht eher vermählen wollte, bis er dazu gezwungen würde, ertheilte im Nothfall dieser Prinzessin den Vorzug, vielleicht weil er selbst, durch seine Nichte, die Gräfin von Soissons, mit ihr verwandt war. Er gab der Herzogin von Savoyen zwar keine entscheidende Antwort, allein er versprach ihr doch eine Zusammenkunft mit dem jungen Könige. Dessen Mutter hingegen, Anna von Oesterreich, wünschte sehnlichst den Frieden mit Spanien, den eine Vermählung mit der Infantin von Spanien für immer befestigen konnte. Die Art, mit der sie davon sprach, verrieth freilich, daß sie wenig Hoffnung hatte, ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Auch schien bis jetzt dieses Ziel unerreichbar, so lange der König von Spanien keinen Sohn hatte, folglich die Infantin Erbin

aller seiner Staaten war. Vor Kurzem hatte die Geburt eines Prinzen diese Schwierigkeit gehoben; die Königin von Spanien erwartete abermals ihre Niederkunft; nur das unerschütterliche Mißtrauen der Spanier stand noch im Wege.

Wenn die Infantin Ludwig's Gemahlin nicht werden konnte, so hätte seine Mutter am liebsten die Prinzessin von England, die Tochter des enthaupteten Karl I. dazu erkohren, denn dies liebenswürdige Geschöpf schien der Königin nicht weniger als ihrer eigenen Mutter ergeben. Allein theils war Ludwig der einzige Mann in Frankreich, der keinen Geschmack an ihr fand, theils hatte der Kardinal kein Interesse, auf diese Seite sich zu neigen. Die Königin bedauerte oft, daß die Prinzessin nicht drei Jahre älter sei, denn es ging dem Könige wie allen Jünglingen, er liebte nur völlig erwachsene Mädchen; diese war ihm noch zu jung.

Der schlaue Minister, die Absichten der Herzogin von Savoyen begünstigend, veranstaltete eine Reise des Hofes nach Lion, unter dem Vorwand, den König von Spanien zu einer Erklärung zu nöthigen, wenn er sehen werde, daß man den jungen Monarchen von Frankreich mit Margarethen vermählen wolle; im Grunde hoffend, daß Ludwig, der vor Begierde brannte eine Frau zu haben, die erste beste von seiner Hand empfangen werde, zumal da Margarethe den Mangel der Schönheit durch Eigenschaften des Geistes und Herzens bedeckte. Genug, der Kardinal verlangte eine Königin, die ihm allein ihre Erhebung

verdankte, deshalb nahm er auch keine Rücksicht auf die Wünsche des Publikums, die sich ziemlich laut für Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, erklärten, eine schöne Prinzessin, älter als Ludwig. Auch die Königin von Portugall hatte eine häßliche Tochter, von der sie ein schönes Portrait nach Paris sandte, und dem französischen Gesandten, Cominges, große Schätze bot, wenn er diese Vermählung zu Stande bringe; allein vergebens. Als die Reise nach Lion ruchbar wurde, konnte sie ihre Kränkung nicht verbergen, sondern sagte dem Gesandten mit dürren Worten: sie wundere sich, daß sein Herr eine so schlechte Wahl treffe. — Unter allen diesen erlauchten Nebenbuhlerinnen stand zwar Mademoiselle Mancini im Hintergrunde, doch an Hoffnung war sie nicht die ärmste unter ihnen. Sie ging dem Könige nicht von der Seite, der hinwiederum sie so auffallend auszeichnete, daß seine Mutter damals Kummer und Mißfallen oft laut gegen ihre Vertrauten äußerte. Zurückhaltender blieb sie die Prinzessin Margarethe betreffend, von der sie mit Achtung sprach, erklärend ihres Sohnes Glück werde auch das ihrige sein.

Anfangs hatte sie keine Lust mit nach Lion zu reisen, besann sich aber anders, in Hoffnung, dort Gelegenheit zu finden, die Vermählung zu hintertreiben. Man wird in der Folge sehen, daß dieses Schwanken in ihrem Entschlusse eine Fügung des Schicksals war, denn, um ihr Reisegeräth in Stand zu setzen, mußte die Abreise von Paris vierzehn Tage verschoben werden, und dieser Aufschub

bewirkte große Veränderungen. Madame de Motteville bedauerte sie eines Tages, daß sie, in der rauhen Jahreszeit eine so weite Reise wagen wolle. „Sehen Sie denn nicht," erwiederte Anna, ihr den Arm drückend, »daß ich reisen muß?" — und als die Gräfin Flex, die zurückblieb, sie bat, wenn des Königs Vermählung entschieden sei, ihr sogleich Nachricht davon zu geben, erwiederte sie kopfschüttelnd: »Sein Sie ganz ruhig, ich hoffe keine Nachrichten für Sie zu haben." — Oeffentlich hingegen schien sie gar keinen Theil an der Sache zu nehmen.

Am 25. Oktober reiste der Hof endlich ab. Die Herzogin von Savoyen war zwar auch nicht frei von Unruhe, doch sie vertraute auf den Vortheil des Ministers, die geringe Wahrscheinlichkeit einer Verbindung mit Spanien und die Verdienste ihrer Tochter. Alle, die die Prinzessin gesehen hatten, sprachen vortheilhaft von ihr, erhoben ihre Tugend, ihren Verstand, und beschrieben sie zwar nicht schön, aber sehr liebenswürdig. Die Herzogin schmeichelte sich, da der ganze französische Hof, durch die angetretene Reise, ihr einen solchen Schritt entgegen that, man werde nun nicht mehr zurücktreten können. Die bescheidene Prinzessin dachte anders, wie man nachher erfahren. Sie fürchtete die Kränkung, verschmäht zu werden; sie suchte sich von der Reise los zu machen, stellte sich sogar krank, doch alles vergebens. Indessen erwarb sie sich durch ihr Betragen allgemeine Hochachtung und Jedermann erklärte, wenn sie nicht Königin werde, so sei sie wenigstens würdig es zu sein.

Der französische Hof kam am 23. November nach Lion, der savoyische am 25. Sobald man die Annäherung des letztern erfuhr, eilte der Kardinal Mazarin ihm drei Meilen weit entgegen; Monsieur, des Königs Bruder, empfing die Gäste eine Meile von der Stadt, der König selbst, nebst seiner Mutter, fuhren eine halbe Meile. Dann setzte sich der König zu Pferde, und ritt bis auf zehn Schritt dem ankommenden Wagen entgegen. Die Herzogin mit ihren Töchtern stieg aus. Der König bewillkommte sie mit hochklopfendem Herzen, und starren Blicken auf die ihm bestimmte Braut, sprengte dann zurück an den Wagen seiner Mutter, und rief mit großer Fröhlichkeit: „Sie ist sehr angenehm, sie gleicht ihrem Portrait vollkommen. Ein wenig braun ist sie freilich, aber sehr schön gebaut."

Jetzt stieg auch die Königin aus, die Herzogin küßte ihr, das Knie ein wenig beugend, ehrfurchtsvoll die Hand, die Prinzessinnen begrüßten sie kniend; Alle wurden von der Königin dem Anschein nach zärtlich umarmt. Sämmtliche hohe Personen stiegen jetzt in Einen großen Wagen. Ludwig saß neben Margarethen, unterhielt sie sehr lebhaft und sprach, wider seine Gewohnheit, viel; auch sie blieb ihm keine Antwort schuldig. Anna vertraute nachher der Frau von Motteville, sie habe das junge Paar ängstlich beobachtet, und sich der Unruhe, über diese schnelle Vertraulichkeit, nicht erwehren können, zumal da sie, gleich den übrigen Augenzeugen, bekennen mußte, Margarethe sei schön gewachsen, reizend gebaut, habe schöne Augen und fein gezeichnete Augenbraunen. Hängende Wangen

hatte sie von ihrer Mutter geerbt, ihr Mund war ein wenig groß, ihre Nase nicht schön, ihre Farbe braun, doch nicht häßlich bei Licht. Ihr Anstand war edel, fast stolz; sie schien nicht verlegen, Aller Augen auf sich geheftet zu sehen.

Mit großem Pomp hielt die glänzende Gesellschaft ihren Einzug in die Stadt, und stieg bei der Königin Mutter ab. Hier dankte die Herzogin öffentlich dem Könige und dem Kardinal für die Zurückgabe der Citadelle von Turin, und erhob diese Gefälligkeit mit einem solchen Schwall von Schmeichelworten, daß es der Königin mißfiel. Uebrigens schien an diesem ersten Abend sich Alles zum Vortheil der Prinzessin zu neigen.

Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Die Infantin von Spanien selbst erzählte in der Folge der Frau von Motteville, daß, als ihr Vater von der Reise nach Lion gehört, er ausgerufen habe: »Das kann nicht sein, und wird nicht sein.« — Sie selbst gestand, sie habe diese Begebenheit sehr ungern, ihres Vaters Worte hingegen sehr gern vernommen, und zu ihrem Troste sie oft leise wiederholt. Schnell wurde Dom Antonio Pimentel nach Frankreich abgefertigt, um Frieden und die Hand der Infantin dem Minister anzutragen. Er eilte, ohne Pässe, auf die Gefahr gefangen zu werden, nach Lion, und an demselben Tage, in derselben Stunde, wo die Herzogin von Savoyen durch das eine Thor dieser Stadt fuhr, kam er verkleidet durch das entgegengesetzte. Doch sah er den Kardinal an diesem Abend vermuthlich noch

nicht, aber er vertraute sich Colbert, der ihn am andern Morgen bei dem Minister einführte. Seine Sendung hatte den erwünschten Erfolg. Die Vortheile, die er bot, waren zu überwiegend; der Kardinal gab den Gedanken an die savoy'sche Prinzessin augenblicklich auf.

Noch wußte die Königin Mutter nichts; ihr Herz wurde von Kummer zernagt, denn als sie am Abend zuvor, den jungen, feurigen Ludwig von Margarethen abwendig zu machen versuchte, erklärte sich dieser sehr bestimmt, und ließ sich sogar die Worte entschlüpfen: er sei nun endlich Herr. Seine Mutter, die selten weinte, vergoß häufige Thränen, und ließ in allen Klöstern von Lion um Erfüllung ihrer Wünsche beten. Beringhen, der erste Kammerdiener, gegen den sie ihren Schmerz laut äußerte, ging noch spät zum Kardinal, um ihn wo möglich umzustimmen. Allein Mazarin erwiederte trocken: »meine Schuld ist es nicht, wenn der König sich verliebt hat, und die ganze Sache geht mich nichts an.» — Das war gewöhnlich seine Antwort, wenn er etwas abschlagen wollte, er, ohne dessen Zustimmung sonst nichts geschehen durfte.

Man denke sich nun das frohe Erstaunen der Königin, als der Kardinal am andern Morgen zu ihr in's Zimmer trat, wo sie eben kummervoll, in tiefen Gedanken, den Kopf auf den Arm gestützt saß, und ihr lächelnd zurief: »eine gute Neuigkeit, Madame! ich bringe Ihnen den Frieden sammt der Infantin.» — Wie durch einen Zauber-

schlag verschwand der düstre Wolkenvorhang, der die schöne, heitere Zukunft ihr verhüllt hatte.

Der junge König erfuhr an diesem Tage noch nichts, obgleich sein Betragen gegen die Prinzessin, aus ganz andern Ursachen, bereits verwandelt erschien. Mademoiselle Mancini nämlich — die jetzt etwas weniger mager und häßlich war, auch durch die aus ihren Augen strahlende Liebe verschönert wurde — nahm sich die Freiheit, eifersüchtig auf Margarethen zu werden, machte dem Geliebten bittere Vorwürfe über den Geschmack, den er an der savoyischen Fürstentochter zu finden schien, und brachte es wirklich so weit, daß der ganze Hof seine Kälte gegen die Prinzessin bemerkte. Nun glänzte Zufriedenheit in den Augen der unwürdigen, aber siegenden Nebenbuhlerin, und sie folgte dem Könige überall, wie sein Schatten. Diese Kränkung diente doch nur, um Margarethen Aller Hochachtung, selbst die der Königin Mutter zu erwerben; denn — Ludwig mochte sie bemerken oder nicht — die Enkelin Heinrich's des Vierten blieb sich immer gleich, freundlich, höflich gegen Jedermann, ohne die mindeste Spur von Gefallsucht. Da der Kardinal der Herzogin, ihrer Mutter, wirklich schon zu viel versprochen, auch die Reise nach Lion selbst eine Art von Verbindlichkeit war, die er gleichsam im Angesicht von ganz Europa übernommen, und die Herzogin sehr dringend ihn daran erinnerte; so gab es Tage, wo Margarethens baldige Vermählung außer Zweifel schien, und wiederum andere, wo der Einfluß des spanischen Unterhändlers, von den Wünschen der Königin Mutter leb-

haft unterstützt, das angeknüpfte Band zu zerreißen drohte; aber es mochte nun jenes oder dieses geschehen, auf Margarethens Gesicht war nichts davon zu lesen, und ihr edler Stolz verließ sie keinen Augenblick. Der Kardinal eröffnete endlich der Herzogin, daß man hoffe, sie werde es nicht übel deuten, wenn, um Frieden für Frankreich zu erlangen, die Infantin ihrer Tochter vorgezogen werde; er sagte ihr aber nicht, wie weit diese Unterhandlung schon gediehen sei, ließ sie vielmehr hoffen, sie habe wenig davon zu befürchten, und ertheilte ihr die bestimmte Versicherung, daß, im Fall jene Aussicht verschwinde, keine andere als Margarethe den Thron von Frankreich besteigen solle. Dasselbe wiederholte ihr die Königin und damit war die leichtgläubige Fürstin zufrieden. Der Herzog von Savoyen, ihr Sohn, kam jetzt auch nach Lion, und erwarb sich auf einem glänzenden Balle den Beifall der Königin Mutter in einem hohen Grade, durch eine Galanterie im Geschmack der alten Ritterzeiten, die der Eitelkeit der alten Dame sehr behagte. Sie hatte nämlich noch sehr schöne Hände und zeigte sie gern. Als sie nun, da der Herzog gerade neben ihr stand, den Handschuh auszog, warf sich dieser mit einem Ausruf der Bewunderung auf die Knie, ergriff die schöne Hand, und drückte sie mit verliebter Ehrfurcht an die Lippen. Er stand im Rufe eines Wollüstlings, allein die fromme Königin war so weit entfernt, sich über seine Verwegenheit zu ärgern, daß sie vielmehr der Frau von Motteville vertraute, sie habe in ihrem Leben keinen liebenswürdigern Mann gesehen. Auch Margarethe bewies

auf diesem Balle, daß sie nicht blos liebenswürdig, sondern bisweilen sogar schön sein könne. Die vielen Lichter waren ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe günstig, sie hatte sich sehr geschmackvoll gekleidet, und tanzte zum Entzücken.

Nach vielen gewechselten Höflichkeiten und glänzenden Lustbarkeiten trennten sich endlich beide Höfe. Die Herzogin von Savoyen nahm ein schriftliches, vom Könige selbst unterzeichnetes Versprechen mit, Margarethen seine Hand zu reichen, im Fall der Friede mit Spanien und die Hand der Infantin nicht zu erlangen wären. Die Königin, von ihrer Reise sehr zufrieden, äußerte gegen ihre Vertraute, daß, ohne ihre Zwischenkunft, Ludwig höchst wahrscheinlich mit Margarethen sich rasch verbunden haben würde. Der König selbst schien erfreut, durch keinen übereilten Schritt sich gefesselt zu haben; der Kardinal arbeitete mit laulichem Eifer an der Aussöhnung mit Spanien, die er noch entfernt genug glaubte; und Alle waren zufrieden.

Nur Ludwig's fortwährende Anhänglichkeit für Mademoiselle Mancini machte der klugen Mutter noch manche Sorge. Sie haßte dieses Mädchen von ganzem Herzen, weil es sogar ihre Gegenwart nicht scheute, den König keinen Augenblick verließ, und die Kühnheit so weit trieb, ihm, vor der Mutter Augen, mit Vernachlässigung der geziemenden Ehrfurcht in die Ohren zu zischeln. Vergebens ermahnte die Königin ihren Sohn ernstlich, er hörte diese Ermahnungen nicht mit der gewohnten kindlichen Gelehrigkeit; er schmollte sogar darüber. Der Wollust Funke

hatte in der jungen Brust gezündet, und es war bereits vorauszusehen, daß er kein Cato werden würde.

Eine Unterredung mit dem Kardinal verwandelte den mütterlichen Haß gegen die schlaue Verführerin bald in Abscheu. Mademoiselle Mancini nämlich, trunken von ihrer täglich wachsenden Gewalt über den gekrönten Geliebten, entdeckte ihrem Oheim, daß sie Königin zu werden hoffe, wenn er durch seine Macht sie unterstützen wolle. Der ehrsüchtige Mazarin konnte dieser glänzenden Lockung nicht widerstehen, er sprach davon mit der Königin Mutter, freilich nur so, als ob er über die Träume seiner Nichte lächle, doch war leicht zu merken, daß er die Gesinnungen der Mutter schlau ergründen wollte. »Ich glaube nicht, Herr Kardinal," sprach die stolze Anna von Oesterreich, »daß mein Sohn einer solchen Handlung fähig ist; doch wäre es, so würde sicher ganz Frankreich sich empören, und ich selbst, sammt des Königs Bruder, mich an die Spitze der Empörten stellen." — Diese Unterredung hatte bittere Folgen für die Königin, denn der Minister konnte jene Worte ihr nie verzeihen. Zwar verbarg er seinen Groll, allein er hegte ihn bis an seinen Tod, und die Wirkungen desselben, deren Ursache Niemand kannte, waren oft sehr fühlbar.

Pimentel kam jetzt inkognito nach Paris, auch die Königin sprach ihn insgeheim. Die Monarchin von Spanien gebar einen zweiten Sohn, und dadurch wuchs die Hoffnung, die Infantin bald auf Frankreichs Throne zu erblicken, indessen der Kardinal noch immer der Herzogin

von Savoyen mit Hoffnungen schmeichelte, die sein eigenes Interesse erzeugte. Er verhehlte seinen Freunden nicht, daß er befürchte, die Infantin — die ihre Erhebung nicht geradezu ihm zu verdanken haben werde — möchte wohl, nach dem Beispiel ihrer Tante, die den Kardinal Richelieu gehaßt, Intriguen gegen ihn anspinnen. Darum betrieb er die Sache so laulich; darum war es ihm sehr zuwider, als der spanische Feldherr, Dom Juan von Oesterreich, inkognito durch Paris reiste, und die Königin darauf bestand, ihn zu sprechen. Es geschah in einem Kloster in Gegenwart sehr weniger Zeugen, unter welchen sich auch Frau von Motteville befand, die den berühmten Helden sehr genau beschreibt: klein von Gestalt, aber wohl gewachsen, schwarzes Haar, blaue Augen voll Feuer, schöne Hände, eine geistreiche Physiognomie. Er trug ein graues Kleid und eine Weste von schwarzem Sammt mit silbernen Knöpfen nach französischer Mode. Ob er gleich nur ein Bastard war, so befanden sich doch in seinem Gefolge die vornehmsten spanischen Edelleute. Die Königin schien hoch erfreut, einen Sprößling ihres erlauchten Stammes zu sehen, sie trat mit ihm in einen Winkel des Zimmers, wo beide stehend wohl eine Stunde mit einander sprachen. Dann ging er zum Kardinal, wo er prächtig bewirthet wurde. Jedermann lief hin, ihn zu sehen, auch die Damen sahen ihn speisen, und da er keine derselben kannte, so ließ er sein Auge frei auf ihnen herum schweifen, ohne sie anzureden, oder ihnen Stühle anzubieten; doch wenn Eine mit ihm sprach, antwortete er sehr verbindlich. Die

Königin ließ ihn noch Einmal durch eine Hinterpforte nach dem Louvre kommen, und führte ihn in ihr schönes Badezimmer, wo er auch den König einen Augenblick sah, und, den Soldaten vergessend, den Höfling spielte, indem er ausrief: Ludwig verdiene ein erwählter König zu sein, wenn er nicht schon ein geborner wäre. Dom Juan reiste nach zwei Tagen wieder ab; die Königin war entzückt von ihm, und hatte nichts weiter an ihm auszusetzen, als daß er, sammt seinem ganzen Gefolge, beständig Fleisch aß, ohne sich an die Fastenwoche zu kehren.

Es wurde nun ein Waffenstillstand mit Spanien geschlossen. Der Kardinal und der spanische Minister Ludwig de Haro kamen auf der Grenze zusammen, um an dem erwünschten Frieden zu arbeiten. Doch kurz vor der Abreise des Kardinals hatte die Königin noch eine sehr ernstliche Unterredung mit ihm wegen seiner Nichte. Sie stellte ihm vor, daß es sich nicht gezieme, um die Hand der Infantin zu werben, während Ludwig daheim in unwürdigen Fesseln schmachte, und sie bestimmte ihn endlich zu einer Handlung, die ihm große Ehre brachte. Er entfernte Mademoiselle Mancini vom Hofe, mit dem strengen Verbot, an keinem Orte zu erscheinen, wo der König sich befinden werde. Der verliebte junge Monarch wurde durch diese heftige Maßregel so erschüttert, daß er, im Ausbruch der Leidenschaft, dem Kardinal vorschlug, dessen Nichte zu heirathen. Welche Versuchung für den ehrsüchtigen Mazarin! aber auch welche Bedenklichkeiten! der entschiedene Widerwille der Königin Mutter; das Murren des Volks; die weit

vorgerückten Unterhandlungen mit Spanien; alles das bestimmte seinen Entschluß. »Ihr Vater,« sprach er, »und Ihre Mutter haben mich zu Ihrem Rathgeber bestimmt. Lange habe ich Ihnen treu gedient, sollte ich jetzt Ihre Schwachheit mißbrauchen? Lieber wollte ich meiner Nichte einen Dolch in die Brust stoßen, als zum Verräther werden.«

Weinend und schluchzend willigte der König endlich in die Abreise der Geliebten. Bei der Trennung soll sie ihm gesagt haben: Sie weinen? und sind doch hier der Herr? — Allein ihr Oheim zeigte, daß er der Herr sei, und schickte sie nach Brouage, dem Orte ihrer Verbannung. Ludwig zeigte sich edel, indem er — wohl wissend, wie viel seine Mutter zu dieser Verbannung beigetragen — doch nicht über sie, sondern nur mit ihr klagte. Den Abend vor der Trennung kam er zu der Königin, äußerst niedergeschlagen. Sie nahm selbst ein Licht vom Tische und zog ihn in ihr Badekabinet, wo sie sehr lange mit ihm sprach. Beide hatten nach dieser Unterredung verweinte Augen. »Ich bedaure den König,« sagte Anna von Oesterreich zu der Frau von Motteville, „er ist leidenschaftlich und vernünftig zu gleicher Zeit. Ich hoffe, es sei mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß er mir einst für das Uebel, welches ich ihm jetzt zufüge, danken wird.« — Am andern Morgen begleitete Ludwig unter Thränenströmen Mademoiselle Mancini bis zu ihrem Wagen, und scheute sich nicht, seinen heftigen Schmerz allen Umstehenden zu zeigen. Dann nahm er hastig Abschied von der Königin und eilte nach Chantilly, um sich zu zerstreuen.

Einige Tage nach der Abreise des Kardinals empfing die Königin einen Brief von ihrem Sohne, bei dessen Lesung sie Thränen vergoß. »Der König ist gut,« sagte sie zu ihrer Vertrauten, »ich versichere Sie, der König ist gut.« Sie theilte darauf den Inhalt des Briefes mit. Ludwig bezeugte hohe Achtung für den Muth, mit dem sie seine Leidenschaft bekämpft; er brannte vor Verlangen, sie wieder zu sehen; er meldete, daß der Kardinal in einem langen Schreiben ihn ermahnt habe, mit seinen königlichen Pflichten sich vertraut zu machen, und daß er entschlossen sei, diese Ermahnungen zu befolgen. Rechter Ernst war es ihm noch nicht damit, denn er unterhielt noch immer, durch einen gewissen Grafen, einen geheimen Briefwechsel mit Mademoiselle Mancini. Die Königin erfuhr es von der Schwiegermutter des Vertrauten, und theilte diese beunruhigende Nachricht sogleich dem Kardinal mit, der einen sehr starken Brief an den König schrieb, seine Nichte für eine Närrin erklärte, und den Unterhändler vom Hofe verbannte.

In Fontainebleau kamen Mutter und Sohn wieder zusammen, und schieden zufrieden von einander. Ludwig zwar noch trauernd über seinen Verlust, doch schon in mancherlei Zerstreuungen Trost suchend. Eine derselben, in der er nicht wenig Beschäftigung fand, waren die neuen Livreen, die er zu seiner Vermählung machen ließ.

Einige Zeit nachher trat der Hof die Reise nach der spanischen Grenze an, um das große angefangene Friedenswerk zu vollenden. Auf dem Wege nach Bordeaux — in

der Nähe von Brouage, wo Mademoiselle Mancini in Verbannung schmachtete — konnte Ludwig dem Verlangen, sie wieder zu sehen, nicht widerstehen, und die Königin wagte es, seinem heftigen Wunsche nachzugeben. Die Zusammenkunft geschah zu Cognac und war sehr rührend, hatte aber weiter keine Folgen. Der König setzte seinen Weg fort, Mademoiselle Mancini kehrte in ihre Einsamkeit zurück und der Roman hatte seine Endschaft erreicht.

Der Marschall von Grammont war schon vorläufig als außerordentlicher Gesandter nach Spanien abgereist, um förmlich um die Hand der Infantin zu werben. In seinem glänzenden Gefolge befand sich auch der Bruder der Frau von Motteville, der seiner Schwester sehr umständliche Nachrichten von der Aufnahme des Gesandten mittheilte. In Burgos war ihm zu Ehren ein Stiergefecht. In Alcobendas, drei kleine Meilen von Madrid, schickte der König ihm einen Gardeoffizier entgegen mit einem Geschenk von allerlei Seltenheiten. Eine halbe Meile von der Residenz erwartete ihn der Postmeister mit acht schön gekleideten Postillons und einer Menge königlicher Rittpferde, deren Sättel und Zäume mit silbernen Spitzen besetzt waren. Das ganze Gefolge im größten Pomp, mit Stickereien, Bändern und hohen Federbüschen herrlich geschmückt. So hielt der Gesandte seinen Einzug und ritt im kleinen Galopp durch die mit Menschen und Kutschen angefüllten Straßen; die zahlreichen Balkons waren voller Damen. Die Luft ertönte von des Volkes Freudengeschrei. Der Zug gelangte auf den Schloßplatz, den eine zahllose

Menge prächtiger Wagen rings umgab, und alle Fenster des Palastes wimmelten von Herren und Damen. Der Gesandte stieg ab, der Admiral von Kastilien empfing ihn. Man zog durch einen mit Menschen voll gestopften Vorhof, wo die Zuschauer an den Federbüschen und Bändern der Franzosen so großes Behagen fanden, daß sogar die Damen sich nicht scheuten, sie ihnen abzureißen. Nachdem sie viele, mit Gemälden und Statuen verzierte Säle durchwandelt hatten (die größtentheils sehr dunkel waren, weil, wegen Seltenheit des Glases, manche nur sehr kleine und manche gar keine Fenster hatten), traten sie endlich in einen großen Saal, wo der König, umgeben von den Großen seines Reiches, sich befand. Er war sehr einfach gekleidet, und stand unter einem mit Gold und Silber gestickten Thronhimmel. Beim Eintritt des Gesandten faßte er an den Hut, als aber der Marschall sich näherte, blieb der König unbeweglich, selbst dann, wenn Jener, bei Ueberreichung seines Kreditivs, den Hut von Zeit zu Zeit abnahm. Nur als der Gesandte sich wieder entfernte, berührte der König seinen Hut noch einmal.

Zur Linken des Saales hinter einer Glasthür, befand sich die Königin mit den beiden Infantinnen. Nach der Audienz bei dem Könige verfügte der Marschall sich zu ihnen. Sie hatten sich gleichfalls unter einen Thronhimmel begeben. Die Königin zählte damals vierundzwanzig Jahre, die Infantin etwa zwanzig. Beide hatten so entsetzlich große Reifröcke an — (die man drollig genug Infantin-

nen-Wächter (Guard Infante) nannte) — daß sie, neben einander stehend, die ganze Breite des um einige Stufen erhabenen Platzes einnahmen, und die jüngere kleine Infantin kaum noch ein Plätzchen auf dem Rande fand. Den Franzosen schien ihres Königs Braut weit schöner als alle ihre Portraits. Sie hatte blaue, nicht große aber feurige Augen, aus welchen die Freude strahlte. Ihre breite Stirn war, durch die Art ihr Haar zu tragen, ein wenig zu sehr entblößt. Eine schöne Nase, rosenrothe Lippen, eine blendend weiße Farbe, zierten ihr Gesicht. Sie hatte sich geschminkt, doch weniger als die übrigen Damen. Ihr schönes blondes Haar hatte sie an diesem Tage unter falschen Haaren verborgen, die mit vielen Bändern aufgeflochten waren. Sie schien nicht groß, aber von üppigem Wuchse.

Der Gesandte sprach einige Zeit zu der Königin mit bedecktem Haupte, doch nachdem er auf diese Weise die Würde seines Herrn behauptet, nahm er den Hut ab, und, während er die Infantin begrüßte, blieb er stets unbedeckt. Er sagte ihr, daß der Brief der Königin von Frankreich, sein Schweigen und seine Ehrfurcht, ihr den Zweck seiner Reise deutlicher als seine Worte ankündigen würden.

Sehr auffallend war den Franzosen, daß hinter den zahlreichen Hofdamen eine Menge von Herren mit bedeckten Häuptern standen, die auch nicht einmal beim Eintritt des Gesandten ihre Hüte abnahmen. Man glaubte Anfangs, es wären lauter Grands von Spanien; allein man erfuhr bald, daß bei solchen feierlichen Gelegenheiten jede Dame das Recht habe, zwei ihrer Verehrer mitzunehmen, die

nicht einmal vor der Königin den Hut abziehen dürften; und der Grund dieser seltsamen Gewohnheit — weil man voraussetzt, daß sie ganz verloren in dem Anschauen ihrer Damen sind; und nichts von alle dem gewahr werden, was um sie herum vorgeht.

Einige vom französischen Gefolge gingen nachher, um die Königin speisen zu sehen; eine schwer zu erlangende Vergünstigung, auch durften sie nur von ferne an der Thür stehen. Die Königin saß ganz allein an der Tafel. Wenn sie trinken wollte, so brachte ein Page das Glas einer von ihren Damen, die es kniend überreichte. Auch der Page mußte hin knien, und auf der andern Seite des Sessels kniete noch einer, die Serviette haltend. — Als der König in die Messe ging, herrschte nicht weniger Steifheit. Drei Frauenzimmer mit Bittschriften vertraten ihm den Weg; er nahm ihre Papiere, hörte auf ihre Klagen, blieb aber so unbeweglich als eine Statue. Mit dem Gesandten, der ihn begleitete, sprach er kein Wort. Nach der Messe wurden die Franzosen bei dem Admiral bewirthet. Man zählte sechs und achtzig Personen; die Spanier saßen Alle an einer Seite der Tafel, die Gäste an der andern. Es wurden sieben bis achthundert Schüsseln aufgetragen. Nach dem Essen hörte man Gesang von der Harfe und Guitarre begleitet. Dann war Schauspiel, mit possenhaften Zwischenspielen, auch Balleten, in welchen die Weiber mit Castagnetten tanzten.

Einige Tage darauf überbrachte man dem Marschall

Grammont Antwortsschreiben vom Könige, der Königin und der Infantin. Ein im Geruch der Heiligkeit stehender Mönch, welcher Zutritt im Palast hatte, erzählte dabei, er habe die Prinzessin mit »Ihro Majestät" angeredet, und sie habe gelacht. Die Franzosen schmeichelten sich daher, nun schon eine Königin zu besitzen. Bei der Abschieds-Audienz that der König endlich auch einmal den Mund auf, und sagte dem Gesandten: er habe sich gefreut ihn kennen zu lernen. Als die Söhne des Marschalls ihn begrüßten, sagte er: »schöne Knaben" und das war Alles.

Bei der Königin gab der Marschall sich alle Mühe, um die Infantin zum Reden zu bewegen, konnte jedoch nichts weiter aus ihr bringen, als: »Sagen Sie der Königin, meiner Gebieterin und Tante (mi Sennora y mi Tia), daß ich stets ihren Füßen unterworfen sein werde." — Zum Beschluß wurde noch ein Schauspiel im Palast aufgeführt, wobei nicht mehr als sechs große Wachslichter auf ungeheuren silbernen Leuchtern brannten. Zu beiden Seiten des Saales befanden sich zwei vergitterte Logen, eine derselben für die kleinen Prinzen, die andere für den Gesandten. Längs dieser Logen standen blos zwei lange Bänke mit persischen Teppichen bedeckt. Zehn oder zwölf Damen setzten sich auf die Teppiche, den Rücken an die Bänke lehnend. Einige Herren standen. Als der König, die Königin und die Infantin eintraten, leuchtete ihnen eine Dame mit einer Wachskerze. Der König zog den Hut vor den Damen ab, und setzte sich dann neben einen Schirm. Während des ganzen Schauspiels rührte er weder Kopf, noch Hand, noch Fuß;

nur die Augen verdrehte er bisweilen nach beiden Seiten. Außer einem Zwerg war Niemand bei ihm. Als das Schauspiel geendigt war, standen die Damen auf, gingen gravitätisch eine nach der andern bei dem Könige vorbei und machten tiefe Verbeugungen, welches eine halbe Viertelstunde währte. Dann faßten sie sich paarweis bei der Hand und verließen den Saal. Der König blieb während dieser Ceremonie unbedeckt. Endlich stand auch Er auf und machte der Königin eine Reverenz, die Königin machte der Infantin eine Reverenz, dann faßten sich alle drei bei den Händen und gingen.

Der französische Hof hatte zu Bayonne verweilt, und erhob sich nun nach St. Jean de Luz an die spanische Grenze. Auf einer kleinen Insel war ein sehr schönes Gebäude errichtet, ein Saal, dem zwei Gallerien zu Ausgängen dienten, die Eine derselben führte nach Frankreich, die Andere nach Spanien. Im verflossenen Jahre hatte der Kardinal und Dom Ludwig de Haro in diesem Saal den Frieden unterhandelt, jetzt sollte er, noch köstlicher geschmückt, die beiden versöhnten Monarchen aufnehmen. Der spanische Hof war zu St. Sebastian angekommen. Viele Franzosen gingen dahin, um den König speisen zu sehen, und drängten sich bisweilen so um ihn her, daß seine Tafel in Gefahr gerieth, umgestoßen zu werden. Ludwig ließ sich oft nach dem Befinden der Infantin erkundigen, erhielt aber stets nur sehr kurze Antworten, seiner Mutter hingegen ließ sie die zärtlichsten Dinge sagen. Der Bischof von Frejus wurde hinüber gesandt, um im Namen des Königs

Zeuge der Vermählungs-Ceremonien zu sein. Ludwig gab ihm auch einen Brief an die Infantin, als an seine versprochene Braut, mit. Weil aber noch einige Grenzstreitigkeiten zu berichtigen waren, sagte ihm der König von Spanien, er möchte den Brief nur noch behalten, es sei noch nicht Zeit. Der schlaue Bischof wollte wenigstens der Infantin seines Herrn Ungeduld zu erkennen geben, trug deswegen, bei einer Audienz, die sie ihm ertheilte, den Brief versiegelt in der Hand, und nach einigen lauten Komplimenten fügte er leise hinzu: »Aber, Madame, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen.« — Bei dem Worte Geheimniß blickte sie um sich, um zu sehen, ob ihre Damen fern genug wären. Der Bischof fuhr fort, indem er ihr verstohlen den Brief zeigte: »Da der König, mein Herr, bereits glücklicher zu sein glaubte, als er wirklich ist, so hat er mir diesen Brief anvertraut, den Ihr Vater zu überreichen mir verboten.« — Sie erwiederte leise: »Ohne meines Vaters Erlaubniß darf ich ihn nicht annehmen, allein er hat mir gesagt, daß Alles bald berichtigt sein werde.«

Als hierauf der Bischof in sie drang, ihm doch ein Wörtchen für den König aufzutragen, sagte sie: »Alles was ich der Königin, meiner Tante, versichere, gilt auch für ihn.«

Indessen wurden spanischer Seits noch allerlei Schikanen wegen einiger Dörfer gemacht. An beiden Höfen war man sehr verdrießlich darüber und zischelte sich bereits in die Ohren, es könne wohl noch Alles wieder abgebrochen

werden. Endlich, nach vielen Botschaften hin und her, kam die frohe Nachricht, daß Alles beigelegt sei, und der spanische Monarch am 25. Juni (1660) in Fontarabien eintreffen werde, um am 3. die Vermählung seiner Tochter zu feiern. Sie sollte dem spanischen Minister, Dom Ludwig de Haro, in Ludwig's Namen angetraut werden. Am bestimmten Tage fuhren eine Menge neugierige französische Damen (unter ihnen auch Frau von Motteville) nach Fontarabien, um der Ceremonie beizuwohnen. Sie fanden die Garden bereits in der Kirche aufgestellt, die müßig standen, weil kein Gedränge war, und die fremden Damen erstaunten nicht wenig, an einem solchen Tage die Kirche so leer zu finden. Der Platz des Königs, um die Messe zu hören, glich einem Bett mit Vorhängen, die nur vorne gegen den Altar zu aufgezogen waren, so daß man gewöhnlich ihn gar nicht sah. Ehe die Messe ihren Anfang nahm, unterhielten die spanischen Priester die französischen Damen so galant, daß die fromme Frau von Motteville sich fast darüber ärgerte, und es nur durch das heiße Klima zu entschuldigen wußte. Nach dreiviertel Stunden ungefähr kam der König und führte die Infantin an der linken Hand. Er nahm seinen Platz ein, die Prinzessin setzte sich ihm zur Linken. Die Vorhänge blieben diesmal offen, vielleicht weil Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, sich inkognito unter den Fremden befand. Der König sah oft nach ihr hin. Die Grands von Spanien begaben sich auf ihre Plätze, und berührten im Vorübergehen den Vorhang ihres Monarchen. Der Bischof von Pampe-

luna las die Messe, aber ohne alle Pracht. Der Bischof von Frejus saß als Zeuge neben dem Hochaltar. Nach der Messe näherte sich der Bischof von Pampeluna sammt Dom Ludwig de Haro der Infantin, die ein wenig vortrat. Die Vollmacht des Königs von Frankreich wurde verlesen, dann sprach der Bischof die Trauungsformel. Als die Prinzessin das feierliche Ja aussprechen sollte, wandte sie sich zuvor an ihren Vater, dem sie eine tiefe Verbeugung machte, und dann ein leises Ja von sich gab. Das zweite Mal vernahm man es etwas deutlicher; nach völlig beendigter Ceremonie kniete sie vor ihren Vater nieder, der sie aufhob, zärtlich in seine Arme schloß, und, aller Etikette zum Trotz, väterlich weinte. Alle Zuschauer weinten mit.

Das Urtheil der scharf bemerkenden französischen Damen über ihre neue Königin war sehr vortheilhaft. Eine blendend weiße Haut, blaue Augen voll sanften Feuers, Purpurlippen, silberblondes Haar, um einen vollen Busen wallend, das waren die Schönheiten, die man ihr zugestand; nur etwas größer, meinte man, und mit schönern Zähnen begabt, würde sie eine der schönsten Frauen in Europa gewesen sein. Ihre Kleidung hingegen fand man abscheulich. Die spanischen Damen trugen damals nichts fest Anschließendes um den Leib; die Schultern ganz blos — (und ach! die meisten hatten schwarze magere Schultern) — ihre kleinen Aermel aufgeschnitten und ohne Geschmack, ihr Leinenzeug sparsam, ihre Spitzen häßlich, ihre hängenden Ermel abscheulich, ihre Reifröcke fürchterlich, denn es sah gerade so aus, als ob man Tonnen-Reife unter ihre

Röcke genäht hätte, nur etwas mehr oval. Wenn sie gingen, oder vielmehr wackelten, so bewegte sich diese Maschine auf und nieder, wie ein Balken, auf dem die Gassenbuben schaukeln. Ihr Kopfzeug war sehr breit, mit falschen Haaren ausstaffirt, die Stirn ganz frei. Einige trugen die Haare geflochten und mit häßlichen Bändern aufgesteckt. Da diese Mode der Natur näher kam, so war sie auch weniger unangenehm. Die Infantin erschien an ihrem Vermählungstage breit frisirt, ihr weißes Kleid mit Talkstein gestickt (denn Silberstickerei war in Spanien verboten), ihre Diamanten in sehr viel Gold gefaßt, ihr schönes Haar unter eine Art von Mütze gesteckt, die sie verstellte.

Nach der Trauung speiste die neue Königin ganz allein, und ließ zuvor die französischen Damen zum Handkuß. Bei der Tafel unterhielt sie sich mit Frau von Motteville, weil sie spanisch verstand, und gewährte ihr sogar die Bitte, ihr verstecktes blondes Haar zu zeigen. Der König, ihr Vater, hatte unterdessen auch ganz allein gespeist; Mademoiselle, die Tochter des Herzogs von Orleans, war unter den Zuschauern, und kam nachher zu der neuen Königin, hinter deren Sessel sie trat. Es entspann sich ein sehr verbindliches Gespräch, wobei Frau von Motteville die Dollmetscherin war. Da Mademoiselle stets inkognito blieb, so sagte die junge Königin lächelnd nach aufgehobener Tafel: »Ich wünsche Sie inkognito zu umarmen,« und führte sie in ihr Zimmer. Vorher aber hatte sie zu ihrem Vater geschickt, und sich erkundigen lassen, welche Etikette sie mit der Prinzessin beobachten sollte.

Der spanische Hof war weit minder zahlreich als der französische; die Kleidung der Grands, ohne Stickerei, minder prächtig scheinend, doch im Grunde weit kostbarer, nämlich mit Edelsteinen besetzt. Ihre engen Unterkleider waren das Extrem von denen der Franzosen, welche sie damals entsetzlich weit trugen.

Am andern Tage war eine Zusammenkunft zwischen dem Könige von Spanien, der Neuvermählten und der Königin Mutter beschlossen; Ludwig sollte sich zu Pferde unter den Fenstern des Saales zeigen; und beide Könige nur Einmal mit großer Feierlichkeit zusammenkommen, nämlich an dem Tage, wo sie den Frieden beschwören würden. Als die Königin Mutter, die leibliche Schwester des Königs von Spanien, ihren Bruder erblickte, den sie seit fünf und vierzig Jahren nicht gesehen hatte, flog sie in seine Arme. Er erwiederte die Umarmung sehr gravitätisch, und bog den Kopf zurück, als sie ihn küssen wollte, welches sie verschiedene Mal vergebens versuchte. Die Infantin warf sich vor ihr auf die Knie, und wollte durchaus ihre Hand küssen, wurde aber statt dessen zärtlich von ihr umarmt. Zu Monsieur, Ludwig's Bruder, sagte der König, daß er erfreut sei, Seine Hoheit kennen zu lernen. Dem Kardinal ertheilte er große Lobsprüche, erklärend, daß Europa ihm den Frieden verdanke. Die königlichen Geschwister ließen sich Sessel reichen, die gerade auf die Grenzlinie der beiden Königreiche gesetzt wurden. Die junge Königin erhielt nur ein Polster (Carreau) und Monsieur einen gewöhnlichen Stuhl (siège pliant). Die Königin

Mutter sprach herzlich, ihr Bruder mit steifem Ernst. Als jene eine Klage über den langen, nun beendigten Krieg fallen ließ, sagte er: »Ach, Madame! der Teufel hat ihn angestiftet!« — Bald darauf ließ er sich vernehmen: »Nun werden wir bald Enkelchen haben.« — Während sie noch dergleichen unbedeutende Worte wechselten, näherte sich der Kardinal, anzeigend, daß ein Unbekannter an der Thür stehe, welcher um Erlaubniß bitte, sie zu öffnen. Es wurde zugestanden, die Thür halb geöffnet, und so sah Ludwig seine Gemahlin zum ersten Male. Er ragte über die beiden Minister, Mazarin und de Haro, welche die Thür offen hielten, um einen ganzen Kopf hervor. Die junge Königin betrachtete ihn erröthend, und ihr Vater sagte: »Ein schöner Eidam.« — Die Mutter wünschte zu wissen, wie er ihrer Schwiegertochter gefalle? aber der unerschütterliche König antwortete: »es ist noch nicht Zeit, davon zu reden.« — Und wenn wird es denn Zeit sein?« fragte die Mutter ein wenig ungeduldig. »Sobald sie über die Schwelle jener Thür wird geschritten sein,« erwiederte der ernste Monarch. — »Was dünkt Ew. Majestät von jener Thür?« flüsterte Monsieur der Infantin zu. — »Sie gefällt mir sehr wohl,« versetzte sie lächelnd.

Ludwig zog sich wieder zurück, und ging an das Ufer, um die Infantin einschiffen zu sehen. Dort sagte er zum Prinzen Conti: anfangs habe er gestutzt über die Häßlichkeit der Kleidung und des Kopfzeuges, aber, das abgerechnet, habe er sie schön gefunden, und fühle, daß es ihm leicht sein werde, sie zu lieben. — Die Spanier drängten

sich dermaßen um Ludwig, daß sie ihn wirklich trugen, und wo er sich zeigte, erschallte die Luft von Segenswünschen. Eben so ging es der jungen Königin, als sie ihr prächtiges Boot bestieg; die Hände wurden ihr fast entzwei geküßt; besonders schien ein Graf Pugno en rostro, der ihr Page gewesen, ihre Hand verschlingen zu wollen. Als sie nun endlich überschiffte, galoppirte Ludwig längs dem Ufer mit dem Hut in der Hand. Die Neuvermählte gestand nachher ihrer vertrauten Kammerfrau, daß sie ihn sehr schön gefunden habe.

Am 6. Juni kamen nun auch beide Monarchen, im größten Pomp zusammen, und beschwuren den Frieden, wobei sie vor einer Tafel knieten, und die Hand auf die Bibel legten. Dann umarmten sie sich mit der Versicherung, daß sie auch ewige Freundschaft beschwören wollten. Jeder König hatte seine Hälfte des Insel-Saales möblirt, und den Andern in Pracht zu übertreffen gesucht. An beiden Ufern paradirten die Garden, die Spanischen in gelb und rothen Uniformen, die zwar schimmerten, allein von den in blau und Gold gekleideten Franzosen verdunkelt wurden.

Am andern Morgen trennte sich der Vater von seiner Tochter, die er nun zum letzten Male sah; und hier triumphirte abermals die Natur über die Etikette, der König weinte bitterlich, die Infantin war außer sich. Dreimal warf sie sich vor ihm auf die Knie, und bat um seinen Segen, den er ihr schluchzend ertheilte. Die Grands von Spanien drängten sich um sie, Jeder wollte ihre Hand, ihren Rock noch einmal küssen. Man hob sie in einen mit

Gold und Silber-Stickerei bedeckten Staatswagen, und brachte sie nach Jean de Luz, begleitet von Garden, Chevauxlegers, Gensdarmes, Mousquetaires und dem ganzen Hofstaat zu Pferde in der schimmerndsten Kleidung. Sie stieg bei der Königin ab, die, von diesem Tage an, sich Königin Mutter nennen ließ. Gegen Abend wurden alle Mannspersonen aus dem Hause getrieben, ausgenommen den Garde-Kapitän und die Pförtner. Nun entkleidete sich die junge Königin; Ludwig besuchte sie zum ersten Male, und wollte ihr das Souper im Bette serviren lassen. Da sie aber wünschte, mit ihm und seiner Mutter zu speisen, so führte er sie hinüber, wo sie hold erröthend in die Arme der Schwiegermutter flog, sie bald Tante, bald Mutter nannte, und mit gleicher Zärtlichkeit empfangen wurde. Anna von Oesterreich wollte ihren Sohn bemerken lassen, wie schön seine Gemahlin im Nachtkleide sei, nachdem sie den abscheulichen Reifrock abgelegt; eine überflüssige Bemerkung, die er längst selbst gemacht hatte. Es war nur ein einziger Stuhl im Zimmer, den sie der Schwiegertochter reichen ließ, die ein wenig verlegen und verschämt, dem Könige neben sich Platz machen wollte; allein er war zu galant, um es anzunehmen. Während der Mahlzeit (bei welcher blos Monsieur noch gegenwärtig war, und keine andern Zeugen als Frau von Motteville und einige Kammerfrauen), war das Gespräch so traulich, als habe man sich längst gekannt, und die junge Königin küßte ihrer Schwiegermutter sehr oft die Hände. Nach der Tafel führte Ludwig seine Gemahlin in ihr Schlafzimmer, durfte aber

noch immer nicht bei ihr bleiben. Sie hatte eine üble Nacht, schlief gar nicht, und rief ihrer Kammerfrau oft seufzend zu: »Ach Molina! mein Vater!« — Am andern Tage ging sie mit dem Könige in die Messe, besah alsdann die ihr bestimmten Kleider, Wäsche und Toilette, kleidete sich auch zum ersten Male nach französischer Mode, und ertrug sanftmüthig den Zwang, den es ihr verursachte. Sie bat den König um einen Kourier, den sie an ihren Vater schicken wollte, gab aber zuvor den offenen Brief ihrem Gemahl zu lesen. Ludwig besuchte sie gegen Abend wieder, und es fand sich, daß er, der bis jetzt sich gestellt hatte, als verstehe er kein Spanisch, diese Sprache recht geläufig redete. Die Königin ging zeitig schlafen, um sich auf den folgenden Tag vorzubereiten.

Am neunten Juni erschien sie mit der Krone auf dem Haupte, im königlichen, mit goldenen Lilien besäeten Gewande, und dem königlichen Mantel mit einer langen Schleppe. Ludwig war schwarz gekleidet, ohne Brillanten. Durch eine bedeckte Gallerie, die von der Wohnung der Königin Mutter bis zum Eingange der Kirche erbaut war, verfügte sich das Brautpaar dorthin, und stand unter einem Thronhimmel von violettem Sammet mit goldenen Lilien. Teppiche, Stühle, Polster, Alles war mit goldenen Lilien besäet. Ehe der Bischof Messe las, überreichte er dem Könige den Trauring, den Ludwig, sammt dem gewöhnlichen Geschenk an Goldmünzen, auf einer goldenen Schüssel der Braut darbot. Als die Königin ihr Opfer zum Altar brachte, trugen die Prinzessinnen von Geblüt ihre Schleppe, und

die vornehmsten Herren des Hofes trugen wiederum die Schleppen der Prinzessinnen. Dasselbe geschah, während das Brautpaar unter das Tuch gestellt wurde. Der Kardinal empfing den Kuß des Friedens, und brachte ihn der Königin Mutter, die zur Rechten unter einem Thronhimmel von schwarzem Sammt saß, und deren Gesicht durch innere Heiterkeit so verschönert wurde, daß sie im neun und fünfzigsten Jahre sich noch mit ihrer Schwiegertochter hätte vergleichen dürfen.

Nach geendeter Ceremonie ruhte die Neuvermählte aus, und kleidete sich dann in Silberstoff, der ihrer Schönheit neuen Glanz lieh. Der ganze Hof zeigte sich dem Volke auf dem Balkon, der König selbst warf Schau-Münzen aus. Gleich nach dem Abendessen verlangte der König schlafen zu gehen. Mit Thränen in den Augen flüsterte die Neuvermählte der Schwiegermutter zu: »es ist noch zu früh.« Als sie aber hörte, daß der König schon ausgekleidet sei, that sie ein Gleiches, schien sich selbst zu ermuthigen, und sagte: »geschwind, geschwind, der König erwartet mich.« — Von der Schwiegermutter eingesegnet bestieg sie nun das Brautbett.

Die innigste Eintracht und Liebe folgten dem mütterlichen Segen. Ludwig bat seine Gemahlin, die Gräfin von Priego, ihre spanische Ehrendame zurückzusenden, weil die Sitte des französischen Hofes nicht verstatte, diesen Platz einer Fremden zu überlassen. Sie antwortete: »sie habe keinen Willen als den seinigen; sie habe Vater und Vaterland verlassen, um sich ihm ganz zu ergeben, und

sie bitte blos um die Vergünstigung, nie von seiner Seite zu weichen." Augenblicklich befahl Ludwig dem Reise-Marschall, ihn auf der Reise nie von der Königin zu trennen, das Haus möchte noch so klein und unbequem sein. Seine Mutter war außer sich vor Freuden über sein Betragen, denn da sie ihn ein wenig kalt und ernst kannte, so hatte sie das Gegentheil befürchtet. Jetzt dankte er ihr sogar noch einmal förmlich, daß sie Mademoiselle Mancini ihm aus dem Herzen gerissen.

Als die Gräfin von Priego abreiste, schickte die Königin Mutter ihrem erlauchten Bruder eine prächtige, mit großen Brillanten bedeckte Tischuhr, schämte sich aber, als sie blos spanische Handschuhe zum Gegengeschenk erhielt, die nicht einmal gut waren.

Auf der Reise des Hofes bis Fontainebleau trug sich nichts Merkwürdiges zu. Die Städte Bordeaux, Orleans u. s. w. empfingen ihre neue Königin, welche die schönste Morgengabe, den Frieden, brachte, mit allen ersinnlichen Ehren- und Freudenbezeigungen. Einige Wochen nachher ging der feierliche Einzug in die Hauptstadt vor sich. Die Königin saß auf einem Triumphwagen, der an Pracht und Glanz mit dem Sonnenwagen stritt. Sie selbst war schwarz gekleidet, mit Gold und Diamanten bedeckt, ihre Schönheit beschämte Gold und Diamanten. Der König ritt auf einem muthigen Rosse, und glich einem Halbgott. Das Volk jauchzte. Die Königin Mutter stand auf einem Balkon und vergoß Freudenthränen.

Bericht der Hebamme, welche Heinrich dem Vierten sein erstes Kind brachte.

Wenn der Leser ohne Zweifel oft über jene steife Etikette gelächelt hat, die jedem wahrhaft großen Monarchen eben so lästig als seinen Unterthanen, und nur von solchen erfunden oder nachgeahmt worden, welchen ihr Gefühl sagte, daß sie keinen Anspruch auf freiwillige Ehrfurcht machen dürften; so wird bei der folgenden Beschreibung, die ich des Kontrastes wegen hieher stelle, jenes mitleidige Lächeln sich in angenehme Rührung verwandeln. Es ist von Heinrich dem Vierten die Rede, von diesem als König und Mensch gleich liebenswürdigen Manne, der seinen Ruhm nie im Zertreten, nie sein Vergnügen in elenden Schmeicheleien fand; der statt jener seinen Bauern ganz gleichgiltigen Ehre, hundert oder tausend Quadratmeilen Landes mehr zu Frankreich zu rechnen, lieber einem Jeden ein Huhn in den Topf zu verschaffen suchte; dessen Bildsäule niedergerissen und noch nicht wieder aufgerichtet; dessen entweihte Gebeine aus der Grube neben der Kirche von St. Denis, wo ein ehrlicher Greis sie verscharrte, noch nicht wieder in den prachtvoll hergestellten Tempel begraben worden. Dieser Heinrich, den noch heute die Nachwelt mit Entzücken nennt, wußte nichts von Etikette, legte nie eine kalte Rinde um sein Herz; aber freilich, er hatte auch ein Herz; es sprach aus

jeder seiner Handlungen; es spricht laut aus der folgenden Erzählung einer Hebamme, die ihm sein erstes Kind brachte. Sie hieß Boursier und ließ ihren ungekünstelten Bericht zu Paris im Jahre 1625 drucken. Ein Auszug aus dieser Schrift wird bei keinem Leser von Gefühl Langeweile erregen. Die ehrliche Frau mag selber reden.

Als die Königin mit ihrem ersten Kinde schwanger ging, wollte der König, daß die alte Madame Dupuis Geburtshelferin bei ihr werden sollte, weil sie von einigen vornehmen Damen ihm empfohlen war, allein die Königin mochte nichts von ihr hören. Mir war noch nicht in den Sinn gekommen, daß mir ein solches Glück beschieden sei. Die Frau Präsidentin de Thou, meine Gönnerin, fiel darauf, sprechend: „die erste und nothwendigste Eigenschaft einer Hebamme sei, daß sie der Wöchnerin behage. Ich wurde vorgeschlagen, wenigstens als Gehilfin der alten schwachen Dupuis; allein der König erklärte zornig, man werde sein Mißfallen erregen, wenn man mit der Königin davon spreche. Es wurde aber doch davon gesprochen, ich mußte erscheinen; die Königin sah mich ein Vaterunser lang starr an, sagte nicht ein Wort und ging. Am andern Tage ließ sie mir sagen: keine Andere als ich sollte sie entbinden. Indessen hörte ich vierzehn Tage nichts weiter, als daß der Hof alle Anstalten zu der Reise nach Fontainebleau mache, wo die Königin ihre Wochen halten sollte, und daß auch die alte Dupuis sich dazu rüste. Eines Abends hatte der König abermals von ihr gesprochen, die Königin aber den Kopf geschüttelt und erklärt: „Ich mag die

Dupuis nicht.» — Er stutzte, fragte ängstlich, hörte mich nennen, ließ seine Aerzte rufen, erkundigte sich nach mir, schickte zu Madame de Thou, begehrte das Zeugniß von zwölf Damen, die sich meiner Hilfe bedient, und beruhigte sich endlich. Ich mußte zu der Königin kommen. Sie sagte, sie habe mich gewählt, und habe sich noch nie in irgend einer selbst getroffenen Wahl geirrt. Sie befahl in meiner Gegenwart dem Hoftapezirer, ein Bett für mich bereit zu halten, und mir meinen Koffer zu packen, weil ich in drei oder vier Tagen sie begleiten solle. Am andern Morgen mußte ich sie im Bette besuchen, um ihr zu sagen, ob sie einen Sohn oder eine Tochter gebären würde! Ich prophezeite ihr einen Sohn. — Auf der Fahrt nach Fontainebleau saß ich bei ihr im Wagen, nebst einigen Damen, und Meister Wilhelm, des Königs Narr, saß mit auf dem Bocke.

Die Reise wurde in zwei Tagen zurückgelegt. Das Nachtlager war zu Corbeil in einem Wirthshause, wo sich nur eine einzige, kleine, niedrige, mit Rauch angefüllte Kammer für die Königin befand. Ich und die Kammerfrauen schliefen in einem Winkel, der nur durch eine dünne Lehmwand von dem Bette der Königin getrennt war. (Man vergleiche doch in Gedanken, diese Art zu reisen der Gemahlin Heinrich's des Großen mit dem heutigen Prunk.) Zu Mittag wurde zu Melun gespeist, bei Herrn de la Grange-le-Roi, wo sich gar keine Möbeln befanden, und

wo man sich, statt des Feuerbockes, blos einiger Steine bedienen mußte. Es war gegen Ende des August-Monats und nicht warm. Glücklicherweise hatte man drei Reisbündel und drei Stücke Holz angezündet. Die Königin stand mit dem Rücken gegen das Feuer, die Reisbündel, welche sehr dick waren, rollten herunter, ihr auf die Hacken, und würden sie sicher umgeworfen haben, wenn ich nicht dazwischen gesprungen wäre. Das war der erste Dienst, den ich so glücklich war, ihr und dem künftigen Könige zu leisten.

In Fontainebleau folgte ich der Königin in ihr Zimmer, welches ich von nun an nur verließ um zu essen oder zu schlafen. Mademoiselle de la Renouilliere sagte mir in ihrem Namen: wenn die Entbindung heranrücke, solle ich mich durch nichts irre machen lassen, da es vielleicht geschehen könnte, daß die Gönner der alten Dupuis mir allerlei in den Weg legen würden, um mich zu verwirren. Sie aber werde nie an meiner Geschicklichkeit zweifeln; ich solle nur mit ihr umgehen wie mit der ärmsten Frau im Königreiche, und mit ihrem Kinde wie mit dem des ärmsten Mannes. — Oft wiederholte sie die Frage: ob sie einen Sohn oder eine Tochter haben werde? — und da ihre Farbe so schön, ihr Auge so klar war — so versprach ich ihr jedesmal einen Sohn. — Der König war verreist und blieb ungefähr vier Wochen aus. Während dieser Zeit that Madame (des Königs Schwester) alles Mögliche, um der Königin die Zeit zu vertreiben. Es wurden Ballete getanzt; man fuhr auf die Jagd; die Königin ließ

sich als Zuschauerin in einer Sänfte hintragen; ich mußte mit Madame fahren, um im Nothfall gleich bei der Hand zu sein.

Acht Tage vor der Niederkunft kam der König von Calais, Alles freute sich, nur ich war furchtsam, denn er hatte mich noch nicht gesehen. »Ma Mie,« sagte er zu seiner Gemahlin als er mich erblickte, »ist das deine Hebamme?« — Ja. — »Nun sie sieht aus als ob sie dich gut bedienen würde.« — O gewiß, ich betrüge mich nie in meiner Wahl. — »Ma bonne« sprach er denn zu mir, »thu dein Bestes; du hast etwas Wichtiges unternommen.« — »Sire, ich hoffe mit Gottes Gnade.« — Der König näherte sich mir und sagte mir allerlei Neckereien. Das kam daher, weil er bei der Niederkunft der Frau Herzogin von Beaufort gegenwärtig gewesen, und damals die alte Dupuis sehr frei mit ihm gesprochen hatte, so meinte er alle Hebammen müßten es eben so machen. Er berührte meine Hand und sagte: »Nun? du antwortest mir nichts?« — Ich war in grausamer Verlegenheit. Zum Glücke trat eben der Herzog von Elboeuf ein, und rief, als er mich gewahr wurde, er freue sich mich da zu finden. — »Wie Cousin?« sagte der König, »Ihr kennt die Hebamme meiner Frau?«

»Ja wohl, Sire, die meinige ist von ihr sehr glücklich entbunden worden.«

Da lief der König zu der Königin: »Ma Mie! Ma Mie! da ist mein Cousin Elboeuf, der kennt deine Heb-

amme und lobt sie. Das ist mir lieb, das gibt mir gute Hoffnung.»

Am andern Tage sagte mir die Königin, daß, so bald sie würde niedergekommen sein, sie wohl an meiner Miene sehen werde, ob das Kind ein Knabe oder ein Mädchen sei. Ich bat Ihro Majestät, das ja nicht zu erwarten, weil es gefährlich sei, in solchen Augenblicken Freude oder Mißvergnügen zu zeigen. Ich versicherte, daß ich in jedem Falle eine ernste, traurige Miene machen würde. Der König trat eben ein, und wollte wissen, wovon wir gesprochen? Als er es vernommen, sagte er lachend: »Ja ja, *sagen* wird sie es nicht, wenn es ein Junge ist, aber sie wird es aus allen Kräften *ausschreien*, denn es gibt kein Weib auf der Welt, das in einem solchen Falle schweigen könnte.» — Ich bat Se. Majestät, zu glauben, daß ich dennoch diese Gewalt über mich haben würde, da die Gesundheit der Königin und zugleich die Ehre meines Geschlechtes dabei auf dem Spiele stehe. — Mademoiselle de la Renouilliere zog mich bei Seite, und ersuchte mich, ihr bei der Niederkunft ein unmerkliches Zeichen zu geben, um, wenn das Kind ein Knabe wäre, die erste zu sein, die es dem Könige ankündigte. Ich verabredete mit ihr, daß ich bei einem Sohne, den Kopf niederbücken, und bei einer Tochter ihn zurückwerfen wolle. Gleich darauf kam Gratienne, die zweite Kammerfrau, und verlangte die nämliche Gefälligkeit von mir. Ich wurde verlegen. Sie merkte die Ursache, denn sie hatte mich mit Mademoiselle de la Renouilliere heimlich sprechen sehen. »Schon gut,»

sagte sie, „ich will Euch keine Händel mit meiner ältern Kameradin zuziehen; ich begehre nur, daß bei der Geburt eines Knaben Ihr mir laut zuruft: „Meine Tochter wärmt mir geschwind ein Laken!" Das versprach ich.

Am 27. September um Mitternacht schickte der König nach mir, weil die Königin sich übel befinde. Ich glaubte Anfangs, man wolle mich nur necken, wie schon öfter geschehen war; aber der Kammerdiener, Pierrot, drang so hastig in mich, zu eilen, daß ich kaum Zeit hatte mich einzuschnüren. Als ich zu der Königin kam, rief der König mir entgegen: „Geschwind! geschwind! meine Frau ist krank, sie leidet große Schmerzen, sieh, ob sie niederkommen wird?" — Ich fand sogleich, daß ihr Stündlein gekommen sei. Da sprach der König: „Ma Mie, ich habe dir schon oft gesagt, daß die Prinzen von Geblüt bei deiner Niederkunft gegenwärtig sein müssen; also bitte ich dich, entschließe dich dazu, denn deine und deines Kindes künftige Größe hängen davon ab."

Die Königin antwortete: sie werde Alles thun, was ihm angenehm sei.

„Ich weiß wohl," erwiederte der König, „daß du Alles willst, was ich will, aber ich kenne dich, du bist blöde und schamhaft, und ich fürchte, wenn du dich nicht darüber hinaussetzen kannst, daß deine Niederkunft dadurch erschwert werden wird. Also bitte ich dich nochmals, sei ruhig; es ist nun Einmal die vorgeschriebene Form."

Die Königin hatte heftige Wehen. Bei jeder hielt sie der König, und fragte mich, ob es nun Zeit sei, die Prinzen

kommen zu lassen? — Ich antwortete, ich würde ihm schon sagen, wenn es Zeit wäre. Aber nach Ein Uhr wurde er ungeduldig und schickte nach den Prinzen Conti, Soissons und Montpensier. Während er sie erwartete, sagte er lustig: »Wer noch niemals drei Prinzen vom Geblüt in der größten Verlegenheit gesehen hat, der komme nur her, ich will sie ihm zeigen. Der Montpensier, fürchte ich, wird in Ohnmacht fallen, denn er kann Niemand leiden sehen.« — Sie kamen alle Drei gegen zwei Uhr. Als aber der König hörte, daß der Augenblick noch nicht so nahe sei, schickte er sie wieder fort, mit der Bitte, sich auf die erste Aufforderung fertig zu halten. Auch die Leibärzte wurden gerufen, und blieben im Nebenzimmer.

Indessen war der große ovale Saal, neben des Königs Zimmern, zurecht gemacht worden. Es stand da ein großes Bett von rothem Sammet, daneben das Geburtsbett (lit de travail); zwei Vorhänge, ein großer und ein kleiner, die an der Decke aufgerollt waren, wurden herunter gelassen, der große wie ein Zelt mit dicken Seilen an vier Winkeln befestigt. Er war von feiner holländischer Leinewand, hatte wohl zwanzig Ellen im Umfang, und in dessen Mitte befand sich der kleinere, unter welchen man das Geburtsbett setzte, und die Königin hinein legte. Ein Sessel, Stühle und Tabourets wurden gebracht für den König, Madame und Madame de Nemours, auch der Geburtsstuhl mit rothem Sammet beschlagen. Gegen vier Uhr des Morgens mischte sich eine heftige Kolik in die Wehen und verhinderte die Niederkunft. Die Aerzte wurden gerufen. Sie fragten

mich, was ich thun würde, wenn ich allein da wäre! — Ich nannte ihnen die Mittel, die ich für heilsam hielt, und sie verordneten solche alsobald. Die Reliquien der heiligen Margaretha lagen auf einem Tische, und zwei Geistliche beteten unaufhörlich dabei.

Die Wehen dauerten zweiundzwanzig und eine Viertelstunde. Die Königin bewies, zum Erstaunen aller Zuschauer, eine außerordentliche Standhaftigkeit. Der König wich keinen Augenblick von ihr, und, wenn er bisweilen dazu gezwungen war, so schickte er in jeder Minute, um nachzufragen. Ich bemerkte, daß sie sich des Schreiens enthielt, und bat sie, es nicht zu thun, damit ihr die Brust nicht schwelle. Sogleich rief der König: »Schrei! schrei, Ma Mie! sonst schwillt dir die Brust.« — Die Königin wünschte auf dem Stuhle niederzukommen; die Prinzen saßen ihr gegenüber unter dem großen Zelte, ich vor ihr auf einer Bank. Endlich empfing ich den Dauphin und verbarg ihn sogleich in Windeln und Laken, so daß außer mir Niemand wußte, von welchem Geschlecht das Kind sei. Da es sehr schwach war, weil es lange gelitten hatte, so forderte ich von meinem Kammerdiener Wein, man brachte mir eine Flasche und einen Löffel. Der König näherte sich mir. »Sire,« sagte ich zu ihm, »wenn es ein anderes Kind wäre, so würde ich Wein in meinen Mund nehmen und ihm einspritzen, weil es schwach ist.«

Da nahm der König die Flasche, setzte sie mir selbst an den Mund und rief: »Thu das ma bonne, thu wie mit jedem andern Kinde.« Da nahm ich einen Mund voll

Wein, flößte es dem Kinde ein, und es kam augenblicklich zu sich.

Jetzt that es mir weh zu sehen, daß der König traurig von mir ging und sich vor den Kamin stellte. Ich suchte mit den Augen die la Renouilliere, um ihr das verabredete Zeichen zu geben, aber sie wärmte eben das große Bett. Da erblickte ich die laurende Gratienne und schrie ihr zu: »Meine Tochter, wärmt mir geschwind ein Laken.« — Alsobald lief sie zum Könige und wünschte ihm Glück. Er aber fuhr sie an: »Wenn es ein Junge wäre, so würde ich es längst der Boursier am Gesicht angesehen haben.« — Es ist aber doch ein Sohn, behauptete Gratienne. Jetzt kam auch die la Renouilliere herzu, ich gab ihr das Zeichen, sie nahm schnell ihre Kappe ab, machte dem Könige einen tiefen Reverenz, und versicherte Se. Majestät, sie habe das verabredete Zeichen von mir erhalten, es sei gewiß und wahrhaftig ein Sohn.

Da färbten sich des Königs blasse Wangen wieder. Er kam zu mir und flüsterte mir in's Ohr: »Ist es wahr, Hebamme? ist es ein Sohn?« — Auf meine bejahende Antwort sagte er: »Nimm dich in Acht, gib mir nicht kurze Freude, das wäre mein Tod.« — Ich deckte den kleinen Prinzen ein wenig auf, doch so, daß die Königin es nicht gewahr wurde. Da hob der gute Vater die Hände zum Himmel auf, und Thränen liefen ihm über die Backen so groß wie Erbsen. Dann fragte er mich: ob ich seiner Frau schon etwas davon gesagt hätte? — Ich versicherte, nein, bat ihn aber, es schonend vorzubringen. Er lief zur Königin, küßte sie und

sagte: »Ma Mie, du hast viel Schmerz ausgestanden, allein der gnädige Gott hat unsere Wünsche erhört, wir haben einen schönen Jungen.« — Die Königin faltete ihre Hände, hob die Augen gen Himmel, weinte und wurde ohnmächtig. Der König bemerkte es aber gar nicht, denn schon lief er von Einem zum Andern, umarmte die Prinzen nach der Reihe, riß alle Thüren auf und ließ hereinkommen, wer da wollte, wohl zweihundert Menschen, so daß man sich gar nicht rühren konnte, um nur einmal die Königin in ihr Bett zu tragen. Als der König gewahr wurde, daß ich sehr verdrießlich darüber war, klopfte er mich auf die Schulter und sagte: »Sei still, sei still, Hebamme, werde nicht bös; dies Kind gehört Allen, Alle sollen sich mit mir freuen.« — Alles, was zum Hofe gehörte, führte er selbst zu dem Neugebornen, dann trieb er sie weg, um Andern Platz zu machen, und Alle küßten sich untereinander nach Herzenslust, ja die Freude war so groß, daß ich selbst Damen von hohem Range gesehen habe, die ihre Bedienten umarmten.

Sobald der Dauphin gewaschen, gewickelt war, und die Königin ihn zärtlich an ihre Brust gedrückt hatte, wurde er auf das ihm bestimmte Zimmer gebracht, welches von nun an keinen Augenblick leer wurde, denn kaum hatte der König einen Haufen Menschen herein geführt, so brachte er schon wieder einen andern. Sein Bett ließ er noch am selbigen Abend neben dem der Königin aufschlagen, und ob sie gleich für seine Gesundheit fürchtete, so wollte er sie doch durchaus nicht mehr verlassen.

Einige Tage nachher ging ich den Dauphin zu besuchen. Ich fand das Zimmer voll Prinzen und Prinzessinnen und wollte zurück treten; allein der König rief: »Nur herein! Nur herein, Hebamme! vor dir sind die Thüren hier nicht verschlossen. Ventre saint gris!" fuhr er fort, indem er sich zu den Uebrigen wandte, »ich habe in meinem Leben manchen braven Kerl gesehen, im Kriege und anderswo, aber nie solch ein entschlossenes Weib, als dieses. Hat sie nicht meinen Sohn mit einer so kalten Miene auf ihrem Schooße gehalten, als wäre es ein anderes Kind. Freilich hatte sie es versprochen, aber es war doch ein Dauphin, und seit achtzig Jahren war kein Dauphin in Frankreich geboren worden. Nun du sollst auch künftig nicht anders heißen, als meine Entschlossene (ma resolue)." —

Das Tulpenfest.

Da jetzt die glücklichen Deutschen sehr oft aus lauter Freuden illuminiren, und eine Menge Illuminationsideen dadurch schon so abgenutzt worden sind wie der deutsche Patriotismus; so will ich hier nur mit ein paar Worten an das türkische Tulpenfest erinnern, dessen Nachahmung etwas Mannigfaltigkeit in die rührenden Beweise unsers Entzückens bringen könnte. Jenes Tulpenfest besteht darin, daß man die Gärten des Sultans mit vielen tausendfarbigen Lampen erleuchtet, und zwischen den Tulpenbeeten eine Menge Wachskerzen auf blechernen, unten mit einer Spitze versehenen Leuchtern in die Erde steckt.

Ueber den Tulpen werden Kanarienvögel aufgehangen, die bei Licht singen und die Tulpen selbst scheinen den Irrthum dieser kleinen Sänger zu theilen, indem sie ihre Kelche öffnen, wie am Mittage. — Schon um mancher eben nicht entfernten Aehnlichkeit willen, wäre es der Mühe werth, diese Erleuchtung nachzuahmen. Auch Deutschland hat jetzt eine Menge Tulpen, die zwar nicht riechen, auch wohl den Boden aussaugen, wo sonst Getreide stand, aber doch recht hübsch bunt aussehen, besonders wenn wir die Lampen unserer gehorsamen Freunde mit unserm eigenen Fett anfüllen, welches vortrefflich brennt. Auch werden unsere Dichter sich ja von jenen Kanarienvögeln nicht beschämen lassen, sondern recht laut, vom Schimmer getäuscht, mitten in der Nacht singen. Ja, ich hege die Hoffnung zu der deutschen Muse, daß sie selbst in der tiefsten Finsterniß ihres Vaterlandes die Stimme erheben, und das neue Leipziger Gestirn preisen wird, welches so vielen Segen auf Deutschland herab träufelt.

Die Türken verherrlichen ihre Illumination auch noch auf eine ganz besondere Weise. Sie lassen nämlich einige hundert Schildkröten vergolden, befestigen einer jeden ein Wachslicht auf dem Rücken, und vertheilen sie alsdann in die Alleen, wo sie nach Belieben herum kriechen. Welch ein neues, treffendes Bild unserer Freude, wie sie, zwar mit unvergoldetem Rücken, aber doch auch mit einem Lichtchen versehen, herum schleicht, und vor den Füßen der Lustwandelnden hin und her kriecht.

Das brave Weib.

Wir haben ein schönes Lied vom braven Manne, aber noch keines vom braven Weibe. Woher kommt das? liefern die Weiber etwa keinen Stoff zu solch einem Liede? — O gewiß täglich, und eben deswegen besingt man sie nicht. Die braven Weiber sind immer brav, die braven Männer nur in einzelnen Stunden. Es geht den Weibern, wie den Sternen, die in jeder unbewölkten Nacht sanft herableuchten, und von Tausenden gar nicht mehr bemerkt werden; die Männer hingegen gleichen den Feuerkugeln, die schnell am Horizont sich hin wälzen und platzen und knallen, flugs schreien alle Zeitungen. In der That, wenn wir einen moralischen Kraftmesser besäßen, der uns andeutete, wie viel Kraft zum Beispiel dazu gehörte, um die That des braven Mannes zu verrichten, den Bürger besang; und wie viel Kraft eine edle Frau bedarf, um in einer langen unglücklichen Ehe alle ihre Leiden sanftmüthig zu tragen, alle ihre Pflichten heldenmüthig zu erfüllen; fürwahr einem solchen braven Weibe würde der brave Mann weit nachstehen müssen. Dieser bedurfte nur eines einzigen fieberhaften Augenblickes, der, nicht ungenutzt verflossen, seinen Ruhm auf immer gegründet, möge er auch weder vor- noch nachher etwas Ruhmwürdiges geleistet haben; Jene hingegen bedarf eines ganzen langen Lebens, wo sie an jedem Tage, in jeder Stunde, sich immer gleich bleiben, und alle ihre Seelenkräfte in beständiger Spannung er-

halten muß. Der Mann kämpft gleichsam nur in einer Schlacht, die Frau hingegen hat eine Festung zu vertheidigen, und daß zu dem Letztern mehr Muth gehört, als zu dem Ersten, das haben neuere Beispiele zur Genüge erwiesen.

Alexander Blackwell, ein Schottländer, war ein offener Kopf, lernte von Allem etwas und von Manchem viel. Vermuthlich besaß er auch Gall's Organ der Zugvögel, denn er blieb nicht gern lange auf einer Stelle. Zuerst wurde er Korrektor bei einem Buchdrucker in London, der seinen Fleiß sehr rühmte. Verschiedene Gelehrte waren seine warmen Freunde und Gönner. Die Liebe führte ihm ein wackeres Mädchen zu, eines Kaufmanns Tochter, die, nebst dem reichen Schatze ihres Herzens, ihm auch einen ansehnlichen Brautschatz brachte. Da verließ er seinen Dienst und bald auch sein edles Weib, um die Welt zu durchstreichen. Drei Jahr brachte er in Frankreich, Holland und Deutschland zu, ohne andern Gewinn, als daß er die Sprachen dieser Länder lernte. Des Herumschweifens müde, kehrte er endlich zurück und wurde von seiner Frau mit offenen Armen empfangen.

Sein erheirathetes Vermögen war nun schon ziemlich erschöpft, er mußte irgend ein Gewerbe ergreifen und wählte die Buchdruckerkunst. Allein die Buchdrucker wollten ihn nicht für ihren rechtmäßigen Mitbruder erkennen, weil er keine Lehrjahre ausgestanden, und weil eine Parlamentsakte verordnete, daß nur sieben Lehrjahre zu Betreibung eines Gewerbes berechtigten. In dem Prozeß, der ihm

deshalb von den Buchdruckern gemacht wurde, vertheidigte er sich selbst mit so großer Geschicklichkeit, daß der Richterstuhl von Westminsterhall zu seinem Vortheil sprach. Doch seine Gegner bewirkten eine neue Untersuchung, die ihm nachtheilig war; man legte ihm das Handwerk. Nun folgte ein Unglück dem andern. Er gerieth in Schulden, machte 1734 Bankerot, und wurde von seinen Gläubigern zwei Jahre lang im Gefängniß gehalten.

Elisabeth, sein treues Weib, verließ ihn nicht in einem Elend, in welches sein Leichtsinn ihn und sie gestürzt hatte. Zu ihrem Vergnügen hatte sie von Jugend auf Blumen gezeichnet; sie hörte, daß viele Liebhaber der Botanik ein gutes Herbarium zu besitzen wünschten; sogleich übernahm sie die mühsame Arbeit, zeichnete und malte nach der Natur medicinische Pflanzen und Kräuter, legte die Probeblätter den berühmten Aerzten Hans Slover und Mead vor, erhielt aufmunternden Beifall, arbeitete mit unermüdetem Fleiße, verkaufte, sammelte und — genoß endlich das süße Vergnügen, die Fesseln ihres Mannes zu zerbrechen. Nur nach diesem hatte sie getrachtet, nicht nach dem Ruhm, den sie zugleich erworben, und den selbst der große Haller, in der Vorrede zu seiner Beschreibung der Schweizer Pflanzen, ihr mit Wärme zuspricht.

Der Apotheker Rand, Aufseher der botanischen Gärten in London, nahm sich jetzt ihrer mit Eifer an. Auf seinen Rath bezog sie eine Wohnung zu Chelsea, wo sie Gelegenheit hatte, die Blumen und Pflanzen täglich frisch zu erhalten. Ihre Geschicklichkeit nahm so zu, daß sie nicht

blos die Zeichnungen verfertigte und ausmalte, sondern sie auch selbst in Kupfer stach. Ihr befreiter Gatte, um doch auch sein Scherflein beizutragen, und die Produkte seiner Frau dem Ausländer zu empfehlen, fügte die Namen der Pflanzen und ihren medicinischen Gebrauch in verschiedenen Sprachen hinzu. Auf diese Weise verdiente Elisabeth so viel, daß sie sich und den Ihrigen ein bequemes Leben verschaffen konnte. Während sie in Chelsea wohnte, genoß sie allgemeine Hochachtung; Personen vom ersten Range besuchten sie oft, um ihre Kunst zu bewundern; die ganze medicinische Fakultät nahm sich ihrer an; und als der erste Band ihres Herbariums vollendet war, durfte sie selbigen in Person der gelehrten Gesellschaft überreichen, empfing ein ansehnliches Geschenk und ein schmeichelhaftes schriftliches Zeugniß.

Indessen hatte Alexander Blackwell oft Langeweile. Der geringe Beitrag zu den Werken seiner Frau beschäftigte ihn nicht genug; er studirte Arzneikunde, Naturlehre und fiel endlich auf Verbesserung und Anbau unfruchtbarer Ländereien, über welchen Gegenstand er einen Traktat herausgab. Dadurch wurde er dem Herzog von Chandos bekannt, der den Feldbau liebte, und ihm eine Oberaufseherstelle auf seinen Gütern antrug. Sogleich verließ der unstäte Blackwell die friedliche Wohnung zu Chelsea, wo er so glücklich gewesen. Seine Schrift, die zu London 1741 gedruckt wurde, erwarb ihm großen Beifall, wurde aber die Quelle seines Untergangs. Sie fiel dem schwedischen

Gesandten in die Hände, der sie seinem Hofe zuschickte und Befehl erhielt, dem Verfasser schwedische Dienste anzutragen. Ohne Bedenken nahm dieser sie an, denn ihn reizte das fremde Land; er gab ohne Bedauern die Dienste des Herzogs von Chandos, der mehr sein Freund als sein Herr war, nebst manchen Aussichten zu Beförderung im Vaterlande auf, und ließ Weib und Kind in London zurück, versprechend, sie nachkommen zu lassen, wenn es ihm wohl ginge. In Stockholm wurde er günstig aufgenommen; der erste Minister nahm ihn in sein eigenes Haus, und er empfing einen ansehnlichen Gehalt vom Hofe.

Einst fiel der König in eine gefährliche Krankheit, Blackwell schlug Arzneimittel vor, die des Königs Genesung bewirkten; dadurch erwarb er sich eine Stelle unter den Leibärzten, wurde von nun an Herr Doktor genannt, sah sich berühmt, geehrt und verdiente viel Geld. Seine edle Gattin vergaß er zwar nicht ganz, denn er schickte ihr von Zeit zu Zeit etwas Geld; allein er zögerte doch immer, sie nachkommen zu lassen. Endlich erhielt sie den längst erseufzten Ruf und stand im Begriff, sich einzuschiffen, als plötzlich die schrecklichste Nachricht sie vom Gipfel ihrer Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung stürzte. Ihr unwürdiger und dennoch geliebter Gatte, der Vater ihres einzigen Kindes, wurde am 9. August 1747 zu Stockholm enthauptet. Warum? das weiß man nicht. Es heißt, er habe eine Verschwörung angezettelt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Fremdling Einfluß genug besessen, eine Verschwörung zu Stande zu bringen; und ist es geschehen,

so war es die Pflicht der Regierung, sein Verbrechen bekannt zu machen. Das hat man unterlassen zur Schande der schwedischen Kriminaljustiz. Was aus der armen Elisabeth geworden, ist mir unbekannt. Vielleicht haben die Engländer — die mit allen schönen Gefühlen vertraut sind, so bald sie sich in Geld verwandeln lassen — die Unglückliche unterstützt; vielleicht hat sie die Kraft ihres Geistes noch lange dadurch bewiesen, daß sie am Leben blieb.

Der Zweizüngige.

O ja, es hat wirklich einen zweizüngigen Menschen gegeben. Nicht einen solchen, wie sie in unsern Tagen bei Tausenden herumlaufen, die mit Einer Zunge und in Einem Athem verschiedene Meinungen von sich geben, sondern wirklich einen Mann, der mit zwei Zungen von Fleisch geboren wurde. Er hieß Henry Wharton, war nachmals Kapellan eines Erzbischofs, und wenn die ganze Christengemeinde das alte Lied: »O daß ich tausend Zungen hätte 2c.« sang, so war er der Einzige, der sich nur neun hundert neun und neunzig zu wünschen brauchte. Bei seiner Geburt waren beide Zungen gleich groß und von ganz gleicher Gestalt. Man wollte ihm die untere Zunge wegschneiden, allein die ängstliche Mutter ließ es nicht zu. Nach und nach wurde sie von selbst kleiner und

schrumpfte zusammen, während die obere gehörig fortwuchs. Indessen behielt er diesen Ueberfluß doch bis an sein Ende, welches 1694 im einunddreißigsten Jahre erfolgte. Der Sekretär der königlichen Akademie zu London stattete einen förmlichen Bericht von dieser Seltenheit ab; er zog ihn aus der Beschreibung, die Henry Wharton von seinem eigenen Leben entworfen hatte. Schade, daß diese Biographie nie gedruckt erschien! Man würde vielleicht daraus ersehen haben, ob er zu gleicher Zeit mit der einen Zunge Vivat und mit der andern Wehe schreien konnte? Vermochte er das, so wünschte ich jedem ehrlichen Deutschen zwei solche Zungen.

Die Farbe der Trauer.

Warum trauert man schwarz gekleidet? — Es war nicht immer so, und sollte fürwahr auch nicht so bleiben. Die wahrhaft trauernde Witwe oder Waise bedarf eines freundlichen Anblicks; dem erkünstelten Schmerz sollte man die Verstellung nicht erleichtern. — Die Mutter Ludwig des Heiligen wurde die weiße Königin genannt, weil sie weiß um Ludwig VIII. trauerte. Dasselbe thaten schon die Spartanerinnen und Römerinnen. In Spanien währte dieser Gebrauch bis zu dem Tode des Prinzen Dom Juan 1498 (wie Herrel versichert). Auch die Chinesen trauern weiß; die Türken hingegen blau oder violett, die Egyptier gelb, die Aethiopier grau. Man hat sich

viele Mühe gegeben, den Sinn dieser verschiedenen Farben zu erklären. Die weiße Farbe, sagte man, bedeutet die Reinheit, die gelbe ist von den verwelkten Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in welche man den Todten verscharrt; die blaue das Glück, dessen er in einer bessern Welt genießt; die schwarze die Beraubung des Lichtes; die violette, eine Mischung von blau und schwarz, vereint die Trauer mit den Wünschen für die Seligkeit des Verstorbenen. Solche Deutungen sind eben nicht schwer zu finden. Hätte es irgend einem Volke beliebt, roth zu trauern, so würde man vielleicht sagen, die Gewohnheit sei nach einer großen Schlacht aufgekommen, in welcher sehr viel Blut vergossen worden. Und wirklich sollte man aus dieser Ursache den Deutschen rathen, jetzt nicht anders als roth zu trauern, besonders seit dem die deutschen Blutströme zum Theil durch Deutsche vergossen worden sind. (Ach! wenn man nur auch eine Farbe für die Schande hätte!)

Die Priester der Isis und mehrere andere waren weiß gekleidet; der Engel an Christi Grabe erschien sogar schneeweiß. Freilich sind auch die Gespenster weiß, zum Exempel der Komthur im Dom Juan, vor dessen Nicken sich Pedrillo so heftig entsetzt; aber keine Regel ohne Ausnahme.

So gar aus dem Gesichtspunkt der Staatsökonomie betrachtet, wäre es heilsam, den häufigen Gebrauch der schwarzen Farbe zu verbannen, denn sie verzehrt und verbrennt die Wolle, benimmt dem Tuche seine Dauerhaftigkeit, raubt ihm im Winter einen Theil seiner Wärme

schluckt aber im Sommer alle Sonnenstrahlen ein und hitzt unerträglich. — Um die Damen zu gewinnen, füge ich noch hinzu, daß nur wenige unter ihnen die schwarze Farbe kleidet, selbst nicht die Blonden, ob sie sich es gleich einbilden. Schwarz macht einen sonst schön gebauten Körper gleichsam zusammenschrumpfen, da hingegen weiß den Wuchs heraushebt.

Doch alles Das — ich weiß es wohl — ist nur tauben Ohren gepredigt, so lange es nicht irgend einer Französin beliebt, die Sache zu beherzigen. Anna von Bretagne, die Witwe Karl's des VIII., war die Erste, die schwarz trauerte, und siehe da, wir folgsamen Deutschen trauern Alle schwarz. Ich zweifle nicht, daß, so bald eine Pariser Witwe der Leiche ihres Gemahls in weißer Kleidung folgt, wir vier Wochen nachher Alle weiß trauern werden. Bis dahin bleiben wir schwarz, und — trauern um unsere Freiheit! —

Seltsam ist, daß der Mensch eine Farbe für den Schmerz und keine für die Freude bestimmt hat. Scheint es doch, als wollte er mit dem Schmerze prahlen, schämte sich aber der Freude. So bald es eine Farbe gibt, die Jedem, der uns begegnet, zuruft: sieh her, wir sind traurig; warum gibt es nicht auch eine, die Jeden erinnert: sieh her, wir sind lustig? — Das Letztere würde fürwahr schnellere Theilnahme erwecken. Dem Traurigen geht man gern aus dem Wege, der Lustige ist überall willkommen.

Die gefährliche Liebesprobe.

Wenn die Mädchen zum ersten Male von Liebe sprechen, täuschen sie gewöhnlich den Liebhaber, und sich selbst. Nicht absichtlich zwar, o nein; sie sind vielmehr innig von der Wahrheit und Stärke ihrer Leidenschaft überzeugt; sie könnten den hassen, der daran zweifelte; sie sind bereit, jedes Hinderniß zu überwinden, im Nothfall die schwersten Leiden zu ertragen — und dennoch war es nicht Liebe, sondern nur eine Herzenslauer; ein durch Widerspruch gereizter Eigenwille; oder gar Sinnlichkeit, die, unter der Maske der Liebe, auch die sittsamste Jungfrau in einem gewissen Alter beschleicht, ohne daß die Beschlichene es ahnet. Dann nimmt sie für Liebe, das Bedürfniß zu lieben, und trägt alle die Eigenschaften, durch welche ihre Einbildungskraft ihr Herz rührt, auf irgend einen Gegenstand über, der sie vielleicht alle nicht besitzt, aber sie wird sie bei ihm finden, weil sie sie finden will. — Daher entstehen so viele unglückliche Ehen; nicht — wie man zu sagen pflegt — weil die Liebe erloschen ist. O nein, die Liebe erlischt nie; wo sie nicht ist, da ist sie nie gewesen; sondern irgend Einer von den vielen Dämonen, die sie nachäffen, betrog junge Herzen, reichte die Fesseln, entflatterte schadenfroh und ließ nur die Reue zurück.

Wilhelmine war ein schönes, gutes, verständiges Mädchen, von armen Eltern geboren. Der Vater, ein unterrichteter Mann, bildete ihren Geist, die Mutter, eine

schwärmerische Frau, ihr Herz. In der Einsamkeit eines kleinen Landgutes erreichte sie ihr achtzehntes Jahr. Da senkte sich die Liebe in ihre Brust — nicht die Liebe zu einem Manne, denn sie hatte keinen Umgang mit Männern — sondern jenes allumfassende Gefühl, das einen Gegenstand außer sich sucht, um ihn mit Heftigkeit zu umklammern. In dieser Stimmung sah sie einen schönen Jüngling, ihr an Stande gleich, der bei einem benachbarten Förster die Jägerei erlernte, um einst durch diese Kunst ein Hofamt zu erlangen. Eduard war ein gutmüthiger, aber ungebildeter Mensch. Das Erstere rechnete Wilhelmine ihm hoch an, das Letztere bemerkte sie gar nicht, denn er war der Erste, der sie zärtlich anblickte, der Erste, der ihrer Einbildungskraft eine Gestalt unterschob, an welche das zur Liebe geschaffene Herz sich anschmiegen konnte. Seine Gespräche waren leer, aber sie selbst füllte sie mit ihren Kenntnissen, ihren Gefühlen aus, und glaubte hinterdrein, er habe sie so angenehm unterhalten. Eduard war noch ärmer, als Wilhelmine, allein das wirkte nur zu seinem Vortheil, denn die Armuth zog das Mitleid in das Spiel. Wilhelminens Aeltern dachten vernünftiger, und verboten einen zwecklosen, gefährlichen Umgang. Dies Verbot entflammte die Tochter vollends. Sie schwur sich selbst mit Thränen, nie von Eduard zu lassen, und gefiel sich in ihrer Schwermuth.

Einst jagte Graf Wallenthal in der Nachbarschaft. Ein starkes Gewitter nöthigte ihn, ein Obdach zu suchen; der Zufall führte ihn zu Wilhelminens Aeltern. Er war reich, von feiner Bildung, geschliffenen Sitten; er stand bereits

an der traurigen Grenze, wo jenseits die Hagestolzen einsam herumspaziren; gern wäre er schon längst ihrer Gesellschaft entwichen, allein er kannte nur die Weiber am Hofe, sie hatten ihm den Muth benommen sich zu fesseln. Er sah Wilhelminen, ergötzte sich an ihrer Schönheit, noch mehr an ihrem reinen Gemüth; bald wurde er auch durch Kenntnisse überrascht, die ihr ungesucht im Gespräch entschlüpften. Das Gewitter war vorübergezogen, er bemerkte es nicht; das Jagdhorn ertönte wieder, er hörte es nicht. Die hereinbrechende Dämmerung erinnerte ihn endlich, daß er aufbrechen müsse. Er that es, doch nicht eher, bis er, durch eine schmeichelhafte Wendung, sich die Erlaubniß wieder zu kommen erbeten, dann ging er und ließ sein Herz zurück.

Träumend betrat er nun die geschmückten Fürsten-Säle, wurde viel geneckt von den geschminkten Fräuleins, verglich sie im Stillen mit seinem holden Land-Mädchen, und eilte, so bald der Wohlstand es zu verstatten schien, in den Wald zurück, in welchem das schöne Veilchen blühte. Nach jedem Besuche überzeugte er sich inniger, daß Wilhelmine das Kleinod sei, welches zu finden er längst nicht mehr gehofft. Den Mangel des Welttons übersah er, denn Unschuld, rührende Einfalt, verbunden mit hoher Geistesbildung, ersetzten jenen Mangel reichlich, und — wenn sie ihn liebte, wenn sie die Seinige wurde — wie bald konnte sie nicht lernen, was so mancher Dummkopf sich zu eigen macht.

Ja — wenn sie ihn l i e b t e — davon sah er freilich noch keine Spur, allein er tröstete sich mit ihrer Blödigkeit, und zweifelte, Sieg gewohnt, keinen Augenblick, daß es

ihm gelingen werde ihr Herz zu gewinnen, sollte es auch erst nach vollzogener Vermählung geschehen. In dieser, einem liebenswürdigen Höfling verzeihlichen Voraussetzung, warb er um Wilhelminens Hand. Die guten Eltern, hocherfreut, gewährten sie ihm augenblicklich, nur sollte er zuvor die freie Zustimmung der Tochter sich erwerben. Man verschaffte ihm Gelegenheit, auf einem einsamen Spazirgange mit Wilhelminen zu sprechen. Er that es mit der Zuversicht, die Rang und Reichthum, Bewußtsein eigener Verdienste und die Einwilligung der Eltern ihm einflößten. Aber wie groß war sein Erstaunen, als Wilhelmine in Thränen ausbrach, als das sanfte, blöde Mädchen ihm muthig erklärte: sie erkenne und schätze alle seine Vorzüge, allein ihr Herz sei nicht mehr frei. Vergebens bestürmte er sie mit allen Künsten, in welchen lange Uebung ihn zum Meister gemacht; alle seine Pfeile prallten ab von einem Herzen, dem seine Unerfahrenheit zum Schilde diente.

Schlau veränderte er jetzt den Angriff, gab der Liebe die schöne Wachslarve der Freundschaft, bat nur noch um Vertrauen, nannte sie Schwester, und gelobte seinen Beistand, wenn sie alle ihre Wünsche und Hoffnungen in sein Bruderherz niederlegen wolle. Sie wurde bewegt, ihr Herz floß über, sie nannte Eduard, sie malte das Bild des Geliebten mit den schönen Farben, die nur sie selbst ihm geliehen; sie beschwur des Grafen Großmuth um Vorsprache bei Hofe, bei ihren Eltern: ihre Stimme, ihre Thränen, ihre innige Liebe, bewegten ihn so ungewöhnlich, daß er ihr rasch die Hand reichte, und schwur: wenn Eduard ein

solches Herz verdiene, so wolle er Alles zu ihrer Vereinigung aufbieten. Dankbar sank sie in seine Arme und überhäufte ihn mit unschuldigen Liebkosungen.

Der Graf verließ Wilhelminen fest entschlossen Wort zu halten, doch zuvor wollte er den glücklichen Nebenbuhler kennen lernen. Er sah und prüfte Eduard, und fand in der ersten Stunde, daß Wilhelmine von ihrem Herzen getäuscht werde; daß dieser schöne aber unbedeutende Jüngling die Ansprüche eines *solchen* Mädchens unmöglich lange befriedigen könne. Aber wie war es anzufangen, sie selbst davon zu überzeugen? — Vorstellungen? Erfahrungen? philosophische Demonstrationen? die konnten hier alle nicht wirken, am wenigsten aus *seinem* Munde, und vollends jetzt, da Wilhelmine, durch das Opfer, welches sie dem Geliebten gebracht, sich nur noch fester an ihn geknüpft, noch inniger von ihrer Liebe sich überredet hatte. Mit geheimen Stolz sah sie auf dieses Opfer herab, und fand Vergnügen darin, alle Vorzüge des Grafen sich selbst aufzuzählen, um den Werth ihrer Entsagung in ihren eigenen Augen zu erhöhen. Daß *wahre* Liebe so nicht rechnet, wußte sie nicht. Allein der Graf wußte es recht gut, und gab seine Hoffnung nicht auf.

»Unser Fürst,« sagte er eines Tages zu ihr, »ist nicht zu bewegen, Ihren Eduard jetzt schon zu versorgen. Es kann noch Jahre währen, ehe er in die Reihe der fürstlichen Jagdbeamten einrückt, und geschieht es endlich, so können abermals Jahre verstreichen, ehe seine Einkünfte ihm erlauben werden, an eine Verbindung zu denken.«

Wilhelmine seufzte und schwieg. »Aber,« fuhr der Graf fort, »wozu brauchen wir denn eben den Fürsten? so viel als genügsame Liebe bedarf, kann auch der reiche Freund wohl geben.« — Wilhelmine sah ihn mit großen Augen an.

»Gönnen Sie mir die Freude Ihr Glück zu gründen. Ich begehre keinen andern Lohn, als die Ueberzeugung, daß Sie wirklich glücklich sind.« — Wilhelmine ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Brust.

»Merken Sie wohl, liebes Mädchen,« sagte der Graf mit freundlichem Ernst, »ehe ich Sie mit Eduard verbinde, muß ich zuvor gewiß sein, daß Ihre Wahl Sie nie gereuen werde, und darum fordere ich, daß Sie meiner Probe sich unterwerfen.«

Wilhelmine lächelte, als wollte sie sagen: wozu noch eine Probe? Ohne sich an dieses Lächeln zu kehren, fuhr er fort: »Ich besitze ein Landgut, zwanzig Meilen von hier, in rauhen Gebirgen, doch romantisch gelegen und einträglich. Es fehlt dem Gute nichts, als was die Liebe leicht entbehrt; Nachbarschaft, Zusammenhang mit der Welt. Dorthin werden Sie mit Ihren Eltern ziehen, die bereits eingewilligt haben. Eduard wird Ihnen folgen; dort werden Sie, ohne allen Zwang, täglich mit ihm umgehen, täglich die Schwüre seiner Liebe und Treue gegen die Ihrigen eintauschen; aber — auch sonst Niemanden sehen als ihn. Wenn Sie, nach Jahr und Tag, dann noch wie heute Ihr Glück in seinen Armen finden, so gehört das Landgut Ihnen, und ich selbst führe Sie zum Traualtar.« —

Mit Thränen dankbarer Wehmuth umarmte Wilhelmine den großmüthigen Wohlthäter, willigte entzückt in Alles, und bemerkte blos, daß nichts überflüssiger auf der Welt sei, als diese Probe. Der Graf bat um gefällige Nachsicht für seine Grille, die ihm zwar zugestanden wurde, doch nicht ohne Mitleid, daß er noch zweifeln könne, und folglich keinen Sinn für wahre Liebe besitze. Wenige Wochen nachher nahm Wilhelmine von dem romantischen Landgute wirklich Besitz, und der glückliche Eduard flog in ihre Arme.

Die ersten Tage, Wochen und Monden verstrichen in seligem Entzücken. Wilhelmine fand in dem Umgang mit dem Geliebten Ersatz für Alles; sie schlenderte an seiner Hand durch das wilde Gebüsch, sie kletterte an seinem Arm auf die Berge; sie sah an seiner Seite die Sonne auf- und untergehen, lieh ihm freigebig *ihre* Gefühle, las in seinen Augen *ihre* Gedanken, legte ihm scharfsinnige Antworten in den Mund, und glaubte steif und fest, *er* habe sie ersonnen. Doch lange konnte diese Selbsttäuschung unmöglich dauern. Der reiche Schatz in ihrem Geiste und Herzen, der immer gab und nie empfing, mußte endlich sich erschöpfen. Sie bekannte sich wider Willen, daß sie nicht selten Langeweile fühle, und Anfangs zürnte sie deswegen nur auf sich selbst. Auch Eduard fing an, eine gewisse Unbehaglichkeit sich vorzuwerfen. Die Ueberlegenheit seiner Geliebten drückte ihn; er war gewohnt, mit der Flinte über die Achsel gehängt, Tage lang gedankenlos im Walde herum zu schlendern; jetzt mußte er immer, nicht blos Gedanken

hören, sondern auch selbst deren erzeugen, und stets auf seiner Hut sein, nichts Albernes zu sagen. Das wurde ihm lästig, machte ihn oft schüchtern oder gar stumm. Seine ganze Beredsamkeit bestand in seinen Küssen, aber ein Mädchen wie Wilhelmine forderte mehr.

Doch wagten Beide noch immer nicht, eine Verminderung ihrer Liebe zu ahnen; der bloße Gedanke schien ein Verbrechen. Lieber schob Wilhelmine diese sichtbare Erkaltung auf irgend eine körperliche Verstimmung, die bald wieder verschwinden werde. Um Mannichfaltigkeit in ihren Umgang zu bringen, schlug sie eines Tages dem Geliebten vor, einen Briefwechsel mit ihr anzufangen. Eduard fand es zwar sehr drollig, mit seinem Mädchen unter einem Dache zu wohnen und ihr Briefe zu schreiben, da er täglich und stündlich sie ungehindert sprechen konnte, allein er fügte sich in die Grille, nur wußte er durchaus nicht, was er ihr schreiben sollte. Seine Briefe waren so kurz, so leer, so gezirkelt, daß Wilhelmine auch diese Idee schnell wieder aufgab.

»Es ist doch ein eigener Reiz,“ so sprach sie ein anderes Mal, „den die Liebe in Hindernissen findet. Wir haben freilich hier keine zu überwinden, aber könnten wir uns nicht selber welche machen? Laß uns versuchen, Eduard, einander zu vermeiden. Du sollst nie wissen, wo ich bin, ich nicht wo du bist; wir wollen einander suchen, und finden wir uns endlich, so wird unser Vergnügen um so lebhafter sein.“

Es geschah. Sie spielten mehrere Tage Versteckens mit-

einander, und allerdings gab das Spiel dem Wiedersehen neuen Reiz, aber auch diese List half nicht lange. Nun lustwandelten sie Hand in Hand oft Stunden lang, ohne eine Silbe zu sprechen; Wilhelmine pflückte die Blumen rechts, Eduard knickte die Zweige links, und wenn sie einmal still stand, um eine schöne Blume zu bewundern, so war eine botanische Benennung nach Linné Alles was sie von ihm herausbrachte. Es kam endlich so weit, daß man — gleichsam zum Scherz — verabredete, der Eine solle diese Allee, der Andere jene einschlagen, an einer gewissen Stelle wolle man zusammen treffen, und sich, nach kurzer Trennung, des Wiedersehens erfreuen. Aber diese kurze Trennung, suchte man so viel möglich zu verlängern; man spazirte so langsam, so langsam, daß man Stunden brauchte, um auf den bestimmten Platz zu kommen; der zuerst Eintreffende wartete gern; der nach ihm Kommende wunderte sich, ihn schon zu finden; durch Vorwürfe quälte keiner den Andern.

In dieser Stimmung befand sich das liebende Paar, als, nach etwa vier Monaten, Graf Wallenthal erschien, um zu beobachten, ob sein Mittel anfange zu wirken. Er sah auf den ersten Blick, daß die Langeweile im vollen Gange sei, denn man empfing ihn mit überströmender Freude, man schöpfte Athem, man wurde lebendig. Der Graf stellte sich als bemerke er nichts, fragte auch nicht, sondern bemühte sich blos, an dem einzigen Tage, den er den Verbannten schenkte, Wilhelmine so angenehm, so hinreißend zu unterhalten, daß das gute Mädchen wohl zwan-

zigmal erröthete, weil es sich alle Augenblicke auf Vergleichungen zwischen ihm und Eduard ertappte, die dem Letztern nicht vortheilhaft waren. Der schöne Tag ging schnell wie ein Gedanke vorüber; als Wilhelmine am andern Morgen aufstand, war der Graf schon wieder abgereist; eine Nachricht, die sie verdrießlich machte, und zu der ersten kleinen Lüge verleitete, denn sie ersuchte Eduard, doch heute einmal auf die Jagd zu gehen, weil sie Kopfschmerzen habe und ihr Zimmer nicht verlassen werde. Er gehorchte gern, und sie — schmollte mit sich selbst.

In den nächsten Tagen wurde nun die alte Lebensweise gähnend wieder fortgesetzt. Noch ein bleierner Monat verstrich, Sättigung und Ueberdruß waren sein schleichendes Gefolge. Wilhelmine konnte es fast nicht länger aushalten, nur den Geliebten zu sehen, und mußte sich bekennen, daß die Wahl ihrer Augen keine glückliche Wahl gewesen. Eduard konnte es fast nicht länger ertragen, sich ewig nur um die Geliebte zu bewegen, und fühlte — freilich ohne es deutlich zu denken — daß ungleiche Bildung, wenigstens ungleiche Empfänglichkeit des Geistes und Herzens, die Liebe ohne Rettung in Kurzem zerstört. Noch schämten sich Beide, ihre Gefühle einander zu bekennen; Jeder meinte auch wohl, er werde den Andern durch sein Geständniß unglücklich machen; darum schwiegen Beide, aber Wilhelminens Kopfschmerzen wurden häufiger, und Eduard ging öfter auf die Jagd.

Graf Wallenthal hatte sich schon beim ersten Besuch überzeugt, daß er die Vorsicht viel zu weit getrieben, als er,

zu Prüfung der Liebenden, ein ganzes Jahr bestimmte; er fand es überflüssig, wiederum mehrere Monate verstreichen zu lassen, ehe er seinen, im Stillen erseufzten Besuch wiederholte; er kam schon nach sechs Wochen unangemeldet, traf gegen Abend auf dem Gute ein, fragte sogleich nach seinen Schützlingen, und wurde doch ein wenig verwirrt, als er vernahm, sie wären schon seit drei Stunden miteinander im Garten. »Also können sie doch immer noch drei Stunden mit einander zubringen, ohne daß die Langeweile sie nach Hause jagt? das ist ein böses Zeichen, da komm' ich doch wohl noch zu früh.« — Unter solchen verdrießlichen Betrachtungen durchstrich er den Garten, um die Liebenden zu suchen. Er fand sie endlich. Wilhelmine schlief auf einer Rasenbank, Eduard schlief im Grase. Wallenthal setzte sich lächelnd neben die schöne Schläferin, und ergriff sanft ihre Hand. Sie erwachte. In ihren großen blauen Augen machten Schrecken und Verwirrung bald dem Vergnügen Platz. Der Graf erklärte, er sei gekommen, ihr Glück zu beschleunigen, und fügte mit einem zärtlichen Seufzer hinzu: »Ob es gleich mein Unglück ist.« Wilhelmine schlug die Augen nieder und gab den Seufzer unwillkürlich zurück.

„Morgen,“ fuhr der Graf mit zitternder Stimme fort, »ist Ihr Hochzeitstag — wenn Sie es wollen — wenn Sie noch eben so denken und empfinden als vor fünf Monaten. Können Sie mir das in diesem ersten Augenblicke mit aufrichtigem Herzen betheuern, nun so gebe ich meine

letzte Hoffnung auf, erfülle Ihre Wünsche und — sehe Sie nie wieder.»

Daß Wilhelmine geradezu bekennen sollte, ihr Herz habe sie getäuscht, das war zu viel begehrt; allein sie schwieg und seufzte; der Graf verstand sie, sank zu ihren Füßen, und sie verbarg ihre Schamröthe an seinem Busen.

Als Eduard nach einer guten Stunde endlich erwachte, fand er sich ganz allein, und neben ihm im Grase lag ein Patent, das ihn zum Hof- und Jagdjunker ernannte, daneben ein mit Bleistift geschriebener Zettel, folgenden Inhalts:

»Mein lieber junger Freund. Ich entführe Ihnen Ihre Braut, weil sie die meinige sein will. Wenn Sie — wie ich vermuthe — bei Lesung dieser Zeilen zwar befremdet, aber nicht erschrocken sind, so habe ich auch Sie errathen, und darf mir schmeicheln, durch das beiliegende, für Sie ausgewirkte Patent, mein Wort von Ihnen gelöst zu haben. Graf Wallenthal.»

Eduard brauchte einige Minuten, um Alles zu begreifen; als er es aber begriffen hatte, stand er wohlgemuth auf, steckte das Patent in die Tasche, schwang sich auf seinen Gaul, und ritt mit leichtem Herzen davon.

Vertheidigung der Menschenfresser.

Ein seltsames Vorurtheil verbietet Menschenfleisch zu essen; die Natur selbst scheint gegen diese nahrhafte, wohl-

schmeckende Speise sich zu empören, so groß ist die Macht jenes Vorurtheils. Man hat sogar gezweifelt, daß es jemals Menschenfresser gegeben, und als endlich die Berichte der glaubwürdigsten Reisenden es außer Zweifel setzten, so behauptete man wenigstens, die Wilden äßen nur ihre Feinde, und der Abscheu vor Menschenfleisch werde nur durch die Rachlust überwältigt. Allein auch das ist irrig. Als der Weltumsegler Krusenstern bei den Neukahiwa-Inseln vor Anker lag, da stand er mit den Bewohnern, die ihre Feinde fressen, im besten Vernehmen; dennoch — wenn bisweilen Einige von der Schiffs-Equipage sich badeten — standen die Neukahiwer am Ufer, und bezeigten den größten Appetit, die weißen Gäste als Leckerbissen zu verzehren. Sie thaten es nicht, aber sie hätten es doch recht gern gethan. Es ist also nicht blos das Fleisch der Feinde, sondern überhaupt Menschenfleisch, was ihren unverwöhnten Gaumen reizt.

Warum soll denn auch der Mensch — bei dem die Struktur des Magens bekanntlich mit der vom Schweine gänzlich übereinstimmt — nicht alles Das genießen, und gern genießen, was ein Schwein nicht verschmäht? — Hält man es schimpflich für die Menschheit, diesem verachteten Thiere zu gleichen? — Wollte Gott, wir hätten keine andere Aehnlichkeit von ihm als diese. So lange aber nicht geleugnet werden kann, daß wir, zum Beispiel, eben so gern alle Zäune durchbrechen, um des Nachbars Feld zu verwüsten, so lange begreife ich nicht, warum wir gerade

seiner nichts verschmähenden Freßgier uns schämen wollten? — Es ist überhaupt jetzt gar nicht an der Zeit, sich zu schämen. Es gibt in unsern Tagen keine Art von Laster, die sich nicht durch illüstre Beispiele beschönigen ließe, und so große Feinde des Nachahmens wir auch immer sein mögen, (so lange nämlich von Tugenden die Rede ist), so finden doch längst Moden und Verbrechen jederzeit ihre flinken Bewunderer und Nachahmer; warum sollte nicht auch eine unschuldige Neigung sie finden?

Es wäre daher gar sehr zu wünschen, daß irgend ein Machthaber sich entschließen möchte, ein gutes Beispiel zu geben, und nicht blos mit dem Schwerte, sondern künftig auch mit den Zähnen die Menschen zu zermalmen; flugs würde die nützliche Gewohnheit über ganz Europa sich verbreiten. Zwar haben, zu den Zeiten der Revolution, die Franzosen uns schon manches schöne Beispiel aufgestellt, sie haben das Herz der Prinzessin Lamballe gefressen, und Gott weiß was sonst noch; aber es waren doch nur namenlose Menschen, die sich weiter durch nichts auszeichneten, als durch diese schöne That. Darum wäre durchaus erforderlich, daß irgend ein berühmter Mann, der vor nichts erschrickt, seinem Ruhme dadurch die Krone aufsetzte, daß er ein Gastmahl veranstaltete, bei dem gebratene oder frikassirte Menschen, mit einer aus dem Almanac des Gourmands entlehnten Sauce aufgetischt würden.

Welchen ungeheuren Nutzen würde ein solches Beispiel bewirken! vorzüglich unter den Soldaten. Erstens würde

die Armee nie hungern, denn sie fände auf dem Schlachtfeld ihren Tisch gedeckt. Zweitens — wenn sie auch einmal hungerte, so würde sie um so tapferer fechten, denn sie wüßte, hinterdrein gibt es einen Schmaus, und wer davon läuft, bekommt nichts. Drittens würde sie nie klagen dürfen, daß sie nicht eigentlich wisse, warum sie sich schlage? denn man könnte ihr schnell antworten: um zu essen; und das wäre denn doch eine vernünftige Ursache. Viertens würde man nicht mehr die Mühe haben, die Zahl der Gebliebenen zu verbergen, denn der hungrige Sieger würde keine Spur von ihnen übrig lassen. Fünftens könnten die Proviant-Kommissäre mit gutem Gewissen stehlen, denn wozu noch Proviant nach führen, wenn der Feind selbst ihn schon entgegen triebe? Sechstens wäre es doch ein Trost für sterbende Krieger, zu wissen, daß sie nicht etwa für Ehr- und Habsucht ihrer Fürsten das Leben opfern, sondern das Vergnügen haben werden, ihre hungrigen Brüder zu speisen. Dergleichen Vortheile ließen sich leicht noch bei Dutzenden aufzählen.

Man müßte sich aber bei Leibe nicht blos darauf einschränken, Feinde zu fressen. Solches thun freilich die Wilden, aber wir sind kultivirte Europäer, wir haben in den letzten zehn Jahren ganz andere Fortschritte in der Aufklärung gemacht; wir müßten folglich auch hierin die Wilden weit hinter uns lassen, und Alles fressen, was uns vorkommt, es sei Freund oder Feind. Daraus werden abermals unzählige Vortheile entspringen. Ein Bürger, zum Beispiel, den man rein ausplündern, oder dessen Frau

und Tochter man in seiner Gegenwart schänden will, wird sehr froh sein, wenn er zuvor gefressen wird, und dadurch der kleinen Unannehmlichkeit entgeht, solche Modebegebenheiten mit anzusehen. Wie mancher Lübecker Bürger hätte sich am 6. November 1806 lieber in dem Bauche eines Franzosen, als in den Mauern seiner freien und neutralen Hansestadt befunden! — Welchen Nutzen würde es nicht in diesem Augenblicke den unglücklichen Preußen gewähren, deren Felder nur mit Blut gedüngt und mit Menschenknochen besäet sind, wenn sie in dieser Verlegenheit einander selber essen dürften! Welchen Nutzen den liefländischen Bauern, denen ein Professor zu Dorpat angerathen hat, Frösche zu fangen, und deren täglich achtzehn Stück zu verspeisen! Welchen Nutzen allen mit Kindern begabten Deutschen, wenn sie diese armen, freigebornen Geschöpfe verzehren dürften, ehe Sklaverei sie zu elenden Schmeichlern herabwürdigt!

Vielleicht würde ich noch vor wenigen Jahren Bedenken getragen haben, einen solchen Vorschlag zu thun; allein jetzt — da doch wohl kein ehrlicher Deutscher in Abrede sein wird, daß unsere moralische Kultur um Jahrhunderte zurück geschritten ist — (eine traurige Wahrheit, die kein Purpur verhüllt, und die unter Bergen von Lorbeerkronen nicht erstickt) — jetzt, dünkt mich, ist mein Vorschlag ein Wort zu rechter Zeit gesprochen.

Die Kraft des Glaubens.

Louise starb. Sie hatte das Erdenglück eines braven Mannes gemacht; sie hinterließ ihm keine Kinder; Ernst von Wallen blieb ganz allein. Er zählte kaum dreißig Jahre. Ihm schien es, er sei alt, denn die beglückende Liebe wohnte nicht mehr in seinem Herzen. Dunkel wurde es da, so dunkel, daß kein Fremder den Weg hinein zu finden wußte; er selbst vermied hinab zu steigen, verschloß es lieber sich und Andern. Hingegen war es hell, bisweilen allzuhell in seinem Kopfe. Zweifel, Grübeleien, Spinoza und Fichte kreuzten mit sprühenden Fackeln in diesem Kopfe herum; kein Licht des Trostes mischte seinen sanften Schimmer in jenen Fackelglanz.

Ernst von Wallen ging auf Reisen, sah und hörte viel, dachte über alles, fühlte wenig, kam düster zurück, und bezog ein einsames Landgut. Zwar lief eine große Straße durch das Dorf, doch seine Wohnung lag seitwärts auf einem Hügel im Gebüsch versteckt. Er mied jene Straße, kein Spazirgang lockte ihn dahin; fremde Gesichter waren ihm zuwieder; die wenigen Menschen, die ihn umgaben, hatten Alle noch bei seinen Eltern gedient; unter ihnen auch die ehrliche Susanne, die Wärterin seiner Kindheit, die sich hoch betrübte, daß ihr guter junger Herr so hinwelkte, und unter seine Bücher sich verschloß, als sei die Welt für ihn ausgestorben. Vergebens hatte sie einigemal christliche Trostsprüche für ihn zubereitet; er hörte

sie freundlich auch wohl lächelnd an, dankte ihr aber mit kurzen Worten für den guten Willen, und es blieb beim Alten.

Was der frommen Susanne am meisten zu Herzen ging, war der bedenkliche Umstand, daß ihr Herr mit keinem Fuße die Kirche betrat. Oft stahl sie sich Abends zu dem alten Gärtner, um darüber mit ihm zu seufzen, indessen Wallen auf dem Dache seines Schlosses durch ein vortreffliches Sehrohr die Himmelsräume durchspähte. Das war seine liebste Beschäftigung, in der ihn Niemand stören durfte. Verdrießlich wandte er sich daher um, als die mitleidige Susanne, trotz ihrer geschwollenen Füße eines Abends ihm nachgeklettert war, und eine lange Erzählung anhub von einem Reisenden, einem alten Manne, den eine schwere Krankheit überfallen, daß er in dem elenden Wirthshause unten im Dorfe liegen geblieben, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit fehle. Wallen, der eben die Bedeckung eines Jupiterstrabanten beobachten wollte, hörte nur halb und sagte mürrisch: »Laß mich zufrieden. Das verdroß die gutherzige Fürsprecherin. Im gerechten Unwillen nahm sie sich's zum ersten Mal heraus, ihr Gefühl laut werden zu lassen.

»Man sollte nicht eher nach den Sternen gucken,« brummte sie, »bis man den Leidenden auf Gottes Erdboden geholfen hat.« — Das war ein Wort zu seiner Zeit. Hätte Wallen es in einem Dichter gelesen, es wäre verhallt, aber die Stimme seiner alten Wärterin drang in die kalte Brust; er schämte sich.

»Du hast Recht, Alte," sagte er lächelnd und stand gelassen auf; »führe mich zu deinem Kranken."

Die schnell besänftigte Susanne, mit Hausarzeneien und Erquickungen bepackt, keuchte vor ihm her; die Sterne leuchteten, Wallen folgte in deren Anschaun verloren, und hatte schon beinahe vergessen, wovon die Rede war, als die Krankenstube sich öffnete. Von Rauch geschwärzt, niedrig, feucht war die elende Kammer, in welcher auf hartem, schmutzigem Lager ein Greis stöhnte. Zu seinen Füßen, auf einem hölzernen Schämel saß ein weinendes Mädchen, dessen Thränen schnell versiegten, als es in nachlässiger Kleidung, durch den Eintritt eines jungen Mannes überrascht wurde. Wilhelmine sprang auf. Ein großes Tuch, in welches sie hastig sich wickelte, gab ihr die Fassung wieder. Sie bewillkommte den Fremden mit ungezwungenen Anstand, ihre traurige Lage gab ihr das Recht, die Förmlichkeiten abzukürzen. »Es ist mein Vater," sagte sie schluchzend auf dem Kranken deutend, der eben im heftigen Fieber lag. Dann reichte sie dem Besuchenden den einzigen vorhandenen Schämel, kniete an das Bett, und sah ihrem Vater still weinend in das glühende Gesicht.

Susanne kramte ihre Arzeneien redselig aus. Wallen stand sich selbst überlassen. Noch hatte er keine Silbe gesprochen, denn er war überraschter als die schöne Fremde. Von einem fremden Greise hatte man ihm erzählt, von dessen Tochter kein Wort. Ein Bild des leidenden Alters anzutreffen, war er vorbereitet, nicht ein Bild der lei-

denden Schönheit, der rührendsten kindlichen Liebe. Es bewegte ihn und gab ihm zugleich eine behagliche Empfindung. So bald er sich ermannt und die Sprache wieder gefunden hatte, redete er sanft die holde Fremde an: »Der traurige Zufall, der Sie betroffen, muß in dieser öden Wohnung Sie doppelt ängstigen. Erlauben Ihres Vaters Kräfte eine sanfte Bewegung, so wollen wir ihn auf ein Landhaus tragen, wo es an keiner Bequemlichkeit ihm mangeln soll.»

Jetzt wandte Wilhelmine das große blaue, durch Thränen verschleierte Auge dankbar auf den jungen Mann, die alte Susanne warf einen freundlichen Blick ihm zu, in dem geschrieben stand: daran erkenn' ich einmal wieder meinen guten Ernst. Nur noch ein Zweifel entstand: ob man den Kranken jetzt gleich hinauf tragen, folglich der Nachtluft aussetzen, oder bis Morgen in diesem feuchten Qualm lassen solle?

Die ängstliche Tochter wagte nicht zu entscheiden, aber Frau Susanne, die bei solchen Gelegenheiten wacker durchzufahren pflegte, griff es entschlossen an. »Die Nacht ist warm,» sagte sie, »der Himmel heiter, die Luft erquickend. Wir spannen zum Ueberfluß einige Reife über das Bett, die wir mit doppelten Laken bedecken, und so steh' ich dafür, es soll ihm wohl thun, diesen stinkenden Käficht gegen ein freundliches Zimmer zu vertauschen, dem die Sonne einen guten Morgen bietet.» — Wilhelmine nickte mit einem Lächeln, das sie ihrer Wehmuth abzwang; sprechen konnte sie fast nicht, ihre Brust hatte keine

Luft übrig. Um aber schnell das Beschlossene auszuführen, mußten Leute gerufen, Laken und Reife geholt werden. Wallen wollte gehen, doch Frau Susanne ließ sich das nicht nehmen. Was wußte ihr Herr davon, wo man die Laken suchen sollte, da der Schrank nicht im Jupiter stand? auch mußte ja das Zimmer zum Empfang des Kranken bereitet werden, das konnte nur sie mit eigenen Händen gehörig vollbringen. Freilich waren ihr die Füße nicht so gehorsam als die Hände, aber diesmal warf sie ihre Jahre und Beschwerden muthig hinter sich, wandelte fort und ließ den Philosophen, bei einer düstern Lampe mit der schönen Leidenden allein.

Er lehnte sich mit verschränkten Armen an den Bettpfosten und betrachtete sie schweigend; ihr Blick hing nur am Vater. Keine Neubegier regte sich in ihm, zu wissen, wer sie sei? ihm kam es vor, als kenne er sie schon lange. Als aber der Kranke in einen dumpfen Schlummer fiel, der auch Wilhelminen zu beruhigen, ihre Brust zu erleichtern schien, da stand sie behutsam auf, näherte sich dem gastfreundlichen Manne und sprach leise:

»Sie wollen uns beherbergen, ohne uns zu kennen?«

»Wozu ist das vonnöthen?« flüsterte Wallen, »Sie mögen sein wer Sie wollen, der Hilfsbedürftige braucht weder Stand noch Namen.«

»Unsere Geschichte ist kurz,« seufzte Wilhelmine, »mein Vater ist Landprediger in der Schweiz unweit Zürich. Wir waren sehr glücklich, bis ein furchtbares Uebel die Gesundheit meiner Mutter zerstörte. Sie hatte eine schwindsüch-

tige Nachbarin Tag und Nacht gepflegt, hatte trotz der Warnung des Arztes, den vergifteten Athem in sich gesogen, und als die Kranke endlich starb, trug auch meine Mutter schon den Keim des Todes in ihrer Brust. Sie kränkelte lange. Mein Vater, der sie unaussprechlich liebte, suchte Hilfe nah und fern, wandte große Kosten auf, die er, mit seinen geringen Einkünften, nur durch Entbehrung jedes Lebensgenusses bestreiten konnte. Alles vergebens! — Endlich rieth man ihm eine Reise in's Bad als die einzige letzte Hoffnung. Er verkaufte seine Bücher und Alles, was er heimlich bei Seite schaffen konnte, ohne daß die Kranke es gewahr wurde. Wir reisten langsam, kostbar und beschwerlich, aber die Hoffnung war unser Begleiter. — Sie verließ uns nur zu bald! — Zwar, in den ersten Tagen unsers Aufenthaltes im Bade, schien der Lebensfunke meiner Mutter wieder aufzuglimmen, aber es war die letzte Anstrengung der erschöpften Natur. — Sie starb!»

Ein sanftes Schluchzen, das, um den Kranken nicht zu wecken, Wilhelmine mit Gewalt zu unterdrücken strebte, unterbrach hier die Erzählung. Wallen dachte an Louisen und war tief bewegt. Die holde Fremde, nachdem sie ihren Schmerz bekämpft, fuhr fort:

»Jetzt sind wir auf der Heimkehr begriffen, die wir zu Fuß antreten mußten, da meiner Mutter Begräbniß nur wenige Thaler uns noch übrig gelassen. Mein Vater ist alt — zwar noch rüstig und von Jugend auf an Fußreisen gewöhnt, auch zweifle ich nicht, er würde die mühse-

lige Wanderung glücklich überstanden haben, wenn er nicht zugleich des Kummers schwere Bürde hätte tragen müssen. Diese warf ihn nieder! ach! ich fürchte, sie wird ihn in's Grab drücken! — Schon gestern wurde es ihm sauer seinen Weg fortzusetzen, ob ich gleich allein unser kleines Gepäck trug. Er machte sich stark, er wollte es mir und sich selbst verhehlen, daß seine letzte Kraft schwinde. Noch diesen Morgen rang seine starke Seele mit dem erschöpften Körper. Wir gingen — er schritt vor mir her, und sang mit lauter Stimme ein Morgenlied; aber plötzlich hielt er inne, wurde bleich, ihn überfiel ein Zittern — und hätte Gottes Engel mich nicht gestärkt, ihn fast zu tragen, so hätt' er auf der Landstraße verschmachten müssen. Zum Glück war dieses Dorf nicht fern. Kaum hatten wir es erreicht, als das Fieber ausbrach. Hier war sein letztes Wort: Ach! was soll aus dir werden! gleich darauf fantasirte er und kannte mich nicht mehr. Ich Unglückliche! soll ich ganz verwaist in einer fremden Welt allein bleiben!»

Sie weinte heftig. Wallen tröstete sie stammelnd, denn er selbst war bis zu Thränen gerührt. „Blos Erschöpfung," sprach er, »hat den Greis zu Boden geworfen; Erquickung, Ruhe werden ihn wieder aufrichten. Beide findet er in meinem Hause sammt der herzlichsten Theilnahme, denn auch ich hab' ein geliebtes Weib begraben!»

Jetzt keuchten Wallen's Bediente herbei, beladen mit Allem, was der Kranke brauchen und nicht brauchen konnte, denn Frau Susanne mochte in solchen Fällen lieber zu viel

als zu wenig thun. Das Bett wurde verabredetermassen umhüllt, sanft aufgehoben und fortgetragen. Wallen reichte der Tochter seinen Arm, beide folgten dicht hinter den Trägern. Wallen sah auf dem Heimwege nicht ein einziges Mal nach den Sternen, obgleich ihr helles Flimmern ihm willkommen schien, denn er beobachtete fleißig, wie es von dem holden Antlitz seiner Gefährtin zurückstrahlte. Diese weinte heftiger als zuvor: es sei ihr zu Muthe, sagte sie, als folge sie noch einmal der Bahre ihrer Mutter. Dabei wachte sie ängstlich über jeden Schritt der Träger, warnte vor jedem Steine.

Als man endlich nahe am Schlosse die alten Linden erreichte, und in deren Schatten still, wie die umgebende Nacht, fortwandelte, da glich der Zug fürwahr einen Leichenkondukt. Wilhelmine mußte, um nicht zu sinken, Wallen's Arm fester umklammern. Aber auf den Stufen des Schlosses gewann schon Alles ein freundliches Ansehen; da stand der alte Gärtner mit flackernden Kerzen, und die Treppe war hell erleuchtet; und oben öffnete sich ein hohes, luftiges Zimmer, von Frau Susanne wohl durchräuchert; ein schwellendes Bett, von Frau Susannen wohl durchwärmt, stand zur Aufnahme des geliebten Kranken bereit. Er wurde sanft hinein gehoben, erwachte zwar bewußtlos, doch kaum genoß sein siecher Körper die lang entbehrte Bequemlichkeit, da entschlummerte er sanfter als zuvor. Frau Susanne schickte sich an, bei ihm zu wachen, aber Wilhelmine lächelte und wiegte das Haupt, als wollte sie sagen: wie kann man doch mir dieses Recht streitig machen wol-

len? — Ein Sofa, dicht neben dem Krankenbett, war zwei Wochen hindurch ihr vom Schlafe selten begrüßtes Lager.

Wallen hatte richtig prophezeit. Ruhe, Wein und freundliche Zusprache des biedern Wirths, anderer Arzneien bedurfte der Greis zu seiner Erholung nicht. Schon in der dritten Woche konnt' er das Bett verlassen.

Eines Tages, als Wallen leise die Thür öffnete, um, nach seiner Gewohnheit, dem Kranken einen Morgenbesuch abzustatten, erblickte er Vater und Tochter auf den Knien, betend und dem Himmel dankend, der in der höchsten Noth ihren festen Glauben an ihn belohnet. Die Betenden kehrten ihm den Rücken zu. Er zog die Thür leise wieder an sich, um sie nicht zu stören, und ging eine halbe Stunde im Garten auf und nieder. »Wer doch auch so beten könnte!« dachte er bei sich selbst. »Es ist wohl eine beneidenswerthe Kraft, die Kraft des Glaubens, doch erwerben läßt sie sich nicht; selbst aus den himmlischen blauen Augen dieses guten Mädchens vermag ich sie nicht zu schöpfen.«

Auch Frau Susanne hatte die Fremden betend angetroffen und mit frommer Neugier belauscht. Der Vater sprach zu Gott mit solcher Inbrunst, die Tochter hörte ihm mit solcher Andacht zu, daß beide den leisen Schritt der Wärterin nicht vernahmen. Die gute Alte, obgleich einer andern Sekte zugethan, und sonst eben kein Muster der Toleranz, blieb gerührt stehen, faltete ihre Hände, betete weinend mit, und als mit erquickten Seelen die Gäste sich aufrichteten, einander in die Arme sanken, da machte sie ihrem

Herzen Luft. Nach einem wohlgemeinten, doch etwas breit vorgetragenem Glückwunsch zur Genesung, rühmte sie die Frömmigkeit der lieben Gäste, sprang auf ihren Herrn über, sagte viel Gutes von ihm, wußte über nichts zu klagen als über seinen Unglauben. Diesen bejammerte und beseufzte sie mit unerschöpflicher Redseligkeit, nur dann und wann durch eingeschobene Erzählungen sich unterbrechend; wie sie ihn selbst auf ihren Armen getragen, ihn als Knabe die schönsten Gebete gelehrt, und nun doch erleben müsse — — hier stockte sie; ein düsterer Blick, ein Schauder verriethen, was sie nicht auszusprechen wagte: daß sie ihren Herrn für ewig verdammt hielt!

Der Prediger wollte sie durch die Bemerkung trösten: daß Gott nicht den Glauben, sondern den Wandel richten werde; allein er wurde deutlich gewahr, daß durch diese Aeußerung er selbst in Frau Susannens Augen zum Ketzer herabsank. Sie schüttelte das Haupt und ging, einen Blick auf ihn werfend, in welchem Mitleid und Abscheu kämpften.

In den nächsten Tagen hörte Wallen mit Beklemmung seine dankbaren Gäste von baldiger Fortsetzung ihrer Reise sprechen. Er hatte in den wenigen Wochen an ihren Umgang sich gewöhnt; Wilhelminen täglich zu sehen, war ihm Bedürfniß geworden. So lange sie ihren Vater in Gefahr wähnte, alle ihre Gedanken und Empfindungen nur in ihm sich sammelten, so lange hatte sie keine Augen und karge Worte für den freundlichen Wirth. Doch als der Greis mit jedem Tage neue Kräfte gewann, that sich auch

die schöne Blume wieder auf, die, während des Ungewitters, ihre Blätter zusammengeschmiegt hatte; Wilhelmine entwickelte einen Geist, der ihres Herzens würdig war. — Nicht selten wurde Wallen von dem Gedanken beschlichen und ergriffen: wie? wenn sie dir Louisen ersetzte? Gern hing er ihm nach, und suchte jede freundliche Seite ihm abzugewinnen.

Nur ein scheues Mißtrauen hielt ihn zurück, sich zu erklären. Louise hatte ihn geliebt wie er sie. Wilhelmine konnte ihn noch nicht lieben und würde es vielleicht nie. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht bloße Dankbarkeit, oder wohl gar die Rücksicht auf seinen Wohlstand, die zweite Gattin ihm zuführen werde? — darum verschloß er sein Herz mit Gewalt, so wohl es ihm auch that, daß, nach dem langen Winter, endlich einmal eine milde Frühlingswärme hinein gedrungen war. Zwar faßte er den Entschluß, seine Gäste selbst nach der Schweiz zu begleiten, allein er überredete sich, es geschehe nur, um dem kaum Genesenen, dem er Geldhilfe anzubieten sich scheute, mit geziemender Schonung einen Wagen aufzudringen.

»Ich war noch nie in der Schweiz,“ sagte er mit möglichster Unbefangenheit zu dem Greise, „die Schilderungen Ihrer Tochter haben die schlummernde Neubegier geweckt, die mich schon seit Jahren spornte, dies schöne Land zu besuchen. Mich hindert hier kein Geschäft, ich begleite Sie. Mein Reisewagen ist bequem und geräumig; wir fahren mit einander, und ich entgehe zugleich dadurch der ängstli-

chen Sorge, daß unterweges ein Rückfall Sie auf's Neue in hilflosen Zustand versetzen könnte. Ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich Sie wohlbehalten vor Ihre eigene Wohnung gebracht.»

Oswald, so hieß der Schweizer, drückte ihm bewegt die Hand, und Wilhelminens dankbarer Blick und tiefer Athemzug bekannten, ihr sei eine drückende Angst vom Herzen gewälzt. Die Reise wurde angetreten; Wallen saß der schönen Wilhelmine den ganzen Tag in einem ziemlich engen Wagen gegenüber; so oft er oder sie die Augen aufschlugen, mußten ihre Blicke sich begegnen; bei dem kleinsten Stoß des Wagens berührten sich ihre Knie. Für einen jungen Mann ist solch eine Lage gefährlich, er möge übrigens Philosoph oder Sternenbeobachter sein, so viel ihm beliebt. Wahr ist's, die Hälfte der Gefahr hätte wohl können vermieden werden; es war ja noch ein leerer Platz im Wagen, Wallen durfte sich ja nur dem Alten gegenüber setzen, so würde sein aufblickendes Auge dessen frommes Antlitz getroffen haben, und jede bedenkliche, obgleich zufällige Berührung wäre unterblieben. Aber — es hatte sich nun einmal beim ersten Einsteigen so gemacht; vielleicht in aller Unschuld, um dem Greise mehr Bequemlichkeit zu verschaffen; und jetzt dachte niemand daran, es abzuändern. Zugleich mit dem Sturm auf Wallen's Sinnlichkeit that die Liebe noch einen härtern Angriff auf sein unverwahrtes Herz. Der schöne Mund gegenüber lächelte nicht blos zum Entzücken, sondern sprach auch geistreiche Worte. Die schönen blauen Augen beschämten nicht blos

die Kornblume, an der man vorüberfuhr, sondern verriethen auch nicht selten tiefes Gefühl. Mit jedem Tage trat Louisens Bild um einige Schritte weiter in den Hintergrund, und wurde dort mit Vergißmeinnicht geschmückt, während man im Vorgrunde Wilhelminen Rosen streute. Nach drei allzukurzen Wochen erreichten sie endlich das ruhige Thal, Oswald's Wohnung. Mit sehr verschiedenen Gefühlen erblickten sie es zum ersten Mal von einer Anhöhe.

Wallen bog sich aus dem Wagen und überschaute mit behaglicher Neubegierde die reizende Gegend. Als er den Kopf zurückzog, wurde er gewahr, daß Vater und Tochter sich die Hand gereicht und stille Thränen vergossen. Beide schwiegen und theilten nur durch einen Händedruck sich den erneuerten Schmerz um die Verlorne mit. Doch heftiger brach die Wehmuth aus, als sie nun die öde Wohnung betraten, und jedes Zimmer, jeder Gegenstand an die Lebensgefährtin erinnerte, die sie nicht wieder mit zurück brachten. Wallen ehrte den gerechten Schmerz, indem er in diesen ersten Augenblicken sie von der Gegenwart des Fremdlings befreite. Er strich einige Stunden in dem schönen Thale umher, das von einem tiefen, in einen malerischen See hinabwogenden Strome durchschnitten wurde, dessen Ufer Weingärten schmückten. Als er zurückkam, fand er den Greis, aus dessen Antlitz eine sanfte Heiterkeit strahlte, von seinen herzuströmenden Pfarrkindern umringt. Ein jeder begrüßte den lange entbehrten Vater mit einem traulichen Handschlag, beklagte den allgemeinen Verlust

mit rührender Herzlichkeit, erzählte, was während des Pfarrers Abwesenheit im Thale sich zugetragen. Mit freundlicher Aufmerksamkeit hörte Oswald einem Jeden zu, wenn gleich bisweilen die unbedeutendsten Dinge aus des Erzählers Hauswesen lang und breit ihm vorgetragen wurden.

Wilhelmine war sehr beschäftigt mit einem Nachbarskinde, einem kleinen Bauermädchen, welches von ihrer Mutter erzogen worden war. Sie wollte nun das Kind an sich gewöhnen, die verlorne Wohlthäterin ihm ersetzen.

Mitten in diesem frohen Gewühle hörte man eine Glocke ertönen. »Die Glocke ruft zur Betstunde,« sagte Einer der ältesten Bauern, »kommt Kinder, heute ist unser Pfarrer zu ermüdet, heute müßt ihr schon noch einmal, statt seiner kräftigen Worte, mich einen Psalm lesen hören.« — »Nein,« rief Oswald, »ich gehe mit euch. Danken will ich Gott, daß er mich wieder unter meine Kinder geführt, und zugleich noch einmal das Andenken der Entschlafenen feiern.«

Alle gingen. Wallen folgte uneingeladen. Seit vielen Jahren hatte er kein Bethaus betreten, oft gespöttelt über Wirkungen, die seiner Vernunft unbegreiflich blieben. Heute ergriff ihn doch eine seltsame feierliche Empfindung, als er in den einfach geschmückten Saal trat: in dessen Hintergrunde ein weißer Vorhang eine kleine Orgel barg. Wilhelmine zog den Vorhang auf, verschwand hinter demselben und verschloß ihn wieder.

»Meine Tochter ist unser Organist,« sagte der Alte im Vorbeigehen zu Wallen, »Sie dürfen aber nicht zu viel erwarten, denn nur ihre Mutter war ihre Lehrerin.« — In

diesem Augenblicke hub Wilhelmine an, wehmüthig zu fantasiren, und als nach und nach die Töne abstarben, fiel plötzlich die ganze Gemeinde mit einem Gesange ein, der die Todten glücklich pries, und den Trost der Unsterblichkeit erhob. Wallen war erschüttert; er versuchte umsonst, über sein Gefühl zu vernünfteln. Wilhelmine, die aus dem Innersten ihrer Seele mit Kraft und Festigkeit akkompagnirte, zog sein Ohr und Herz hinter den weißen Vorhang. Als der Gesang verstummte, wurden ihre Töne sanfter, gehaltener — und immer sanfter — immer hinsterbender — man hörte sie vernehmlich schluchzen. Ihr Vater stand auf, um zu beten. Blaß, mit zitternder Stimme hub er an, kaum verständlich waren seine ersten, leisen Worte; Thränen hingen an seiner grauen Wimper, Thränen kämpften mit seiner Stimme. Aber er ermannte sich und triumphirte über seinen Schmerz. Sein Blick schweifte über die Gräber hinaus; sein Geist erhob sich zu den Hoffnungen einer bessern Welt; immer fester, immer männlicher wurde seine Stimme, immer glänzender sein Auge; und als er die letzten Worte von Klopstock entlehnte:

Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh',
Unsterbliches Leben
Wird, der dich schuf, dir geben, Halleluja!

da stand er mit erhabenem Haupte, ein Jüngling mit grauem Haar. Sonderbar bewegt verließ Wallen das Bethaus. Sein Herz, im Widerspruch mit seinem Kopfe, war so voll, daß er zum ersten Mal an diesem Abend über Reli-

gion und Glauben mit dem Greise sprach, und seine Denkart, seine Zweifel unverhüllt äußerte. Nie hatte Oswald ein solches Gespräch veranlaßt, auch jetzt schien es ihm nicht erwünscht.

»Es gibt Menschen,« sagte er zu dem Philosophen, »die keinen Sinn für Musik haben, die nicht begreifen können, wie Harmonie auf Seelen wirkt; dennoch wagen sie nie, solche Wirkungen wegzuläugnen, weil sie täglich an Tausenden sie wahrnehmen. Wie? wenn es mit dem Glauben eine solche Bewandtniß hätte? So wenig als ich den gering schätze, der der Töne Zauber nicht begreift, eben so wenig kann ich den verdammen, an dem der Glaube keine Kraft beweist. Nur bedauern kann ich ihn, denn er entbehrt, was jedes Glück erhöht, jedes Unglück mildert.«

Wallen schwieg, wünschte sich eine ähnliche Ueberzeugung, konnte sie nicht erlangen, und tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß er ihr nicht entgegen strebe. Aber lebhafter fühlte er mit jedem Tage, daß eine Wohnung unter diesen guten Menschen, eine Verbindung mit diesem holden Mädchen das verlorne Glück seines Lebens ihm wieder schenken werde. Nur eine Bedenklichkeit hielt ihn noch zurück. Mißtrauischer gegen sein Herz als gegen seinen Kopf, befürchtete er, blos der Reiz der Neuheit übe seine Gewalt über ihn, oder Sinnlichkeit wolle ihn umstricken. Um nun die Stärke und Dauer seiner Empfindungen zu prüfen, beschloß er, das schöne Thal und das schöne Mädchen noch einmal zu verlassen, ohne die geheimen Wünsche seines Herzens zu verrathen; und wenn er

in der Heimath, im Kreise gewöhnlicher Beschäftigungen, in der Nähe von Louisens Grabe noch dasselbe empfände; wenn unbezwingliche Sehnsucht ihn zu Wilhelminen zöge, dann wollte er schriftlich um sie werben, sein Gut verkaufen, seine ehrliche Susanne mit aufpacken, und für immer in dem friedlichen Thale sich niederlassen.

Mit diesem Vorsatz nahm er Abschied. Des Vaters rührender Dank, der Tochter Thränen begleiteten ihn. So schnell die Wochen verstrichen waren, in welchen er, Wilhelminen gegenüber, die Hinreise vollbrachte, so langsam krochen die wenigen Tage, deren er zur Heimkehr bedurfte. Zu Hause ging nun Alles den alten trägen Gang. Er übersah, mit gleicher Verdrossenheit, das Stückchen Erde, das ihm zugehörte, und den ganzen Himmel, der ihm vormals auch eine Art von Eigenthum zu sein schien. Jetzt ließ er oben den lieben Gott und unten Frau Susannen nach Gefallen walten; und wenn er auch in einer heitern Nacht hinter seinen Fernröhren saß, so trug das Auge doch die Fantasie nicht mehr in jene unermeßlichen Räume, denn die behalf sich jetzt in einem engen Schweizer Thale. Hundert Bücher fing er an zu lesen, keines endigte er. Hundert Geschäfte machte er sich, bald im Felde, bald im Garten, keines zog ihn an. Doch hatte er die Gewalt über sich, seinem Vorsatz getreu, den ganzen Sommer auszuhalten, um zu prüfen, ob die Zeit den Eindruck schwächen werde. Als er aber fühlte, daß der feuchte Herbst mit seinen dunkeln Abenden die Sehnsucht nur vermehre, da ergriff er an einem heitern Morgen rasch

die Feder, schrieb an Vater und Tochter, trug seinen Wunsch mit herzlichem Ernst vor, versiegelte die Briefe hastig und schickte sie auf die Post. Die zehn Tage, in welchen er auf Antwort harren mußte, zählte er sehr bedächtig jeden Morgen beim Erwachen, jeden Abend beim Entschlummern, und er, der einst Kometenbahnen berechnet hatte, verrechnete sich jetzt alle Augenblicke.

Schon am zweiten Tage fand er sich gedrungen, mit irgend einem menschlichen Wesen von seinen Hoffnungen zu sprechen, wenn das Herz ihm nicht zerspringen sollte. Da war nun Niemand als Frau Susanne. Die fragte er um Rath, nachdem schon längst Alles beschlossen und eingeleitet war. Die Alte, hoch entzückt über die ungewohnte Ehre, vergalt ihm reichlich durch ein gefälliges Ohr, durch ein breites Geschwätz, mit welchem sie unbedingten Beifall und hundert kleine Bemerkungen über die liebe fremde Mamsell ausschüttete; denn ihr Scharfsinn hatte beim Aus- und Ankleiden Manches beobachtet und gehört, was einem Liebhaber nicht gleichgiltig sein konnte. Täglich mußte sie dasselbe wiederholen, Wallen wurde nicht müde, es zu hören, und so betrog er sich um die ewigen zehn Tage.

Endlich kam die Antwort. Sie entsprach seinen heißen Wünschen, und zwei Stunden nachher saß er schon im Reisewagen. Frau Susannens Thränen, Segen und Gebet begleiteten ihn. Daß er Tag und Nacht den lieben Bergen zueilte, daß kein böser Herbstweg, kein angeschwollener Strom ihn aufhielt, begreift Jeder, der Einmal in seinem Leben zu der fernen Geliebten flog. Schon am Mor-

gen des vierten Tages hoffte er das stille Thal zu erreichen, aber ein unaufhörlicher Regen hatte die Wege so verwüstet, daß ihm nur mit Mühe, durch Geld, Bitten und Fluchen gelang, ziemlich spät am Abend bis zu dem Ufer des wohlbekannten Sees vorzudringen.

Nun glaubte er überwunden zu haben, denn im Sande war die Fahrt sicher, am jenseitigen Ufer lag Oswald's Kirche, und etwa tausend Schritt von dieser Kirche dessen friedliche Wohnung. Wallen hatte, trotz des Regens, sein Verdeck zurück geschlagen, und suchte die letzte Geduld, die das langsame Umkreisen des Sees nothwendig machte, durch starre Blicke nach der Gegend zu fesseln, wo er nun bald der liebevollsten Bewillkommung sich zu erfreuen hatte. Ein Licht schimmerte ihm von dort herüber, ein heller Schein, der sich sogar etwas zu nähern schien, einen langen, zitternden Strahl auf den See warf, bald auf wenig Augenblicke hinter Bäumen verschwand, bald wieder glänzender hervorstrahlte. Als der Reisende sich näherte, unterschied er mehrere Fackeln, die im dichten Nebel sich hin und her bewegten, doch keinen Träger konnt' er noch erkennen. Die müden Pferde zogen Schnecken gleich durch den tiefen Sand. Er sprang aus dem Wagen, eilte den Fackeln entgegen, und als mit jedem Schritte, jedem Sprunge die durch sie erleuchteten Gegenstände deutlicher wurden, erkannte er bebend einen Leichenzug, der langsam feierlich der Kirche zuwankte. Wilhelminens Vater war sein erster Gedanke. In wenigen Augenblicken hatte er die letzten schwarzen Männer erreicht.

»Wen begrabt ihr?« fragte er einen Fackelträger mit heiserer, kaum vernehmlicher Stimme.

Wilhelmine Oswald war die Antwort. — »Du lügst!« heulte Wallen, indem er sich, um nicht zu sinken, mit beiden Händen an den Schwarzmantel klammerte. Ach! es war nur allzuwahr! — vor wenigen Tagen spielte das kleine Bauermädchen, Wilhelminens Zögling, in des Pfarrers Weingarten am Strome, während die holde Pflegemutter den Winzern eine Erquickung brachte. Auf einem schlüpfrigen Steine glitt das Kind aus und fiel hinab. Wilhelmine hörte sein Geschrei, stürzte hinzu, sah es mit den Wellen kämpfen, warf sich ihm nach, wurde vom Strom ergriffen. — Die Winzer eilten herbei, sprangen in einen Nachen, zogen beide leblos an's Ufer. Nach langen vergeblichen Bemühungen, den erstickten Lebensfunken wieder anzufachen, athmete endlich das Kind auf's Neue, aber Wilhelminens Geist war schon bei ihrer Mutter.

Diese Erzählung vernahm der Unglückliche Wallen von dem Fackelträger, indem er, an ihn sich haltend, kaum seiner Sinne mächtig, hinter dem Sarge der Braut her wankte. »Und ihr Vater?« stammelte er. — Der, hieß es, trägt sein Leiden mit frommen Heldenmuth. Schon ist er in der Kirche, um die Leiche zu empfangen, und die letzte Pflicht der Liebe mit seiner Amtspflicht zu verbinden.

Der Zug war jetzt an der Pforte des Kirchhofes angelangt, wallte über die Gräber in den düstern Tempel, von dessen Gewölbe nun der Fackelschein widerstrahlte. Unfern vom Altare saß der Greis und betete. Als der Sarg in der

Mitte der Kirche niedergesetzt worden, entstand eine schauerliche Stille, nur hie und da in einem Winkel von leisem Schluchzen unterbrochen. Wallen stand mit brennendem Haupte, eiskalten Gliedern, trocknen Augen, und starrte bald nach dem Sarge, bald nach dem Vater hin.

Jetzt erhub sich der Greis. An einem Stabe, dessen er heute zum ersten Mal bedurfte, wankte er zum Altare; doch so bald er diesen erreicht, lehnte er den Stab von sich, stand fest mit aufgehobenen Händen und begann: »Allmächtiger! wir danken dir, daß du, im Uebermaß irdischer Leiden, uns deinen Glaubenstrost gewährst! — Ja in dieser fürchterlichen Stunde, in der ich alter Mann die einzige Tochter beweine, sendest du deine Himmelstochter, den Glauben, mir herab. Den Stab, der mich hieher geleitet, hab' ich muthig von mir geworfen, und stehe nun hier, gelehnt auf den Stab des Glaubens. — Wir sind unsterblich!" — Er schwieg eine Weile. Große Tropfen rollten über seine bleichen Wangen. »Dieser Thränen," fuhr er fort, »darf die menschliche Schwachheit sich nicht schämen. Sie fließen einem einzigen, geliebten, liebenswerthen Kinde, der letzten Freude und Hoffnung meines Alters! Doch Gott hat Alles wohl gemacht! sie starb im edelsten Beruf, sie starb, ein Engel, und lebt jetzt ewig unter Engeln! — Ja, sie lebt!" rief er plötzlich mit starker Stimme, daß die hohen Gewölbe den Ton hundertfach wieder gaben, und Wallen's Brust mächtig erschüttert wurde; »sie lebt! ich werde sie wieder sehen! bald! — bald! — — Wir Alle gehören nicht zu den Unglücklichen, deren kalte Vernunft

die Herzen verschließt; wir glauben an einen Gott! wir glauben an Unsterblichkeit! — und so segne ich diese theuern Ueberreste — so segne ich euch, meine theuren Kinder — und gelobe an dieser heiligen Stätte, meine Pflichten nach wie vor treulich zu erfüllen, bis Gott mich ruft!» — Jetzt wandte sich der Greis, griff beherzt nach seinem Stabe, folgte dem Sarge bis zur Gruft, sah ihn hinab senken, warf die erste Schaufel Erde darauf, und wurde dann in seinen Wagen gehoben, der ihn zurück in die öde Wohnung brachte.

Wallen folgte diesem Wagen, ohne selbst zu wissen, was er that. Kaum war der Pfarrer ausgestiegen, als Wallen, stumm und bleich wie ein Geist, zu ihm trat. Der plötzliche Anblick des erwarteten Sohnes erschütterte den Alten heftig, mit lautem Schluchzen sank er in seine Arme. Aber Wallen's Auge blieb trocken.

Der Greis, der Alles verloren hatte, fand noch Kraft in sich, den Jüngling zu trösten. Jeden Morgen erneuerte er den Versuch, den Glauben an das Heiligste in Wallen's lechzende Brust zu pflanzen. Vergebens! — Der Unglückliche schämte sich seines Herzens, wenn es bisweilen überwältigt wurde; grollte dann gleichsam mit dem ehrwürdigen Manne, und erlaubte sich kalte, bittere Spöttereien über dessen erhabenste Gefühle. Oswald schwieg seufzend. Nur Einmal sagte er mit sanftem Ernst: »Ihre Philosophie kann mir mein Erdenglück nicht wiedergeben; warum will sie denn meine Hoffnungen mir rauben? Trost schenkt mir mein Glaube; Ihre Vernunft stürzt mich in

Verzweiflung!" — Das Wort traf den Elenden. Es war, als habe die Verzweiflung in seinem erstarrten Busen geschlummert und sei durch den Ausruf ihres Namens plötzlich erweckt worden. Louisens Verlust hatte ihn tief gebeugt, Wilhelminens Tod zermalmte ihn. Ein besessenes Glück verliert man leichter als ein gehofftes.

Seit jenem Tage wurde sein Betragen unheimlich. Er nahm fast keine Nahrung mehr zu sich; trank nur Wein, bisweilen viel; sprach mit Niemand; wich dem Alten aus; schlief am Tage; schweifte in der Nacht durch das Thal. Sein liebster Ruheplatz war die Stelle am Ufer des Stromes, wo Wilhelmine sich in die Wellen stürzte. Da suchte man ihn, so oft er lange vermißt wurde — da fand man ihn gewöhnlich — eines Morgens nur noch seinen Hut und seine Schreibtafel — den Leichnam warf der Strom nahe am Kirchhof aus, wo er still neben Wilhelminen begraben wurde. In der Schreibtafel fand der Greis die an ihn gerichteten letzten Worte:

»Ich habe mit Ernst gekämpft, um Ihren Glauben zu erringen — es ist mir unmöglich, Gott hat mir diesen Sinn versagt — darum wird und muß er mir verzeihen. Sie, mein Vater, werden mich bedauern und vielleicht verdammen."

»Das sei ferne!" schluchzte der Greis. »Mir steht nicht zu, ergrübeln zu wollen, warum der Schöpfer diesem Unglücklichen seine kostbarste Himmelsgabe versagte? nur danken kann ich ihm, daß er sie mir gewährte!" —

So lebte er noch Jahre lang durch die Kraft des Glaubens, ein Vater aller Thalbewohner, ein zärtlicher Vater des aufblühenden Mädchens, dessen Leben Wilhelmine mit dem ihrigen erkauft hatte. Sie war es, die ihm die Augen zudrückte.

Ueber gedruckte Lügen, Galilei betreffend.

Eine historische Unwahrheit — sagt Mallet du Pan — die einmal zwanzig Jahre lang im Umlauf gewesen, kann oft nachher in Jahrhunderten nicht wieder ausgerottet werden. Betrifft sie mächtige, glückliche Fürsten, so dienen leider die Geschichtschreiber selbst ihr zu Zeugen gegen die Wahrheit, wie schon Horaz Walpole in Ansehung Richard des Dritten bemerkt hat, und wie wir bis auf den heutigen Tag täglich bemerken können. Betrifft sie Lehren, Meinungen, Parteien und dergleichen, bei welchen es darauf ankam, sie geltend zu machen, so steht der Irrthum noch Jahrhunderte später unerschüttert, denn er lehnt sich auf Leichtgläubigkeit und Enthusiasmus.

Beide haben nur allzusehr ihren Einfluß in die Urtheile über die römische Inquisition behauptet: Es scheint freilich, obenhin betrachtet, es sei nicht möglich, eine Inquisition zu verleumden; aber auch dem Teufel muß sein Recht wiederfahren. Wenn die römische Inquisition von einer der schwersten, ihr aufgebürdeten Versündigungen an der gesunden Philosophie, nämlich von dem, über Galilei ver-

hängten Urtheil, auch nicht losgesprochen werden kann, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Dürfte man den pathetischen Erzählungen und Ausrufungen trauen, die in hundert gedruckten Werken bis zum Ekel wiederholt worden sind, so wäre jener berühmte Philosoph ein Opfer der Barbarei seines Jahrhunderts und des römischen Hofes geworden; Grausamkeit hätte sich mit Ignoranz verbunden, um die Physik in der Wiege zu ersticken, und die Herren Inquisitoren hätten alles Mögliche gethan, um eine Grundwahrheit der Astronomie, sammt ihrem Vertheidiger, auf ewig in einem Kerker zu begraben. Das ist und bleibt aber, trotz aller Deklamationen, nur ein Roman. Galilei wurde nicht als guter Astronom, sondern als schlechter Theolog verfolgt. Immerhin hätte er die Erde mögen wandeln und sich drehen lassen, nur mit Auslegung der Bibel mußte er sich nicht abgeben. Feinde machte er sich freilich, wie alle großen Genies, durch seine Entdeckungen, das strenge Richten hatte er blos seiner theologischen Streitsucht, Kummer blos seiner muthwilligen Rechthaberei zu verdanken.

Diese Wahrheit mag paradox scheinen, aber sie gründet sich auf Galilei's eigenes Geständniß; auf seine handschriftlichen Briefe; auf die Berichte der Gesandten des Großherzogs zu Rom, Guichardin und Marquis Nicolini, beide, so wie das Haus Medicis, Beschützer, Schüler, und warme Freunde des herrschsüchtigen Philosophen. Was die sogenannte Barbarei jener Zeiten anlangt,

so lebten darin Tasso, Ariost, Machiavel, Bembo, Toricelli, Fra Paolo und Andere mehr.

Um der Damen willen — die ich mir gern unter meinen Lesern denke, und die vielleicht von Galilei wenig haben reden hören — will ich eine Skizze seines Lebens voraussenden. Galilei wurde 1564 zu Pisa oder Florenz geboren; ein Kind der Liebe, wie Einige wollen, oder in rechtmäßiger Ehe erzeugt, wie Andere versichern; gleich viel. Sein Vater war ein florentinischer Edelmann, der ein geachtetes Werk über die Musik hinterlassen. Ueber die Erziehung des jungen Galilei sind die Meinungen eben so getheilt als über seine Geburt. Der Eine (Moreri) behauptet, sein Vater habe ihn mit der größten Sorgfalt erziehen lassen; der Andere (Bayle's Fortsetzer Chauffepié) will, er sei vernachlässigt worden, und habe Alles seinem eigenen Genie und Fleiß zu verdanken. Er legte sich mit großem Eifer auf die Mathematik, wurde Professor zu Padua, dann von Cosmus dem Zweiten, Großherzog von Toskana, nach Pisa, und endlich, als dessen erster Philosoph und Mathematikus nach Florenz selbst berufen. — Als er noch in Venedig war, erfuhr er, daß ein Holländer (Jakob Metius), ein Glas erfunden habe, welches entfernte Gegenstände dem Auge nähere. Ohne dieses Glas jemals gesehen zu haben, brachte Galilei durch eigenes Nachdenken heraus, wie es beschaffen sein müsse, und wurde dadurch der Erfinder des Teleskops, womit er die wichtigsten Entdeckungen machte. Er sah zuerst Berge und Höhlen im Monde; bemerkte dessen Schwanken; das Ab- und Zunehmen der Venus;

ihre und des Mars veränderliche Größe; die Sonnenflecken und deren Beweglichkeit; die vier Jupiterstrabanten (die er mediceische Gestirne nannte); er ahnete, daß deren öftere Verfinsterungen weit leichter zu Entdeckung der Länge führen könnten, als die seltenen Verfinsterungen des Mondes; er sah zuerst in der Milchstraße und den Nebelflecken neue Sternenwelten. Alle diese Beobachtungen machte er schnell, in wenigen Jahren, und Jedermann wurde von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der den Vorhang gleichsam vor Gottes Schöpfung wegzog.

Damals hatte Copernicus sein neues System, von der Bewegung der Erde, mit deutscher Gründlichkeit und deutschem kalten Blut erwiesen, sich aber weislich gehütet, jemals der Bibel zu erwähnen, um den Helden Josua nicht Lügen zu strafen. Mit heißem italienischem Blute umfaßte Galilei dies System, begnügte sich aber keineswegs, als eine Wahrheit der Physik es vom Katheder zu lehren, sondern vermengte es alsobald mit theologischen Spitzfindigkeiten (dem Geiste seiner Zeit gemäß) und ließ die Physik gegen die Bibel zu Felde ziehen. Die Jakobiner — Inquisitoren und fleißigere Beobachter ihres Vortheils als des Laufes der Gestirne — wurden stutzig über die neue Lehre, sahen den Philosophen scheel an, blieben aber doch noch weit entfernt, ihm seine Kühnheit als Verbrechen anzurechnen. Schon das ist zu verwundern, denn der Augenblick war ihnen günstig. Paul der Fünfte trug die dreifache Krone, der, nach Guichardin's Bericht, »die Wissenschaf-

ten, die schönen Geister und alle Neuerungen haßte; vor dem die Gelehrten ihre Kenntnisse verbargen, um sich keine schlimmen Händel zuzuziehen."

Diese Lage der Dinge nicht achtend, und auf seinen Ruhm trotzend, ging Galilei 1611 nach Rom, wo er seine Entdeckungen ungehindert öffentlich erwies; den meisten Kardinälen, Prälaten und vornehmen Römern die Sonnenflecken zeigte; mit Ehre und Beifall, Festen und Gastmählern überhäuft wurde, und von wo er drei Monate nachher ungehindert wieder abreiste. Niemand hatte auch nur daran gedacht, ihn der Ketzerei zu beschuldigen; Alle, die den römischen Purpur trugen, gehörten zu seinen Bewunderern. Selbst Viviani, sein Schüler und Biograph, oder vielmehr sein Lobredner, spricht von dieser rühmlichen Aufnahme, dieser allgemeinen Bewunderung. Wodurch wurde denn nun aber die Ruhe des Philosophen gestört? — durch Mönchskabale und durch seinen eigenen sprudelnden Uebermuth. Ein Jakobiner in Florenz hatte gegen die Bewegung der Erde geschrieben und disputirt. Wer nicht beweisen kann, der schimpft und verleumdet, das ist bekannt. Man suchte Galilei dem Papste, den Kardinälen und dem Großherzog verhaßt zu machen. Cosmus der Zweite kehrte sich an nichts, und als sein berühmter Schützling 1615 nach Rom citirt wurde, um sich vor dem Inquisitionsgericht zu stellen, ließ er unter seinem Schutz ihn dahin reisen und in seinem eigenen Palaste Trinità del monte ihm eine Wohnung geben.

Die Vorurtheile, die man zu Rom gegen ihn eingeso-

gen, mußten die Gemüther wohl noch nicht erbittert haben, denn kaum erschien er selbst, als Alles vergessen war, und er von allen Seiten, wie vormals, Beweise der Hochachtung und Freundschaft empfing. Seine beschämten Feinde schwiegen.

Triumphirend hätte er nach Florenz zurückkehren, mit philosophischer Freiheit sein System entwickeln, auf die Grundpfeiler der Physik und Mathematik es stützen mögen, nur Einmischung der Theologie vermeiden sollen; diesen klugen Rath gaben ihm der Kardinal del Monte und mehrere Glieder des Inquisitionsgerichts; aber hitzig und eitel bestand er darauf, dies Gericht solle durchaus, über verschiedene Stellen der Bibel, so denken wie Er.

Guichardin meldet in seinen Depeschen: »Er forderte ausdrücklich, der Papst und das Inquisitionsgericht sollten förmlich erklären, das System des Copernicus sei auf die Bibel gegründet; er belagerte das päpstliche Vorgemach und die Paläste der Kardinäle; er streute Schriften über Schriften aus; er hörte seine Freunde nicht. Nachdem er mehrere Kardinäle lange verfolgt und ermüdet hatte, so klammerte er sich endlich an den Kardinal Orsini, der wiederum dem Papst so lange und heftig zusetzte, Galilei's Begehren zu erfüllen, bis der heilige Vater das Gespräch kurz abbrach, und mit dem Kardinal Bellarmin überein kam, Galilei's Behauptungen in einer Versammlung (Congregation) am 2. März zu untersuchen. — Galilei betreibt diese Sache mit der äußersten Heftigkeit, und besitzt weder

Kraft noch Weisheit, sie durchzusetzen. Er kann uns Alle noch in große Verlegenheiten stürzen, und ich sehe durchaus nicht ein, was er, durch einen längern Aufenthalt allhier, gewinnen könnte."

So urtheilte sein Freund und Schüler. Der toskanische Hof wünschte damals für zwei seiner Prinzen Kardinalshüte zu erhalten, und da er mit Recht befürchtete, diese theologischen Balgereien möchten seinen Absichten hinderlich werden, so rief er den unbescheidenen Philosophen zurück. Galilei verließ Rom wider Willen im Juni 1616.

Und was beschloß die verabredete Congregation? That sie etwa dem Philosophen weh? nicht im Geringsten. Er selbst schrieb an den Staatssekretär des Großherzogs: „Die Jakobiner mögen schreiben und predigen so viel sie wollen, daß das System des Copernicus ketzerisch sei; das Urtheil der Kirche hat ihren Hoffnungen nicht entsprochen. Die Congregation hat sich begnügt zu entscheiden, daß die Bewegung der Erde mit der Bibel nicht übereinstimme. Nur die Werke sind verboten, welche diese Uebereinstimmung behaupten" — (also nicht die, welche die Bewegung der Erde lehrten) — »das Verbot trifft blos die satyrische Schrift eines gewissen Karmeliters, die voriges Jahr gedruckt worden. »Ich für meine Person bin bei dem Urtheil weiter nicht interessirt."

Vor seiner Abreise ließ ihn Bellarmin noch einmal zu sich rufen, und hatte eine lange freundschaftliche Unterredung mit ihm. Es wurde ihm zwar untersagt, und solches auch in den Protokollen des Inquisitionsgerichts verschrie-

ben, daß er von Uebereinstimmung der Bibel mit dem copernicanischen System nicht mehr sprechen solle, übrigens aber wurden alle möglichen astronomischen Hypothesen ihm frei gestellt. Fünfzehn Jahre lang gehorchte Galilei, und fünfzehn Jahre lang schwiegen alle seine Feinde. Paul V. war gestorben; auch Gregor XV., dessen Nachfolger. Jetzt saß ein edler Florentiner, Urban VIII., vormals Kardinal Barberini, auf dem päpstlichen Stuhle. Er liebte die schönen Wissenschaften und die Jesuiten, machte selbst Verse und verbesserte Hymnen. Auch Cosmus II. war todt. Marie von Oesterreich, dessen Witwe, beherrschte Toskana während der Minderjährigkeit Ferdinand des Zweiten. Diese sanfte, schwache, sehr fromme Fürstin hatte einen Sohn, welcher Kardinal war, und einen Andern, der es werden sollte; den Letztern wünschte sie sogar mit der dreifachen Krone geschmückt zu sehen. Das war also nicht der Augenblick, wo die Philosophie mit der Inquisition hätte anbinden sollen. Unglücklicherweise hatten die drei Kometen, welche 1618 erschienen, Galilei's Eifer auf's Neue angefacht. Ein Jesuit zu Rom, Grossi, und ein Schüler Galilei's, Guiducci, geriethen über die Kometen in einen ungleichen Kampf; der Letztere wurde freilich von unwiderlegbaren Gründen, der Erstere hingegen von seinem Orden und dem allmächtigen Bellarmin unterstützt. Galilei kehrte sich weder an diese bedenkliche Lage der Dinge, noch an das noch immer bestehende Verbot; er schrieb gegen den Jesuiten, dedizirte sogar seine Schrift dem Papste, und ließ bald darauf seine berühmten Dialogen von den Welt-

systemen drucken, für die er sogar die Censur von einem Prälaten und Präfekten des heiligen Palastes zu erhalten wußte.

Die Dialogen kamen ungehindert in Umlauf, wurden in alle Sprachen übersetzt. Dieser glänzende Erfolg berauschte den Philosophen gänzlich. Der theologische Wettkampf lag ihm eben so sehr am Herzen, als das copernicanische System. Rom wurde mit Streitschriften überschwemmt. Was Wunder, daß seine Feinde erwachten? Jesuiten und Mönche ergriffen die Gelegenheit, ihn zu demüthigen; und wer mag läugnen, daß er diese Gelegenheit selbst muthwillig herbei führte? es war hier nicht von Vertheidigung der Wahrheit, sondern blos von theologischen Philosophen, unwürdigen Spitzfindigkeiten die Rede. Ueber diese allein ereiferte sich Galilei dermassen, daß er ohne Bedenken den Schutz des Großherzogs, die Freundschaft der Kardinäle und das wahre Interesse der Wissenschaften compromittirte.

Um Urban VIII. gänzlich gegen ihn aufzubringen, bedienten sich die Jesuiten des folgenden Mittels. Bekanntlich schätzte dieser Papst ein artiges Sonnet höher als alle astronomischen Systeme; man stachelte seine Eitelkeit und Eifersucht, indem man ihm in's Ohr raunte, Galilei sei sein Nebenbuhler in der Versemacherei, und habe ihn unter dem Namen Simplicio lächerlich zu machen versucht. Dennoch theilte der Papst insgeheim dem Philosophen selbst die Anklagen seiner Feinde mit, und statt dieselben gerade zu dem Inquisitionsgericht zu übergeben, begnügte er sich,

eine besondere Kongregation zu deren Beprüfung zu ernennen. Allerdings waren die Gemüther vor eingenommen, aber nicht durch Fanatismus oder Dummheit, wie so mancher deklamatorische Schriftsteller wiederholt hat; nein, Rechthaberei entzündete den Streit, und wenn diese häßliche Eigenschaft an Galilei zu entschuldigen war, warum denn nicht auch am Papste, an Bellarmin, an der Inquisition und am ganzen römischen Hofe, den er gleichsam herausgefordert hatte?

Der Marquis Nicolini, Nachfolger Guichardins, schrieb an seinen Hof: »die Sache muß kalt und sanft behandelt werden; wenn Galilei hitzig wird, so ist Alles verloren. Man muß hier weder disputiren, noch drohen, noch trotzen.»

Der Philosoph wurde citirt. Der toscanische Hof suchte durch allerlei Vorwände, Unterhandlungen, Entschuldigungen dessen Abreise zu verzögern, aber endlich mußte er doch erscheinen. Im Februar 1633 kam er nach Rom. — Wie wurde er dort behandelt? — mit ganz ungewöhnlicher Achtunng, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, mit einer Schonung, welche die allgemeine Ehrfurcht vor seinem Genie bezeugte. Man wies ihm seinen Aufenthalt nicht im Inquisitionshause an, er wohnte bei dem toscanischen Gesandten. Zu diesem sagte der Papst ausdrücklich: »Ich räume Galilei einen großen Vorzug ein, denn sogar der Sohn des Herzogs von Mantua ist nicht allein in einer verschlossenen Sänfte bis nach Rom gebracht, sondern

auch bis zu Beendigung seiner Sache in der Engelsburg eingesperrt worden "

Als einen Monat nachher, auf Anrathen des Großherzogs der Gefangene sich dennoch in das Inquisitionshaus begab, wich man daselbst, ihm zu Gunsten, von der gewöhnlichen Regel ab, behandelte ihn weit gelinder als Bischöfe, Prälaten und andere vornehme Personen, die in gleichem Falle gewesen waren. Er hatte kein anderes Gefängniß, als die eigene Wohnung des Fiskals; er durfte spaziren gehen, seinen Bedienten behalten, ihn ausschicken; auch den Marquis Nicolini und alle zur Gesandtschaft gehörige Personen bei sich empfangen. Nach achtzehn Tagen schickte man ihn sogar in den Gesandtschaftspalast zurück, obgleich sein Verhör noch nicht geendigt war. Der Präsident der Kommission und der Kardinal Barberini nahmen diese Befreiung auf sich, ohne einmal die Kongregation darum zu befragen. Er durfte in den Gärten von Rom spaziren gehen, nur durfte er auf den Straßen nicht anders als in einem halb verschlossenen Wagen erscheinen. Sind das die finstern Kerker, von denen man fabelt?

Jedermann weiß, daß er völlige Freiheit hatte sich zu vertheidigen, und daß er es wirklich that. Aber diese Vertheidigung, die Einer seiner handschriftlichen Briefe aufbewahrt, ist ein bloßer Galimathias. Er beweist darin den Inquisitoren keineswegs die Bewegung der Erde, sondern scharmützelt mit ihnen über Hiob und Josua, und wenn man sie liest, bleibt man zweifelhaft, über wen man am

mitleidigsten lächeln soll, über die Fragenden? oder über den Antwortenden? — Das Urtheil wurde endlich gesprochen. Man foderte bekanntlich Widerruf; man wies ihm den Gesandtschaftspalast zum Gefängniß an; aber das Letztere nur zum Schein, und um durch ein Beispiel andere abzuschrecken; denn zwölf Tage nachher durfte Galilei in sein Vaterland zurückkehren, und er hatte, während der ganzen Verhandlung, so wenig gelitten, daß er, trotz seiner fünf und siebzig Jahre, von Rom bis Viterbo zu Fuße ging.

Zum Beweis, daß alle seine, in hundert Büchern herzrührend ausgemalten Leiden, nichts als leere Deklamationen sind, lese man seinen eigenen Brief an den Pater Receneri, seinen Schüler.

»Der Papst,« schrieb er 1633, »hat mich seiner Achtung gewürdigt, ob ich gleich weder Epigramme noch verliebte Sonnete zu machen verstehe. Mein Gefängniß war der herrliche Palast von trinità del monte. Vor dem Inquisitionsgericht wurde ich sehr höflich um meine Gründe befragt. (Hier führte er sie alle an.) Man zuckte die Achseln, die gewöhnliche Zuflucht befangener Gemüther. Ich mußte, als ein guter Katholik — (also nicht als Philosoph) — meine Meinung widerrufen, und nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt zu Rom hat man mich entlassen. Da in Florenz die Pest ausgebrochen ist, so hat man mir den Palast meines besten Freundes, Monsignor Piccolomini, Erzbischofs in Siena, zur Wohnung angewiesen. Dort hab' ich einer so ungetrübten Ruhe genossen,

daß ich einen großen Theil meiner Sätze, über den Widerstand der Flüßigkeiten, erwiesen habe. Jetzt bin ich auf meinem Landgute, wo ich, in der Nähe meines geliebten Vaterlandes, eine reine Luft einsauge.»

Ist das der Ton eines gemißhandelten, an Seele und Leib tief gebeugten Mannes? — ist das die Geschichte eines Märtirers der Wahrheit? — Dünkel und Eigensinn brachten mit Recht seine Zeitgenossen gegen ihn auf. Wir selbst haben vor wenigen Jahren ein solches Beispiel erlebt. Ein bekannter Philosoph — dem Galilei ähnlich durch seinen Charakter, aber nicht gleich verdienstvoll durch große, nützliche Entdeckungen — wurde des Atheismus beschuldigt, benahm sich ungefähr wie Galilei, schrieb einen unartigen, trotzigen Brief an den Minister seines Hofes, und wurde von einem sehr aufgeklärten Fürsten verbannt, gewiß nicht um des Atheismus willen.

Uebrigens soll Galilei — wem etwa an seinem Bildniß gelegen — klein von Person, doch von starkem Körperbau und ehrwürdigem Antlitz gewesen sein. Aufgeweckt war er im Umgang, liebte Baukunst und Malerei, zeichnete selbst sehr gut, spielte vortrefflich die Laute, und — wenn er auf dem Lande war — beschäftigte er sich sehr gern mit dem Ackerbau. Er wurde acht und siebzig Jahre alt.

Der bestrafte Muthwille.

Auf einer berühmten Universität pflegte man (wie auf vielen andern), die aus der umliegenden Gegend gebürti-

gen Studenten geringer zu schätzen, als die aus fernen Ländern kamen. Der Ursachen dazu gab es mancherlei, nur keine gute. Die Fremdlinge verzehrten mehr, machten mehr Lärm und Schulden, duellirten und verliebten sich häufiger, und liefen endlich gar oft davon, ohne die Philister zu bezahlen. Die Einheimischen hingegen mußten, um Beschränktheit ihrer Glücksumstände, oder künftigen Versorgung willen, sich ruhig verhalten, sittsam aufführen, etwas gründliches lernen und die Philister bezahlen. Gleichwie also das Auge an einem Füllen in der Freiheit, das brav hinten ausschlägt, sich mehr ergetzt, als an einem andern, das schon früh den Kappzaum tragen muß; so ergetzten sich auch die Herzen der Professoren und Schönen auf besagter Universität weit mehr an den rohen Fremdlingen als an den sogenannten Kümmeltürken.

Ein Solcher war es — der Sohn eines braven Beamten Namens W* — der eines Tages, auf einem abgelegenen Spazirgang, unter einem Baume sitzend, im Singen sich übte. Er hatte Liebhaberei für diese schöne Kunst; es blieb ihm wenig Zeit, und noch weniger Geld übrig, sie zu erlernen, allein er wandte jede Erholungsstunde und jeden ersparten Groschen daran. Jetzt eben sang er, mit halb lauter Stimme, eine Arie aus einer Mozart'schen Oper. Siehe da schlenderten des Weges — halb trunken von einem Dorfe zurückkehrend — zwei junge Herrlein aus fremden Landen, mit Mutterpfennigen und Uebermuth reichlich begabt. Sie trugen gewaltige Knotenstöcke und wankten Arm in Arm. Kaum vernahm der

Eine den Sänger, und gewahrte, daß die Stimme aus dem Halse eines Kümmeltürken kam, als er seinem Gefährten lachend zubrüllte: »Herr Bruder, da will ich mir einen köstlichen Spaß machen.« — Beide näherten sich dem jungen W*, welcher bescheiden schwieg, so bald er sie von ferne erblickte. — »Warum verstummen Sie plötzlich?« rief Baron S*, »der Zauber Ihrer Stimme hat uns herbei gelockt, wir bitten fortzufahren.« — W* erklärt, er sei nur ein Anfänger, und habe nicht den Muth, vor Fremden zu singen. Jener wiederholte seine spöttische Bitte, dieser seine ernste Weigerung. Da hebt der junge Baron den Knotenstock, und betheuert, daß, wenn er nicht augenblicklich singe, man den Takt auf seinem Rücken schlagen werde. — Was sollt' er thun? — er willfahrte dem Uebermüthigen so gut es gehen wollte. Doch mit Einer Arie kam er nicht los; so oft er endigte, schwang Herr v. S* den Knotenstock, kommandirte eine andere, oder da Capo und trieb sein muthwilliges Spiel so lange, bis der arme Jüngling athemlos vor ihm stand. Nun machte er ihm mit wiehernden Gelächter, eine Menge Komplimente über seine schöne Stimme, bedankte sich für seine Gefälligkeit, ging davon und erzählte den witzigen Streich auf allen Straßen. Sehr zufrieden mit sich selbst, taumelte er Abends auf ein Gartenhaus, welches er in der Vorstadt gemiethet, und sank in's Bett um den Rausch auszuschlafen.

Noch war die Sonne kaum aufgegangen, noch dehnte sich der Baron auf weichem Lager, als ein Geräusch in seinem Zimmer ihn weckte. Er schlug die Augen auf, und

erstaunte nicht wenig, als er den jungen W* mit einem Degen unter dem Arm und funkelnden Blicken vor sich stehen sah. »Mein Herr,« ließ W* sich vernehmen, »Sie haben gestern ein unwürdiges Spiel mit mir getrieben, weil Sie der Stärkere waren; ich fordere Genugthuung gleich auf der Stelle.« — »Nach Belieben,« erwiederte der Baron, dem es an Herz nicht fehlte.

Er sprang aus dem Bette, und wollte sich schnell ankleiden. »Darauf kann ich nicht warten,« sagte W*.

»Meinethalben auch im Hemde,« versetzte Jener, und wollte seinen Degen aus einem Winkel holen. Aber W* vertrat ihm den Weg. »Mein Herr Baron, so haben wir nicht gewettet,« sagte er mit kaltem Ernst, indem er eine Pistole aus der Tasche zog, »ich habe gestern Ihnen zu gefallen singen müssen; ich halte Sie für einen guten Tänzer, und ersuche Sie, jetzt mir zu Gefallen ein wenig zu tanzen.«

S* sprudelte vor Verdruß, und weigerte sich schlechterdings zu gehorchen. Da rief ihm W* mit fester Stimme zu: »Herr, Sie tanzen, oder ich jage Ihnen die Kugel durch den Kopf. Alle meine Anstalten sind getroffen.«

Seine Stimme, Blicke und ganze Haltung bewiesen, daß er nicht scherzte. Was blieb dem Herrn Baron übrig? — Stammelnd fragte er: »Was soll ich tanzen?« — »Eine Menuet à la Reine,« forderte W*.

Sein Gegner tanzte im blanken Hemde recht niedlich. »Bravo!« rief W*, »jetzt bitte ich mir einen Schottischen

aus.“ — Alsobald hüpfte der Tänzer. „Jetzt nur noch einen Walzer.“ — Auch dieser wurde gewalzt.

„Nun mag's genug sein,“ erklärte W*, indem er die Pistole wegwarf, und den Degen zog; „nun sind wir einander wieder gleich. Belieben Sie jetzt Ihren Degen zu holen.“

„Nein,“ sagte der junge beschämte Baron, in dem ein besseres Gefühl sich regte, „nein. Sie sind ein braver Bursche, ich bitt' um Ihre Freundschaft.“ — Die Versöhnung kam leicht zu Stande, und wurde Abends bei einer Bowle Punsch besiegelt.

Livius und Sallust.

Unter allen Geschichtschreibern des Alterthums ist keiner höher geehrt worden, als Titus Livius. In einem Briefe des Plinius wird erzählt, daß ein Einwohner von Cadix, nachdem er des Livius Schriften gelesen, von Bewunderung durchdrungen, nach Rom gereist sei, blos um den Verfasser zu sehen. Sein Wunsch wurde erreicht, und er kehrte auf der Stelle wieder um, ohne sich sonst um irgend eine Merkwürdigkeit der Hauptstadt der Welt zu bekümmern.

Eine noch seltsamere Verehrung bezeigte dem Andenken dieses Geschichtschreibers Alphons, König von Neapel. Als man in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Venedig die Gebeine des Livius entdeckte, schickte Alphons

eine feierliche Gesandtschaft dahin, bittend um eine Reliquie von diesem großen Manne. Panormita, der Gesandte, brachte ihm einen Knochen vom Arm des Livius zurück, den Alphons in einen kostbaren Reliquienkasten legen ließ. — Man weiß, daß ein großer Theil von des Livius Geschichte verloren gegangen, und zwar gerade der interessanteste. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts schmeichelten sich lange, ihn wenigstens in einer arabischen Uebersetzung wieder zu finden. Zu Magdeburg soll eine Kopie davon bei dessen Zerstörung im dreißigjährigen Kriege untergegangen sein. Die heutigen Gelehrten wenden ihre Blicke mit Sehnsucht nach Neapel auf die noch unaufgerollten Handschriften von Pompeji.

Sallust hat nicht minder seltene Ehrenbezeugungen, allein von anderer Gattung empfangen; er ist nämlich zweimal durch königliche Federn übersetzt worden. Das erste Mal, nach dem Zeugniß des Camden, von der Königin Elisabeth von England; das zweite Mal vor noch nicht dreißig Jahren durch den Infanten von Spanien. Diese Letztere ist mit einer Pracht im Druck erschienen, welche, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, noch nie gesehen worden. — Sallust war ein Bruder Liederlich, der aber einen reizenden Styl schrieb. Man nannte ihn deshalb in England den römischen Bolingbroke. Sein Haß gegen Cicero ist bekannt. Er heirathete dessen geschiedene Gattin, Terentia. Dies außerordentliche Weib soll ein hundert und drei Jahre alt geworden sein. Sie begrub den Sallust, und vermählte sich mit Messala, den sie gleichfalls zu Grabe geleitete, und

seine Stelle durch den Vitius Rufus ersetzte. Dieser vierte Ehemann bildete sich nicht wenig darauf ein, zwei der kostbarsten Antiquitäten zu besitzen, nämlich erstens den Sessel, in welchem Cäsar ermordet worden, und zweitens die Gemahlin des Cicero.

Die eigenmächtigen Censoren.

Gleich den westphälischen Vehmgerichten — zwar minder blutdürstig, doch nicht minder Unheil stiftend — erhob sich ungefähr um das Jahr 1661 eine seltsame Verbrüderung in Frankreich, unter dem Namen der Kompagnie des oeuvres fortes. Diese Kompagnie suchte sich überall Nachrichten von Lebensart, Sitten und Moralität jedes Staatsbürgers, vom Könige bis zum Lastträger, zu verschaffen, spürte jedem Laster, jedem Verbrechen, aber auch jeder Schwachheit bis in die geheimsten Winkel nach; zog sie ohne Schonung an's Licht, geißelte mit rücksichtloser Strenge; vernichtete das häusliche Glück vieler Familien, indem sie die verborgenen Fehltritte eines Gatten oder einer Gattin dem beleidigten Theile offenbarte; zerstörte das Vertrauen zwischen Obrigkeit und Bürger, ja zwischen dem König und seinen Unterthanen, indem sie jeden Mißgriff der Regierung, jede Bestechlichkeit eines Richters laut rügte. Die vornehmsten Herren, sowohl zu Paris als in den Provinzen, traten ihr bei; denn das war das einzige Mittel, verschont zu bleiben.

Der Kardinal Mazarin soll, kurz vor seinem Tode, Ludwig XIV. vor dieser Kompagnie gewarnt, und erklärt haben, sie sei, unter anderer Form, eine neue Ligue oder Fronde. Der Monarch befahl, als er 1676 nach Flandern ging, dem Generalprokureur des Parlements Paris, die saubere Brüderschaft zu zerstreuen, drohend, wenn er bei seiner Rückkehr sie noch finde, sämmtliche Mitglieder nach Canada zu schicken. Alsobald verfolgte man sie im ganzen Reiche und von ganzem Herzen. Ein burgundisches Tageblatt vom Jahre 1777 liefert die Anklage, welche der Syndikus von Dijon, hundert Jahre früher, daselbst gegen die Kompagnie erhob. »Unter dem Vorwand christlicher Liebe," sagte er, »verwirrt sie Staat, Religion und häuslichen Frieden; alle Klatschereien finden bei ihr offene Ohren; die Sucht zu bessern leidet keine kalte Prüfung; die Art und Weise, heimliche Vergehungen zu bestrafen, steht geradezu im Widerspruch mit der gerühmten christlichen Liebe u. s. w." Er trug, im Namen des Königs, alles Ernstes darauf an, dem Unheil zu steuern.

Hierauf erfolgte zu Dijon ein ausdrückliches Verbot, die Versammlungen einzustellen; weder schriftlich noch mündlich die Sitten irgend eines Einwohners der unberufenen Censur zu unterwerfen; oder geheime Winke zu ertheilen, unter schwerer Strafe. Jeder Einwohner wurde aufgefordert, über die Vollziehung des Gesetzes streng zu wachen. (Und wie gern thaten sie das!) Damit auch Niemand mit Unwissenheit sich entschuldigen könne, wurde das

Urtheil von allen Kanzeln verlesen, und bei Trompetenschall auf allen Straßen bekannt gemacht.

Hierauf zerstreuten sich die Brüder des oeuvres fortes, man hat nichts weiter von ihnen gehört. Aber merkwürdig bleibt ihre Erscheinung doch immer. Ich erinnere mich nicht, jemals gelesen zu haben, daß unter irgend einem Volke der Versuch gewagt worden, einen solchen Zweck durch verbundene Kräfte zu erreichen. Auch war das unmöglich. Im Sittengericht darf nur Ein Cato auf dem Stuhle sitzen. Wer durchaus mehrere Beisitzer anstellen wollte, der dürfte sie wenigstens nicht unter den Zeitgenossen wählen; Gespenster, aus andern Jahrhunderten, müßten die Plätze einnehmen.

Wundersame Bekehrung einer Schauspielerin.

(Vorbericht, unter Duclos Papieren gefunden.)

Mademoiselle Gautier, seit dem Jahre 1716 Schauspielerin des französischen Theaters, war groß, blühend, schön gebaut, von heftigem Charakter. Sie machte artige Verse, und malte sehr hübsch in Miniatur. Dabei war sie von bewundernswürdiger Leibesstärke, wenige Männer konnten im Ringen gegen sie aufkommen. Sie forderte einst den Marschall von Sachsen auf einen solchen Kampf heraus, der sie zwar besiegte, aber doch gestand, selten habe ein Mann ihm so lange widerstanden. Einen silbernen Teller konnte sie zusammen rollen wie eine Oblate.

Die Männer finden gewöhnlich keinen Geschmack an solchen Amazonen, aber Mademoiselle Gautier war dabei so liebenswürdig, daß es ihr an Anbetern nicht fehlte, die es darauf wagten, bei dem ersten verliebten Zwist von ihr zermalmt zu werden. Einer ihrer Liebhaber war der Hofmarschall des Herzogs von Würtemberg, an dessen Hof sie auch eine Reise mit ihm machte. Der Herzog hatte eine Maitresse, die er sehr liebte. Man weiß nicht, ob es Neid oder Grille von der Gautier war, daß sie dieser Person bei jeder Gelegenheit impertinent begegnete, bis endlich der entrüstete Herzog die unartige Fremde wegjagte. Racheburstend kam sie nach Paris zurück und beschloß, sich selbst eine auffallende Genugthuung zu verschaffen. Sie reiste abermals inkognito nach Würtemberg, und lauerte, bis sie erfuhr, daß die Maitresse in einem leichten halben Wagen spaziren gefahren sei. Dann bestieg sie ein ähnliches Fuhrwerk, mit zwei raschen Hengsten bespannt, die sie selbst regierte, erreichte im Galopp den Wagen ihrer Feindin, und — indem sie sich mit Vorsatz in die Räder desselben verwickelte, warf sie ihn um. Dann eilte sie lautlachend zurück in das Wirthshaus, wo eine angespannte Postchaise sie bereits erwartete, sprang hinein und verschwand.

Sie zählte nachher noch manche liebenswürdige Männer unter ihre Verehrer, war aber selbst nur Einmal verliebt. Dufresne, einer ihrer Gefährten auf der Bühne, mit dem sie eine Zeit lang in enger Vertraulichkeit lebte, flößte

ihr eine so heftige Leidenschaft ein, daß sie ihn sogar heirathen wollte. Doch seine Gefühle waren schon erkaltet; dieser Wankelmuth stürzte das stolze, gebieterische Weib in tiefe Melancholie; der erste Wink zu ihrer Bekehrung, deren Geschichte, von ihr selbst beschrieben, ein sehr interessanter psychologischer Beitrag ist. Die folgende Erzählung ist aus ihrer Handschrift wörtlich entlehnt.

»Es war am 25. April 1722, zu einer Zeit, wo ich, nach den Begriffen der argen Welt, in einem Meer von Wollust schwamm, und, von des Todes Finsternissen umgeben, in schrecklicher Sicherheit lebte, als ich, früher als gewöhnlich, um 8 oder 9 Uhr des Morgens erwachte. Ich erinnerte mich, daß dieser Tag mein Geburtstag sei; ich klingelte; mein Kammermädchen glaubte ich sei krank, und erstaunte nicht wenig, als ich ihr befahl mich anzukleiden, weil ich eine Messe hören wollte. »Es ist heute kein Festtag,« bemerkte sie. Ich bestand auf meine Grille, und ging zu den Barfüßer-Mönchen, von einem Bedienten und meinem Pflegkinde, einem Waisenknaben, begleitet. Dort hörte ich einen Theil der Messe ohne die geringste Aufmerksamkeit. Doch gegen das Ende ließ eine innere Stimme sich vernehmen: Was führt dich her zu den Stufen des Altars? Kommst du um Gott zu danken, daß er dir die Gabe zu gefallen verliehen, während du jedes seiner Gesetze täglich übertrittst?« —

»Diese Betrachtung ergriff mich wunderbar. Von dem Stuhle, auf dem ich nachlässig hingelehnt saß, fiel ich her-

ab auf meine Knie. Die Messe ging zu Ende; ich schickte den Bedienten mit dem Knaben nach Hause, und blieb in ängstlicher Gemüthsverwirrung liegen. Plötzlich raffte ich mich auf, gehe in die Sakristei, und begehre eine sogenannte Messe des heiligen Geistes, zu dem ein noch nicht ganz erstickter Glaubensfunke in dieser Angst mich trieb. Das erste Wort, welches meine Lippen stammelten, während ich den Priester erwartete, war: O mein Gott! ich wollte gern meine Seele retten! aber wie fange ich es an? mich hindern theure unauflösliche Fesseln. Barmherziger Gott! hilf du mir selbst! täglich will ich die Messe hören. Erleuchte mich!"

»Nach drei, in der heftigsten Bewegung zugebrachten Stunden kam ich nach Hause, wo nicht gerechtfertigt, doch auf dem Wege der Rechtfertigung. Sechs Monden verstrichen, in welchen ich an jedem Morgen die Messe hörte, und an jedem Abend meiner gewohnten Lebensart mich überließ. Man spöttelte über mein Kirchengehen; ich verkappte mich, um nicht gesehen zu werden. Man erkannte mich dennoch und die lustigen Spöttereien verdoppelten sich. Da gedachte ich der Worte des Evangeliums: Niemand kann zweien Herren dienen, und muthig beschloß ich am Allerheiligen Tage, den reizendsten aber gefährlichsten Dienst zu verlassen. Ich fing damit an, mein Kammermädchen zu entbehren und mich selbst anzukleiden. Um mich nach und nach an die Einsamkeit zu gewöhnen, entzog ich mich den Lustbarkeiten, unter dem Vorwand einer

Kränklichkeit. Auf Ostern hatte ich die Ausführung meines Entschlusses festgesetzt; allein je näher diese Zeit heran rückte, je heftiger wurde der innere Seelenkampf, der endlich den Körper zu Boden warf. Mich überfiel ein fast unaufhörliches Erbrechen; doch behielt ich noch Kraft genug, um meine Beichte nieder zu schreiben.»

»Wo sollt' ich aber einen Beichtvater finden? — ich vertraute mich einer tugendhaften Verwandtin, deren fromme Ermahnungen ich oft verschmäht hatte. Sie wies mich an den Vicarius meines Kirchspiels St. Sulpice. Der strenge Mann stieß mich Anfangs zurück, und wollte nicht eher von mir hören, bis ich gänzlich mit der Welt gebrochen. Ich lag zu seinen Füßen, mein Schluchzen, meine Thränen rührten ihn endlich; er sah, daß es mir Ernst war, und beschied mich auf einen ruhigen Tag wieder. Welch ein Tag! guter Gott! es war derselbe, an dem zum letzten Mal alle die Personen, die ich liebte, bei mir zu Mittag essen sollten. Ja sehr lieb waren sie mir, doch meine Seligkeit jetzt noch lieber.»

»Bei Tische litt ich unaussprechlich, um zu verbergen, was in mir vorging. Sie bewirthen uns allzuköstlich für einen Aschermittwoch, sagte von ungefähr Einer meiner Gäste. Es ist die Henkersmahlzeit, erwiederte lachend ein Anderer. Ich war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte ich Kraft aufzustehen, unter dem Vorwand, daß ich, wegen einer dringenden Bezahlung, die ich zugesagt, ausfahren müsse. Man begleitete mich bis an die Thür. Ich stieg in den Wagen und die Gesell-

schaft kehrte an die Tafel zurück. Beim ersten Peitschenknall des Kutschers war ich meiner nicht mehr mächtig, und stieß einen so lauten Schrei aus, daß die Gäste oben mir schnell zu Hilfe eilen wollten. Ich hatte kaum noch so viel Zeit, in einen Vorsaal zu entschlüpfen. Mein Kammermädchen überredete sie, ich sei fort; was sie gehört, sei das Geschrei eines Kindes gewesen. Ich warf mich sogleich wieder in den Wagen, und rettete mich nach St. Sulpice, wo der Beichtvater mich erwartete. Dort hub ich in der heftigsten Bewegung meine Beichte an, und nach drei peinlichen Stunden, in welchen Gott allein meinen Muth aufrecht erhalten konnte, entließ mich der gerührte Beichtvater, mir einen andern Tag bestimmend.»

»Ich kam in meine üppige Wohnung, wo ich nur noch vier Tage bleiben sollte. Zitternd warf ich scheue Blicke umher, mich fragend wie der heilige Augustin: wirst du auch alle diese Güter und Bequemlichkeiten des Lebens entbehren — wirst du diesen kleinen Palast verlassen können, um in einer einsamen Zelle zu wohnen? nur Nonnen um dich zu sehen? und endlich für dein ganzes Leben den einförmigen, verborgenen Stand zu umfassen, den du stets verabscheut hast? — Gott gab mir Kraft, diesen schrecklichen Augenblick zu besiegen. — Herr Lanquet, ein Pfarrer, über dessen fromme Ermahnungen ich stets gelacht und gespottet hatte, empfand ein inniges Vergnügen, als ich ihm die Wirkungen der göttlichen Gnade mittheilte.»

»Der Tag meiner Entweichung kam. Ich schrieb die

ganze Nacht, theils an meine gewesenen Kameraden, theils an den Vater meines Zöglings, dem ich das Kind mit zwanzig Louisd'ors zurücksandte. Ich gab Befehl, die Briefe nicht eher als zu Mittag abgeben zu lassen, und Jedem, der nach mir frage, zu antworten, ich sei für lange Zeit abwesend. Dann verließ ich gegen fünf Uhr des Morgens mein Haus, um es nie wieder zu betreten. Aber statt der vorhergehenden, marternden Seelenkämpfe, ging ich jetzt aus meiner Wohnung mit der nämlichen Ruhe, mit der ich heute, eilf Monate nachher, aus meiner Zelle trete. Eben so ruhig kam ich nach Versailles, um von meinen beständigen Gönnern, dem Kardinal Fleury und dem Herzog von Gesvres, Abschied zu nehmen. Von ihnen begab ich mich in des Königs Kapelle, um die Messe zu hören. Während derselben fiel mir ein, daß eine Dame im Schlosse wohne, die ich sehr beleidigt hatte. Sogleich ging ich zu ihr, und ließ sie ersuchen, in ein entlegenes Zimmer zu kommen, um durch den Ausbruch ihrer ersten Empfindungen kein Aufsehen zu erregen.

»Sie kam. Ich verschloß die Thür und warf mich zu ihren Füßen. Sie stand bestürzt und sprachlos. Ich flehte kniend um ihre Verzeihung, da ich, um Buße zu thun, die Welt verlassen, und mit Erfüllung der schwersten Pflicht anfangen wolle, die das Evangelium vorschreibt. — Die Dame hatte sich erholt, und sagte mir jetzt mit Heftigkeit Alles, was der Zorn ihr eingab. Ich hörte sie gelassen an, unterbrach sie nicht, blieb stets auf meinen Knien und stammelte: ich sei nicht gekommen, um mich zu rechtfertigen, sondern um

ihre Verzeihung zu erbitten, wenn sie mir diese zugestünde, so würde ich zufrieden abreisen; wo nicht — auf Gott vertrauen, daß er meinen redlichen Willen gnädig ansehen, ihre Weigerung aber nicht billigen werde. Da reichte sie mir die Hand, ließ mich neben sich setzen, und wir waren versöhnt. — Ich verließ Versailles wieder, ohne Nahrung zu mir zu nehmen; was ich so eben gethan, hatte mich schon gesättigt. In Paris begab ich mich geradeswegs in die Kommune der heiligen Perpetua, wo ich mir ein kleines Zimmer hatte zurecht machen lassen, um so lange daselbst zu wohnen, bis alle meine Geschäfte in Ordnung wären. Als ich diese erste Freistatt betrat, fühlte ich unsichtbar, was dem heiligen Paul sichtbar widerfuhr: die Schuppen fielen mir von den Augen, ich stieg, verwandelt in ein neues Geschöpf, zu meiner Zelle als zum Himmelreich empor. Dort verschwand urplötzlich die Vergangenheit; Güter, Freunde, Vergnügungen. Alles verlöschte in meinem Gedächtniß; tiefer Friede trat an ihre Stelle; ich mußte mich fragen, ob mein Leben bisher ein Traum gewesen?"

»Meine Cousine schwamm in Thränen, wollte sich nicht von mir trennen, fürchtete mich allein zu lassen, mich am andern Morgen todt zu finden, und konnte nicht begreifen, warum ich so hastig sie antrieb zu gehen, um endlich g a n z allein zu sein. Ich sagte der Superiorin, ich hätte gefrühstückt, und bat sie, mir zum Abendessen die Ueberreste von der Mittagsmahlzeit der Kommune zu geben. Wunderbar! seit drei Monaten hatte ich keine Nahrung bei mir behalten können, auch keine Kraftbrühen; jetzt empfing

mein Magen nicht nur willig einen aufgewärmten Fisch und einige Nüsse, sondern ich schlief auch die ganze Nacht so ruhig wie ein achtjähriges Kind. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.«

»Sobald man in der Welt meinen Bruch mit der Welt erfuhr, legte Jeder diesen Schritt nach Gefallen aus. Niemand wollte glauben, daß ich in meinem Alter — ich zählte damals einunddreißig Jahre — und bei der Heftigkeit meiner Leidenschaften, einen solchen Entschluß ungezwungen ergriffen. Die Versteigerung meiner Meubeln wurde angeschlagen; vierzehn Tage strömte ganz Paris in meine Wohnung, um sich von meiner unbegreiflichen Flucht zu überzeugen, und Jedermann kehrte bewegt zurück. Man drang in meine Verwandte, die jene zeitlichen Geschäfte besorgte, den Ort meines Aufenthalts zu verrathen, und da sie unerbittlich blieb, so beschwur man sie, wenigstens einen Brief zu bestellen. Dieser Brief war von einem Freunde, der mir mit glühenden Farben malte, was ich verließ, und vor später, fruchtloser Reue mich herzlich warnte. Gott half mir auch diese Versuchung überwinden.«

»Sobald meine Geschäfte in Ordnung waren, reiste ich am Himmelfahrtsabend, gerade sechs Wochen nach meiner Erlösung aus Egypten, zu einer Freundin, der Marquise d'Arcy, die ich gebeten hatte, mir in dem Kloster der Ursulinerinnen von Pondeveaux einen Platz zu bestellen, um dort als eine unbekannte Pensionärin zu leben; denn der eigentliche fromme Beruf war mir noch nicht zu Theil geworden, da ich das Klosterleben von jeher verabscheut hatte. Als ich die

Diligence bestieg, fand ich einen Reisegesellschafter, den Kommandeur de l'Aubepin, der, durch mein Aeußeres getäuscht, mir sehr ehrerbietig begegnete. Zu Saulieu erwartete mich die Marquise. Das bestätigte ihn noch in seinem Irrthum, und er drang in mich, ihm zu sagen, wen er zu begleiten die Ehre gehabt? — Ich antwortete freimüthig, ich würde mich wohl hüten, ihm meinen Namen zu verrathen, nicht zwar aus Eitelkeit, sondern um ihm selbst die Beschämung zu ersparen, daß er seine Höflichkeiten an eine Unwürdige verschwendet habe. Er nahm das für ein bloßes Kompliment, und verdoppelte seine Bitten. »Ich gebe Ihnen mein Wort,« erwiederte ich, »daß Sie bei Ihrer Ankunft in Lyon erfahren sollen, wer ich bin; und wenn ich dann Ihre Achtung verliere, so werde ich Ihnen wenigstens bewiesen haben, daß ich Sie nicht täuschen wollte.« Ich hielt Wort, und er war so zufrieden von meiner Aufrichtigkeit, daß ich, bis an seinen Tod, den besten, zuverlässigsten Freund in ihm verehrt habe.«

»Kaum war ich in dem Kloster von Pondevaux eingezogen, wo die Nonnen mich schwesterlich empfingen, als der Satan mir einen Fallstrick legte. Jemand schrieb mir, daß, da ich entschlossen sei, eingezogen zu leben, er mich beschwöre, Eines seiner Landgüter, welches er nannte, anzunehmen, und dort meine Tage nach Gefallen zu beschließen; er sei bereit, die förmliche Schenkungsurkunde auszufertigen. Ich lehnte sein Anerbieten freundlich ab.«

»Die Nonnen hatten mir ein großes Zimmer eingeräumt, aus welchem ich drei kleinere hatte machen lassen,

mit dem Vorsatz, meine Tage hier zu endigen. Ich wohnte allen Religionsübungen bei. Man hielt mich, durch den Schein betrogen, gleich dem Kommandeur d'Aubepin, für eine Frau von Stande, und begegnete mir so ehrfurchtsvoll, daß ich beschämt auch diese guten Nonnen aus dem Irrthum zog. Es schien, als ob dadurch ihre Freundschaft für mich nur wärmer geworden wäre. Meine Zeit zwischen lesen und beten getheilt, führte ich das angenehmste Leben von der Welt. Nur böse, impertinente Träume quälten mich in den ersten sechs Monaten. Ich gelobte der heiligen Jungfrau, an jedem Vorabend ihrer Feste bei Wasser und Brot zu fasten, bis an meinen Tod einen wollenen Knotenstrick auf bloßer Haut zu tragen, und täglich eine Anzahl Rosenkränze abzubeten, wenn sie von diesen schlüpfrigen Versuchungen mich erlöse. Von diesem Augenblick an wich der Satan von mir. Eine Begebenheit, die sich damals zutrug, vergewisserte mich, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze des Allmächtigen stünde. In der Nacht vor dem St. Annen-Tage erhob sich ein wüthender Sturm. Der Donner rollte über das Dach und zerschmetterte es dermaßen, daß Regenströme auf die mit Mehl angefüllten Böden herabstürzten, und durch die Decke in das Krankenzimmer drangen, wo eine alte gichtbrüchige Nonne lag. Die Nonnen liefen hin und her, und wußten nicht, was sie thaten. Ich sprang im bloßen Hemde aus meiner Zelle, belud mich mit der Kranken, und wollte sie in mein Bett tragen, wohin der Regen nicht gedrungen war. Zum Unglück hatte ich die Thür zugeworfen und den Schlüssel

inwendig gelassen, ich mußte die Leidende in eine andere Kammer bringen. Die Sündflut, die von allen Wänden sich über mich ergoß, hatte mich in einen eben so mitleidwerthen als lächerlichen Zustand versetzt; die Nonnen mußten mir ein Hemd leihen, und das war das erste härene Hemd, welches ich trug. Nun stiegen wir Alle auf den Boden, um das Mehl zu retten, und wurden nicht gewahr, welcher Gefahr wir uns aussetzten, denn als der Tag anbrach, sahen wir überall die losen Ziegeln über unsern Häuptern hängen, die gleichsam in der Luft schwebten. Alles schrie Wunder! und schrieb es einer Messe zu, die ich aus Dankbarkeit gestiftet hatte, und die gerade an diesem Abend zum ersten Male war gefeiert worden."

»Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt zu Pondeveaux ging ich nach Lyon, um dem Marschall von Villeroi meine Aufwartung zu machen. Das Kloster von Anticaille gefiel mir sehr, und ob man gleich dort keine Pensionärinnen aufnahm, so bewirkte doch der Erzbischof eine Ausnahme zu meinen Gunsten. Ich hatte einige Unruhe in Pondeveaux gehabt, weil ich den Besuch des Gouverneurs, des alten Grafen de Feuillans ausgeschlagen. Dazu kam noch, daß die Marquise d'Arcy meine gänzliche Eingezogenheit mißbilligte, und immerfort begehrte, ich solle einen Theil der schönen Jahreszeit auf ihren Gütern zubringen. Ich blieb also zu Anticaille, lebte dort wie bisher, und hatte einen Jesuiten zum Beichtvater, dessen Worte mir göttliche Aussprüche schienen."

»Er fing damit an, mir zu rathen, um eilf Uhr Abends

aufzustehen, und bis Mitternacht zu beten. Ich erhielt mich wach, um ihm zu gehorchen, aber kaum war ich niedergekniet, so schlief ich wie ein Murmelthier, Gott weiß wie lange. Als er sah, daß ich mit dem besten Willen das nicht vermochte, so ertheilte er mir andere Vorschriften. Ich sollte an jedem Freitage meinen Rücken geißeln, man würde mir im Kloster das Instrument dazu leihen; wo nicht, so wolle er mir selbst eines bringen. Im ersten Augenblicke war ich sehr bestürzt, ja ich grollte sogar heimlich mit meinem Beichtvater über eine solche Zumuthung, entschloß mich aber doch zu gehorchen, machte mir selbst eine Geißel aus einem neuen Stricke, schlug mehrere Knoten hinein, entblößte meine Schultern, und ließ die Streiche so dicht darauf hageln, daß ich fast ohnmächtig niedersank, aus Verdruß, nicht aus Frömmigkeit weinte, und, nach einer schlaflosen Nacht, mit dreifarbigen Schultern zu meinem Beichtvater eilte und ihn ersuchte, mich von dieser Buße loszusprechen. Er that es auf der Stelle, versicherte mich aber, daß ich ihn bald auf den Knien um Verwilligung einer Gunst anflehen würde, die er mir dann verweigern werde. »O! sagte ich verdrießlich, Ihr Bart wird sehr lang wachsen, ehe diese Prophezeiung in Erfüllung geht.« — Sie ging aber sehr bald in Erfüllung; ich schämte mich meiner Feigheit, und meine Schultern waren noch nicht geheilt, als ich ihn schon flehentlich um die Erlaubniß bat, mein weiches rundes Fleisch zu kreuzigen. Er ließ sich zum Schein ein wenig bitten, aber nicht lange, und ich

arbeitete mit Eifer, meine erste Poltronnerie wieder gut zu machen.»

»Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle ähnliche Begebenheiten aufzeichnen wollte, die nach und nach den heiligen Beruf einer Nonne in mir erweckten. Man hatte mir im Kloster das Leben der Madame de Montmorency geliehen, die, nach dem traurigen Tode ihres Gemahls, hier den Schleier genommen. Diese Lektüre vollendete meinen Entschluß. Ich theilte ihn dem Jesuiten mit, der mich eifrig darin bestärkte.»

»Dies geschah im Monat Juli 1724. Als die Nonnen mein Vorhaben erfuhren, verdoppelten sie ihre Freundschaft und Gefälligkeit. Ich schrieb nach Paris und ersuchte meine Verwandte, zu kommen, weil ich meine zeitlichen Angelegenheiten nun ganz in ihre Hände niederlegen wollte. In der Zwischenzeit fiel mir die Geschichte des berühmten Rancé, Gründers oder vielmehr Wiederherstellers des Ordens von la Trappe in die Hände. Sie ergriff mich gewaltig. Kaum hatte ich die Aehnlichkeit zwischen den Jugendverirrungen dieses berühmten Büßenden und den meinigen wahrgenommen, als jede milde Ordensregel mir mißfiel, und ich Gott feierlich gelobte, Rancé's Strenge nachzuahmen. Auf der Stelle würde ich zu den Klairetten geflogen sein — (Nonnen, die gleich denen von la Trappe leben) — hätte nicht mein Beichtvater mich versichert, ich würde bei den Karmeliterinnen Alles finden, was ich verlangte.»

»Ich vertraute meinen Wunsch dem ehrwürdigen Erz-

bischof von Villeroi, der mir den heroischen Entschluß Anfangs ausreden wollte; als er aber meine innige Reue, meine Angst gewahrte, wurde er von meinem Zustand so durchdrungen, daß er plötzlich ausrief: »das ist Gottes Finger, ich selbst werde bei den Karmeliterinnen eine Stelle für Sie suchen.«

»Aber, sagt' ich ihm, vergessen Sie auch nicht ihnen zu entdecken, wer und was ich in der Welt gewesen bin, denn ich will Niemand betrügen. Er that es. Die guten Nonnen erschracken Anfangs heftig bei dem Worte Komödiantin; als jedoch der Erzbischof alle ihre Skrupel auf seine eigene Seele nahm, schrieb mir die Superiorin, sie erwarte mich. Um die zärtlichen Vorwürfe meiner Freundinnen von Anticaille zu vermeiden, begab ich mich heimlich, am 14. Oktober 1724, in das Karmeliterkloster, von wo aus ich schriftlich Abschied nahm. So betrat ich endlich das gelobte Land, achtzehn Monat nach meiner Entweichung aus dem Lande des Verderbens, wohin blos Dürftigkeit mich geführt hatte, denn alle meine Verwandte waren ehrliche, christliche Leute. Durch die zerrütteten Umstände meines Vaters war ich im siebzehnten Jahre gezwungen, den gefährlichen Pfad zu betreten, und einen Stand zu ergreifen, den ich verabscheute. Freilich beruhigte man mich leicht durch die Vorspiegelung, das Vorurtheil gegen die Schauspieler herrsche nur noch bei dem Pöbel, Hof und Stadt dächten ganz anders, ehrten und belohnten das Talent. Leider hat Erfahrung mich nachher gelehrt, wie fast unvermeidlich in diesem Stande das Verderben ist, weil man,

ohne irgend eine andere Arbeit als die des Gedächtnisses, im Ueberfluß und Vergnügen lebt. Ich hatte in den drei letzten Jahren, nach Abzug aller Kosten, vier und vierzig tausend Franken gewonnen. Ich muß indessen bekennen, daß es unter meinen Kameraden auch einige sehr hochachtungswürdige Personen gab, nur ich gehörte nicht zu dieser Zahl.»

»Sollte man es glauben, daß man mir sogar die letzte Freistatt, das Kloster der strengen Karmeliterinnen, beneidete? — In der ersten Nacht meines dortigen Aufenthalts kamen böse Menschen an die Pforte und erzählten dort Dinge von mir, die die Superiorin leicht hätten bewegen können, mich wieder zu verstoßen. Sie gab sich vergebliche Mühe, jene Bösewichter kennen zu lernen, und meldete es dem Erzbischof, der, vermuthlich besser unterrichtet, der Büberei zu steuern wußte. Aber noch nicht genug. Man sprengte aus, ich sei nicht in rechtmäßiger Ehe geboren. Wäre das wahr gewesen, so durft' ich nie in den heiligen Orden aufgenommen werden. Der Pfarrer von St. Sulpice, an den ich schrieb, vernichtete die Verleumdung durch meinen Taufschein.»

»Alle diese und noch mehrere Prüfungen, die ich verschweige, schlugen meinen Muth nicht nieder. Ich bat die Priorin um Erlaubniß, alle Verbindungen mit meinen Freunden, und selbst mit meinen Verwandten, ganz aufzuheben; sie schlug es mir ab, gewährte aber eine zweite Bitte, mich gleich Anfangs nicht zu schonen, wie man

sonst bei Novizen zu thun pflegte. Schon am Tage meiner Ankunft gab man mir den Besen in die Hand. Schmutzige Wäsche reinigen; das Wasser aus einem tiefen Brunnen ziehen; die Tische im Refektorium waschen; jeder Schwester ihren Krug bringen; Teller und Küche scheuern; das waren die täglichen Geschäfte, die mir mehr Vergnügen gewährten, als vormalige Wollüste. Nach vier Jahren gab man mir andere Arbeiten. Ich mußte die Fußbekleidung von Stricken für das ganze Kloster verfertigen und die Uhr aufziehen. Um das Letztere zu bewerkstelligen, mußte ich täglich drei ungeheure Steine aufheben. Da dieses Geschäft nach drei Jahren meiner Gesundheit nachtheilig wurde, so erhielt es eine Andere."

»Drei Monate, nachdem ich in den Probestand getreten war, empfing ich das heilige Gewand. Der Erzbischof selbst hatte die Güte, bei der Ceremonie zu präsidiren. Trotz der Kälte (es war am 20. Januar 1728), lief die ganze Stadt zusammen. Meine Augen waren zwei Thränenquellen, Thränen der aufrichtigsten Reue. Einige Tage zuvor versuchte mich der Satan noch einmal sehr heftig, allein ich überwand und sprach mein letztes Gelübde mit einer Festigkeit und Freudigkeit, welche alle Zuschauer überraschte. Bald darauf erlaubte Gott dem bösen Feinde abermals mich zu quälen, zwar nicht durch schlüpfrige Träume, wie zu Pondeveaux, aber Tag und Nacht befand ich mich in einem schrecklichen Zustande, den ich nicht durch Dornen, wie der heilige Benedikt, nicht durch Feuer, wie der heilige Martin, sondern durch Geißeln und Kasteien bekämpf-

te. Ich that ein Gelübde, nie Wein zu trinken, selbst nicht in Todesgefahr, wenn auch ein einziger Tropfen mein Leben verlängern könnte. Zwölf Jahre lang habe ich die sündigen Glieder härter gegeißelt, als die Regel vorschrieb, bis, nach einer schweren Krankheit, meine Schwäche mich nöthigte, auf die gewöhnlichen Geißelungen mich einzuschränken.»

»Ich danke Gott, daß seit dem ersten Augenblick meiner Flucht aus der Welt bis auf diesen heutigen Tag, den 10. August 1747, ich meinen Entschluß nie bereut habe, trotz der strengen Buße, die meine sonst rabenschwarzen Haare und Augenbraunen schneeweiß gefärbt haben.»

»Man urtheile von der vormaligen Heftigkeit meiner Leidenschaften, aus den Gefahren, welchen ich ohne Bedenken mich aussetzte, wenn es darauf ankam, sie zu befriedigen. Zwei und zwanzig Jahre war ich alt, als ich von Paris nach Würtemberg, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einer Postchaise reiste. Dieser furchtsame Bediente trat oft zitternd an meinen Wagen, besonders in den Gehölzen von Nancy und St. Menehoud, um mich zu erinnern, daß wir uns in Raubnestern befänden. Fahr zu, fürchte nichts, sprach damals ich Leichtsinnige, du folgst dem Cäsar und seinem Glücke. In einem Wirthshause schlich wirklich ein Spitzbube in meine Kammer, den nur meine Wachsamkeit und mein Geschrei verscheuchten. So hat Gott über mich gewacht, trotz der Verachtung, mit welcher ich die Ermahnungen der angese-

hendsten, tugendhaftesten Personen aufnahm. Wenn man mich fragte: ob ich auch die Sakramente genieße? — antwortete ich: nein, ich will die Sakramente weder entweihen, noch vor dem fünf und vierzigsten Jahre meinen Vergnügungen entsagen. — »Aber fühlen Sie denn keine Gewissensbisse?« — Nein. Warum? ich schade ja meinem Nächsten nicht, und was das künftige Paradies betrifft, mag sich dort belustigen wer will, ich halte mich an das Zeitliche. — Schrecklicher Wahnsinn! traurige Blindheit! die ich ewig beseufzen werde.«

»Doch muß ich wiederholen: nur Dürftigkeit führte mich an diesen Abgrund. Als ich im neunzehnten Jahre in Flandern an den Pforten des Todes stand, gelobte ich feierlich, meinem gefährlichen Stande zu entsagen, wenn man mir nur eine Pension von zweihundert Livres zusichern wolle. Gott verzeihe denen, die es mir abschlugen!«

Hier endigen die Bekenntnisse der Reuigen, die Göthe's langweiligen Bekenntnissen einer schönen Seele wohl an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Kein Rückfall trübte ihre Tage; die Schwester Augustine von der Barmherzigkeit (so lautete ihr Klostername) war das Muster der Demuth und Frömmigkeit. Sie glaubte sich im Ernst ihrer Gefährtinnen unwürdig, und litt oft durch deren Geringschätzung. Nur eine fromme Korrespondenz, in der sie mit der Königin stand, verschaffte ihr im Kloster eine ungesuchte Achtung. Ob sie gleich in den letzten Jahren ihres Lebens blind wurde, verlor sie

doch ihre Heiterkeit nie, bediente sich immer selbst, und wollte Niemanden lästig werden. Sie hatte es gern, daß man sie besuchte, und sprach dann mit Feuer und Klarheit. Nie hörte sie von einem Unglücklichen sprechen, ohne gerührt zu werden, und ihre Freunde zu dessen Beistand aufzubieten. Der Papst hatte ihr eine Dispensation ertheilt, um im Sprachzimmer unverschleiert zu erscheinen. Duclos, der diesen Umstand erzählt, begreift den Grund davon nicht. Ich vermuthe, daß die reuige Sünderin aus zarter Demuth ihr Gesicht nicht verbergen, die Schamröthe sich nicht ersparen wollte; und ich wundere mich über nichts so sehr, als daß man nicht schon längst in der katholischen Kirche betet: Heilige Gautier, bitte für uns!

Der Kleinigkeitsgeist.

»Es lebt kein großer Mann auf der Welt, der auch für seinen Kammerdiener noch groß bliebe,« ist eine eben so bekannte als wahre Behauptung. So wenig als die Kinderpocken Erwachsene verschonen, so wenig verschont der Kleinigkeitsgeist die großen Männer. Der Bischof Hüet von Avranches gehörte zwar nicht unter die großen, aber doch unter die berühmten Männer. Dieser berühmte Mann quälte sich lange mit dem Zweifel: ob es auch wohl möglich sei, die ganze Iliade so fein zu kritzeln, daß man sie in eine Nußschale packen könne? — Nach langem tiefen

Nachsinnen glaubte er endlich die Behauptung — und zwar öffentlich in Gegenwart des Dauphins und seines ganzen Hofes — wagen zu dürfen: daß jenes Kunststück nicht allein möglich sei, sondern daß er sogar selbst es leisten könne. Man hielt ihn beim Worte. Er sollte auf der Stelle, zwar nicht die ganze Iliade abschreiben, aber doch einen Versuch liefern.

»Ein Stück dünnes dichtes Pergament,« sagte er, »zehn Zoll lang und acht Zoll breit, läßt sich so geschickt falten, daß es Platz in einer großen Nußschale findet. Pergament ist dazu geschickter als Papier (?) Nach dieser Voraussetzung schließe ich nun ferner: das Blatt von der angegebenen Größe kann in seiner Breite dreißig Verse in jeder Zeile fassen, und in der Höhe zwei hundert fünfzig Zeilen. Freilich müssen sie mit Rabenfedern von einer sichern Hand geschrieben werden. Dann würde die eine Seite dieses Blattes sieben tausend fünf hundert Verse, die andere eben so viel enthalten. Da nun die ganze Iliade aus fünfzehn tausend ein hundert fünf und achtzig Versen besteht, so würde man kaum noch Platz für eine einzige Zeile brauchen, um das Kunstwerk zu vollenden.«

Nach dieser Demonstration nahm er ein Stück Papier und eine gewöhnliche Feder, weil eben nichts anders bei der Hand war, kritzelte wirklich auf einen Raum von etwas mehr als fünf Zoll Breite zwanzig Verse, setzte auch mehrere Zeilen sehr dicht unter einander, und zog endlich aus seiner mühsamen Arbeit das triumphirende Resultat, der Möglichkeit eines solchen vortrefflichen Kunstwerks. Der

Herzog von Chevrause, der auch gegenwärtig war, versuchte es ihm nachzumachen, und man sieht daraus, daß die Höflinge damals doch ziemlich geübt im Schreiben sein mußten, welches nicht zu allen Zeiten der Fall ist; doch den Meister Hüet erreichte der Herzog nicht. Er brachte zwar eben so viele Verse in eine Zeile, konnte aber die Zeilen nicht so dicht unter einander schmiegen. — Als man eben am heftigsten über diese Materie stritte, und die Bedienten im Vorzimmer vermuthlich glaubten, man beschäftige sich, zum Heil des Volkes, mit einer staatswirthschaftlichen Berechnung, trat die Königin herein, ließ sich die Kunstproben zeigen, und fand sie so merkwürdig, daß sie selbige zu behalten geruhte.

Weiter ist von den Bemühungen des gelehrten Bischofs für das Wohl der Menschheit nichts bekannt geworden, und leider muß man vermuthen, daß sein Kunstwerk in den Zeiten der Revolution mit untergegangen ist. Ein gleiches Schicksal erfuhr einst der große griechische Künstler, Myrmecides, der einen kleinen Wagen mit sechs kleinen Pferden und einem kleinen Kutscher, ich weiß nicht woraus, verfertigte, welches Alles zusammen eine Mücke unter ihrem Flügel verbergen konnte. Glücklicher war der heilige Epiphan, Bischof von Salamin in Cypern, der im vierten Jahrhundert lebte, und einen gelehrten Traktat über die zwölf Edelsteine schrieb, welche der hohe Priester Aron auf seinem Brustschild trug. Dieses wichtige Werk ist noch vorhanden, und sogar von Geßner mit Anmerkungen versehen worden.

Man weiß, daß einmal ein ähnlicher Künstler den macedonischen Helden in Erstaunen setzte, indem er mit großer Fertigkeit und Sicherheit Erbsen durch ein kleines Loch warf. Alexander befahl ihm zur Belohnung einen Scheffel Erbsen zu liefern, damit er seine Kunst beständig üben könne. Warum wurde Hüet weniger großmüthig behandelt? — Einige Bogen Pergament und ein Bund Rabenfedern würden der Nachwelt ewige Denkmähler geliefert haben.

Parallele zwischen Marie Stuart und Margarethe von Valois.

Beide verloren ihren Vater in der Kindheit; beider Schönheit wurde von den Zeitgenossen gerühmt; es ist schwer zu entscheiden, welche von beiden mehr Geist, Genie und Kenntnisse besaß. Beide schrieben sehr zierlich in Versen und Prosa, verstanden beide mehrere Sprachen; wußten beibe sehr angenehm und lebhaft zu unterhalten; waren beide der Schmuck des glänzendsten Hofes in Europa. Sowohl Margarethe, die Gemahlin Heinrich des Vierten, als Marie, die schottische Königin, erweckte in den Herzen aller Männer eine zärtliche Empfindung, die nur mühsam und nicht immer durch die schuldige Ehrfurcht gezügelt wurde. Marien, schon in der Wiege Königin, versprach der leere Titel wenig Genuß, hätte sie nicht in Frankreich eine Freistatt und eine Krone gefunden. Mar-

garethe, am Throne geboren und Königin im neunzehnten Jahre, sah, gleich Marien, durch ihre Vermählung sich doppelt gekrönt. Marie genoß in Frankreich nur eines vorüberrauschenden Glücks; Margarethe als Königin von Navarra, entging dem Kummer und selbst der Schande nicht. Marie, jung, unbesonnen, leidenschaftlich, bösen Rathschlägen folgend, war ihres eigenen Unglücks Urheberin. Eben so schmiedete Margarethe das ihrige durch Ausschweifungen, und gänzliche Vernachlässigung des Wohlstandes. Während Mariens Aufenthalt in Frankreich trübte keine Wolke ihren schönen Himmel. Als aber Franz des Zweiten früher Tod und der geheime Haß der Katharine von Medicis sie zwangen, nach Schottland zurückzukehren, da wurde ihr Leben eine Kette von Unglücksfällen. Eben so war das schöne Los von Margarethens Jugend. Von ihrem Vater, Heinrich II. wurde sie zärtlich geliebt; von ihrem Bruder, Karl IX. so liebevoll behandelt, daß die bösen Zungen sogar von mehr als brüderlicher Zuneigung murmelten. Ihre Mutter Katharine von Medicis, betete sie an, und sagte oft: Margarethe sei ein lebendiger Beweis von der Ungerechtigkeit des salischen Gesetzes, welches die Töchter von der Thronfolge ausschließt. Aber ihre zweideutige, unkluge Neigung für den Herzog von Alençon, ihren Bruder; ihre unverhehlte Liebe für den Herzog von Guise; ihre Gleichgiltigkeit, ja ihr Haß gegen den König von Navarra, ihren Gemahl; ihre vielen anstößigen Galanterien; stürzten auch sie, gleich Marien, in's Verderben. Beide schmachteten

in Gefangenschaft, Jene zu Fotheringai, diese in dem Schlosse Usson, und wäre Heinrich IV. eben so grausam gewesen als Elisabeth, gewiß hätte Margarethe, gleich Marien, die Henkerbühne bestiegen, denn sie hatte nicht blos das königliche Bett geschändet, sondern auch die Fahne des Aufruhrs in Auvergne gepflanzt.

Nur der Tod führte endlich die berühmten und berüchtigten Damen auf verschiedene Wege. Marie Stuart versöhnte die Nachwelt durch rührende Leiden, ihren Gott durch einen grausamen Tod. Margarethe von Valois endigte ihre schlüpfrige Laufbahn, indem sie, was die Welt nicht mehr mochte, dem Himmel widmete.

Montesquieu und Piron.

Im Jahre 1752 war Montesquieu — der Verfasser des viel gerühmten und von den Deutschen wenig gelesenen Buches: Geist der Gesetze — Direktor der französischen Akademie, als der Erzbischof von Paris, ein Mitglied derselben, starb, und Piron den erledigten Platz zu erlangen strebte. Schon vereinten sich die Stimmen ihm zu Gunsten, als plötzlich ein Befehl des Königs ihn zu wählen untersagte. (Piron hatte nämlich die berüchtigte Ode an Priap gedichtet, die Jedermann auswendig wußte, und die der König, obgleich sie ihm selbst sehr wohl gefiel, nicht verzeihen durfte.) Montesquieu, der in gar keiner Verbindung mit dem sonst so achtungswerthen Greise stand, setzte

sich auf der Stelle nieder, und schrieb an die Marquise von Pompadour, des Königs Maitresse, folgenden Brief:

»Madame. Ich habe der Akademie die Befehle des Königs bekannt gemacht. Da Herr von Büsson, aus Zartheit, seine Freunde gebeten hat, unter diesen Umständen ihn nicht zu wählen, so sind die Mitglieder, verlegen um eine neue Wahl, überein gekommen, selbige noch acht Tage aufzuschieben. — Piron ist genug gestraft, Madame, für die schlechten Verse, welche er gemacht haben soll; hingegen hat er deren auch sehr gute gemacht. Er ist alt, kränklich, blind, arm, verheirathet. Sollte der König ihm nicht eine kleine Pension verwilligen? — So, Madame, pflegen Sie den Kredit zu benutzen, den Sie Ihren schönen Eigenschaften verdanken; Sie sind selbst glücklich, und wollen keinen Unglücklichen um sich sehen. — Auch der verstorbene König versagte La Fontaine einen Platz in der Akademie, wegen seiner Erzählungen, gab ihm aber sechs Monate nachher denselben Platz um seiner Fabeln willen; ja er wollte sogar, daß er vor Boileau aufgenommen würde, der sich in der Zwischenzeit darum beworben hatte.«

Zwei Tage nachher erhielt Piron eine Pension von hundert Pistolen, Einige sagen, weil die Frau Marquise dem wackern Montesquieu wohl wollte; Andere, weil sie insgeheim fühlte, daß sie dem Gott, den Piron besungen, selbst ihr ganzes Glück schuldig sei.

Besuch der Königin Christine von Schweden in Frankreich.

(Zweites Fragment aus den Memoiren der Madame de Motteville.)

—Damals (1656) sahen wir die Königin von Schweden in Compiegne anlangen, von der wir so außerordentliche Dinge hatten erzählen hören. Sie war aus ihrem Reiche entwichen, weil ihr hoher Sinn eine Krone gering schätzte, und weil sie abgeneigt war, dem Wunsche ihrer Unterthanen gemäß, ihren nächsten Verwandten zu heirathen. Sie hatte ihre Ketzerei in die Hände des Papstes abgeschworen. Es gab Leute, welche diese Handlung bis in den Himmel erhoben, und meinten, indem sie die schwedische Krone niedergelegt, habe sie den Thron der ganzen Welt verdient. Andere hingegen wollten wissen, sie sei durch Gewalt oder eigenen Leichtsinn aus Schweden vertrieben worden, wo sie mit dem spanischen Gesandten einen allzu vertrauten Umgang gepflogen habe. Kurz, sie war sehr berühmt, folglich wurde sie viel gelobt und viel gescholten. Odendichter und Satyrenschreiber sprachen, jene von ihren Heldentugenden, diese von ihren Gebrechen. Sie war in Flandern und dann in Rom gewesen, nun wollte sie Frankreich sehen, und der große Ruf, der vor ihr herging, bewirkte, daß die Königin (Anna von Oesterreich) sich darauf freute, sie kennen zu lernen. Auch hatte der König von Schweden — ein kriegerischer Fürst, welcher anfing, Furcht und Hochachtung einzuflößen — den Kardinal Mazarin ersucht, Chri-

stinen wohl aufzunehmen, wozu dieser ohnehin schon geneigt war. Sie wurde eben so empfangen wie vormals Karl V., als er durch Frankreich nach Flandern ging. Der König (Ludwig XIV.) sandte den Herzog von Guise, die Königin Mutter ihren Gardehauptmann Comminges, um sie an der Grenze zu bewillkommen. Der Herzog von Guise schrieb einen Brief an einen seiner Freunde, in welchem er die fremde Fürstin nach der Natur schilderte. Der König und die Königin lasen diesen Brief mit Vergnügen, und Frau von Motteville nahm eine Abschrift davon.

»Während ich schreckliche Langeweile habe,« schrieb der Herzog, »will ich versuchen, Sie zu belustigen, indem ich Ihnen ein treues Bild der Monarchin entwerfe, die ich begleite. Sie ist nicht groß, aber von üppigem Wuchs, hat einen breiten Rücken, schöne Arme, schöne weiße Hände, die jedoch eher einem Manne als einer Frau anzugehören scheinen. Eine hohe Schulter weiß sie sehr gut durch ihre seltsame Kleidung, ihren Gang und ihre Bewegungen zu verstecken, so daß man Wetten darüber anstellen könnte. Sie hat ein großes Gesicht, starke Züge, eine Adlernase, einen großen aber nicht häßlichen Mund, ziemlich gute Zähne, sehr schöne feurige Augen, ihre Haut, trotz einiger Blatternarben, ist von lebhafter, schöner Farbe, der Umriß des Gesichts ziemlich verhältnißmäßig, aber in ein höchst seltsames Kopfzeug vermummt. Es ist eine gewaltige Mannsperücke, auf der Stirn erhaben, an den Seiten sehr dick, nach unten zu durchsichtig; oben auf dem Kopfe bilden die Haare eine dichte Mütze, und von hinten hat das

Ganze Aehnlichkeit mit einem weiblichen Kopfputz. Bisweilen trägt sie einen Hut. Ihr Leibkleid ist hinten geschnürt, und gleicht unsern Mannsjacken, denn das Hemd guckt überall oben über dem Rocke hervor, den sie schlecht genug angebunden, und auch etwas schief trägt. Sie ist immer stark gepudert, bedient sich vieler Pomade, und zieht fast nie Handschuhe an. Ihre Fußbekleidung ist die eines Mannes, so auch ihre Stimme und fast jede ihrer Bewegungen. Sie spielt gern die Amazone, und ist wenigstens eben so stolz als der große Gustav, ihr Vater, aber dabei sehr höflich, sehr einschmeichelnd, spricht acht Sprachen, und vorzüglich französisch, als ob sie in Frankreich geboren und erzogen wäre. Sie ist gelehrter als unsere ganze Akademie mit sammt der Sorbonne, versteht sich vortrefflich auf Malerei und andere schöne Künste, und ist nebenher von allen unsern Hofintriguen besser unterrichtet als ich. Mit Einem Wort, sie ist fürwahr eine außerordentliche Person. Fast hätte ich vergessen, noch hinzuzufügen, daß sie bisweilen ein Reiterkollet und einen Degen zu tragen pflegt, daß ihre Perücke schwarz und ihr Busen wenig bedeckt ist.»

Christine kannte den Hof so gut, daß sie zum Beispiel den Gardehauptmann Comingès fragte: wie sich sein Oheim, der gute alte Guitaut, befinde? und ob sie das Vergnügen haben werde, ihn zornig zu sehen? (denn dieser Guitaut war sehr hitzig, und die Königin Mutter hatte oft ihren Spaß daran.) Sie sagte auch: sie wisse wohl, daß man viel Gutes und viel Böses von ihr spreche, nun werde man wohl sehen, daß beides nicht wahr sei.

Am 8. September hielt sie ihren Einzug in Paris, nachdem man sie zuvor in Essone mit Schauspiel, Ballet, Feuerwerke empfangen, und eine Menge Damen hingefahren waren, sie dort zu sehen. Die Pariser Bürger, bewaffnet und wohl gekleidet, zogen ihr entgegen, und bildeten eine Hecke von Conflans an, wo sie geschlafen, bis zum Louvre, wo sie abtreten sollte. Alle Fenster und Balkons waren voll Damen und Herren, in allen Straßen Volksgewühl. Es währte von zwei Uhr Mittags bis neun Uhr Abends, ehe sie den Louvre erreichte. Sie bewohnte dort die königlichen Zimmer, wo sich die schöne Tapete vom Scipio befindet, und ein weiß atlaßnes Bett mit Gold gestickt, welches der Kardinal Richelieu dem Könige hinterlassen. Bei ihrer Ankunft forderte sie zu trinken. Der Prinz von Conti, der hingegangen war, um sie zu komplimentiren, reichte ihr die Serviette, die sie, nach einer höflichen Weigerung, annahm.

Bei diesem ihrem ersten Erscheinen fanden alle rechtlichen Leute sie liebenswürdig. Ihre Kleidung, die der Beschreibung nach so ausschweifend seltsam war, schien es weit weniger, wenn man sie sah, wenigstens gewöhnte sich das Auge sehr bald daran. Ihre Züge fand man schön, und Jedermann bewunderte ihren lebhaften Geist, besonders aber ihre genaue Kenntniß von Frankreich. Sie wußte nicht allein die Familien und deren Wapen zu nennen, sie war auch mit allen Galanterien und Intriguen vertraut, ja sie kannte sogar die Liebhabereien der französischen Herren. So zählte sie zum Beispiel dem Marquis de Sourdis

die vorzüglichsten Gemälde seines Kabinets her, rühmte die des Herzogs von Liancourt, und lehrte die Herren oft Dinge, die sie selbst nicht wußten. Unter andern stritt sie mit Einigen, daß in der Kapelle eine kostbare Agathe befindlich sei, die sie sehen wollte, und die man endlich in der That zu St. Denis antraf. Sie war besonders artig gegen Männer, aber auch heftig und rauh (brusque); nichts in ihrem Betragen gab Veranlassung, die üblen Nachreden zu glauben, die in ganz Europa auf ihre Rechnung herumliefen. Kurz, die schwedische Amazone gewann alle Herzen in Paris, die sie vermuthlich sehr bald wieder verloren hätte, wenn sie länger geblieben wäre.

Nachdem sie dort alle Merkwürdigkeiten besehen, und überall vom zuströmenden Volke fast erdrückt worden war, kam sie nach Compiegne, um den König und dessen Mutter zu begrüßen. Sie wurde nicht blos als Königin, sondern als eine vom Minister geliebte Königin aufgenommen. Der Kardinal fuhr ihr nach Chantilly entgegen, wo sie zu Mittag speiste. Zwei Stunden nach der Mahlzeit erschienen der König und sein Bruder als Privatleute mitten unter den übrigen Höflingen. Der Kardinal präsentirte sie als ein Paar der vornehmsten Edelleute in Frankreich. Sie erkannte sie sogleich, denn sie hatte ihre Bilder im Louvre gesehen, und sagte: diese Edelleute schienen ihr würdig, Kronen zu tragen. Nach einigen gewechselten Höflichkeiten wurde der König, der damals noch sehr blöde und wenig unterrichtet war, doch so vertraut mit dieser kühnen, stolzen, gelehrten Fürstin, daß es ihm recht wohl

bei ihr gefiel. — Am andern Tage machte sich auch die Königin Mutter mit ihrem ganzen Gefolge auf, um Christinen zu empfangen. Diese Zusammenkunft geschah zu Fayet, einem Landhause des Marschalls de la Motte Houdancourt, drei Meilen von Compiegne. Die Chevauxlegers, die Gensdarmen und die Garden zogen prächtig gekleidet vor dem königlichen Wagen her. Anna von Oesterreich kam zuerst, und blieb mit dem ganzen Hofe auf einer Terrasse, von welcher einige Stufen in den großen Vorhof herab führten, wo die Garden aufgestellt waren. Die Höflinge schimmerten in prächtig gestickten Kleidern, und da man den Pöbel zurückgedrängt hatte, so gewährte der Hof, der auf der Terrasse wie auf einem Theater stand, einen imponirenden Anblick.

Bald nachher fuhr Christine unter Trompetenschall auf den Hof, ohne andere Begleitung als die des Kardinals Mazarin und des Herzogs von Guise, denn sie hatte nur einige häßliche Weiber zu ihrer Bedienung mit sich, die sich nicht zeigten. Sobald Christine die Königin erblickte, die ihr einige Schritte entgegen kam, stieg sie aus; höfliche Worte wurden gewechselt; das Gedränge um Beide war so groß, daß sie eilten, sich demselben zu entziehen. Der junge König führte sie in das Haus, vor seine Mutter her. Viele fanden das unschicklich, und Ludwig selbst, nachdem er mehr herangewachsen, hat seiner Mutter oft vorgeworfen, daß sie dieser Fremden, wie auch der Königin von Polen, den Vortritt bei sich zugestanden.

Frau von Motteville befand sich Eine der nächsten im Gefolge und beschreibt nun Christinens Gestalt selbst. Die Haare hingen an diesem Tage sehr unordentlich um ihre Perücke, der Wind spielte mit ihnen als sie aus dem Wagen stieg; die wenige Sorgfalt für ihre Gesichtsfarbe hatte diese gebräunt, so daß sie der Beobachterin fast wie eine lüderliche Zigeunerin vorkam, die zufälligerweise nicht so schwarz sei als gewöhnlich. Ihre ganze Gestalt flößte mehr Furcht als Wohlgefallen ein. Sie trug ein Kleid, halb wie eine Mannsjacke, halb wie ein Dames Hongreline (vermuthlich eine damalige Mode) gestaltet, aber so schlecht anschließend, daß eine ihrer Schultern, nämlich die höhere, überall hervor guckte. Ihr Hemd war ein Mannshemd mit einem Kragen, der unter der Brust mit einer einzigen Nadel fest gesteckt war und den ganzen Rücken bloß ließ, auch das vorne stark ausgeschnittene Leibkleid nicht bedeckte. Dasselbe Hemd guckte auch da wieder stark hervor, wo das Leibchen an den Rock schließen soll, und hing ihr über die Hände herab, gerade wie bei Männern. Ihr grauer, mit goldenen und silbernen Borten besetzter Rock war kurz, und statt daß unsere Kleider schleppen, sah man bei ihr die Füße. Um den Gürtel ihres Rockes waren schwarze Bänder geknüpft; ihre Fußbekleidung war ganz männlich und nicht ohne Grazie. Der König führte sie in einen großen Saal zur Tafel, an welche nur er und sein Bruder zu den beiden Königinnen sich setzten. Die andern umgaben neugierig die Tafel. Madame de Motteville beobachtete die Fremde sehr scharf, und gestand, — nachdem sie sich an

ihre Tracht und Gesicht erst ein wenig gewöhnt — daß sie schöne, lebhafte Augen, sanfte mit Stolz gemischte Züge habe. Auch gefiel sie ihr mit jedem Augenblicke immer besser. Sie schien größer und weniger verwachsen, als man gesagt hatte; allein ihre Hände, die man als schön gerühmt, waren an diesem Tage so schmutzig, daß man von der Schönheit nichts erblicken konnte. Sie aß viel und sprach sehr gewöhnliche Dinge. Der Herzog von Guise zeigte ihr Mademoiselle Mancini (des Königs damalige Geliebte), die unter den übrigen Zuschauern stand. Christine grüßte sie, und neigte sich tief vom Stuhle herab, um sie auszuzeichnen.

Nach aufgehobener Tafel fuhr der ganze Hof nach Compiegne, wo die Königin Mutter — nachdem sie ihren Gast in dessen Zimmer geführt — zu ihren Vertrauten sagte: sie sei entzückt von Christinen, deren Unterhaltung während der Fahrt sehr angenehm gewesen, obgleich in der ersten Viertelstunde sie, die Königin Mutter, eben so vor ihr erschrocken sei, als die übrigen. Die schlaue Christine hatte sich unter andern, um Annen von Oesterreich zu gewinnen, eines Mittels bedient, welches bei derselben unfehlbar gewirkt zu haben scheint, sie hatte nämlich — unter dem Vorwand, die Portraits des Königs und seines Bruders zu sehen, welche Anna auf ihren Armbändern trug — sie die Handschuh ausziehen lassen, ihr eine Menge artige Dinge über die Schönheit ihrer Hände gesagt, und zwar so unbefangen, daß Annen jede Verlegenheit erspart wurde.

— Sobald Christine sich ein wenig ausgeruht, stattete sie einen Besuch bei der Königin Mutter ab, und ging mit ihr in das italiänische Schauspiel, welches sie sehr schlecht fand, und es gerade heraus sagte. Als man sie versicherte, die Schauspieler pflegten es sonst besser zu machen, antwortete sie ganz trocken; sie zweifle nicht daran, weil man sie behielt.

Nachher geleitete man die Fremde in ihre Zimmer, wo sie von des Königs Leuten bedient wurde. Man mußte ihr sogar Kammerdiener zum Auskleiden geben, denn sie war ganz allein, hatte weder Damen, noch Bedienung, noch Equipage, noch Geld; ihr ganzer Hofstaat bestand aus ihr selbst. Canut, der während ihrer Regierung Resident in Frankreich gewesen, befand sich bei ihr, und zwei oder drei häßliche Mannsbilder, die sie der Ehre wegen Grafen titulirte. Ein paar Weiber ließen sich auch bisweilen blicken, die eher Wäscherinnen als Damen glichen. Der Frau von Motteville kam Christine vor, wie eine Heldin aus den Ritterzeiten, die sich eben so kümmerlich behalf, wie Marfise oder Brademante, und die, wenn der Zufall sie nicht bisweilen zu einem großen Könige führte, wohl selten was Gutes zu essen bekam.

Am ersten Tage redete sie wenig, wie es schien aus Bescheidenheit. Dem Grafen Nogent, der, nach seiner Gewohnheit, ihr allerlei alte Geschichtchen auftischte: sagte sie ernst: er sei glücklich, ein so gutes Gedächtniß zu besitzen. Am andern Tage machte ihr der Kardinal und die ganz hohe Geistlichkeit die Aufwartung im geistlichen Ornat. Sie

selbst trug nun ein Leibkleid von feuerfarbenen Kamelot und ihren grauen, besetzten Rock; ihre Perücke war gepudert und frisirt, ihre Farbe durch die Nachtruhe etwas erfrischt, auch hatte sie sich die Hände gewaschen, und kam Allen weit liebenswürdiger vor, als sie selbst zu begehren schien. In ihren Gesprächen war Geist und Leben. Sie neckte den Chevalier de Grammont mit seiner hoffnungslosen Liebe für Madame de Mercoeur. Man ging auf die wilde Schweinsjagd, obgleich sie erklärte, sie liebe diese gefährliche Jagd nicht, nur um des Ruhmes willen dürfe man sich Gefahren aussetzen.

Abends im französischen Schauspiel zeigte sie oft ihr leidenschaftliches Gefühl, schrie bei schönen Stellen laut auf, überließ sich bald dem Vergnügen, bald dem Schmerz, schaukelte dabei nachlässig mit ihrem Stuhle, oder fiel auch wohl bisweilen in tiefes Nachdenken, recht als ob sie ganz allein in ihrem Kabinete gewesen wäre. Selbst die Königin Mutter versuchte oft vergebens sie aus ihren Träumereien zu ziehen. Nach dem Schauspiel hatten einige Herren vom Hofe sich um sie versammelt, und hörten, wie sie mit vieler Feinheit die Anhänglichkeit der Franzosen an ihren König rühmte. Kurz, dieser Tag gewann ihr großen Beifall; bei der Königin Mutter wurde nur von ihr gesprochen. Einige satyrische Zungen versuchten umsonst, sie lächerlich zu machen. — Am 18. September wohnten beide Königinnen einem Trauerspiele bei, welches die Jesuiten gaben, und über welches die von Schweden laut lachte. Tags darauf gab ihr der König ein Ceremonienfest, wo Pracht

und Ueberfluß herrschten, und wo man, wie gewöhnlich bei solchen Festen, viel gähnte. Kurz nach dieser unbequemen Festlichkeit langte ein Kourier an, der dem Hofe die Nachricht von der Einnahme von Valence brachte. Alsobald kam Christine, um Annen von Oesterreich Glück zu wünschen, und sie that es auf eine Art, als ob sie wirklich die Freude von Herzen theile. Anna spielte eben Karten, Christine setzte sich neben sie, lehnte sich auf den Spieltisch, schien sich ganz mit Betrachtung von Annens schönen Händen zu beschäftigen, und sagte: ihre Reise von Rom nach Frankreich werde sie nie gereuen, wenn sie auch weiter keinen andern Vortheil davon hätte, als den, die schönsten Hände von der Welt gesehen zu haben. (Unmöglich konnte eine so kluge Frau das sagen, wenn sie nicht schon zuvor recht gut gewußt hätte, daß selbst die fadesten Schmeicheleien über diesen Punkt ihr bei der Königin nicht schaden konnten.) Nogent, der immer fort schwatzte, erzählte ihr, daß gerade vor hundert Jahren Valence gleichfalls von den Franzosen sei erobert worden. »Ich wünsche,« sagte sie, »daß es in hundert Jahren noch einmal geschehen möge, und daß auch Sie, Herr Graf, nach hundert Jahren dieselben Geschichtchen wieder erzählen möchten, denn dann werde ich sie lieber hören als jetzt.« Es schien, sie könne diesen Nogent nicht leiden, vielleicht weil sie erfahren hatte, daß er sich bisweilen über sie lustig machte. — Am andern Morgen war der Beichtvater der Königin bei ihr, wegen einiger Beschwerden, die ihr über den Jesuiterorden entschlüpft waren. Eine derselben: daß der General der Jesui-

ten ihr in Rom keinen Besuch gemacht. (Der Uebrigen erinnerte sich Frau von Motteville nicht.) Nachdem sie des Beichtvaters Entschuldigungen angehört, versetzte sie spöttisch und ziemlich rauh: »Da ich den Einfluß Ihres Ordens sehr wohl kenne, so wollte ich lieber einen souverainen Fürsten als ihn zum Feinde haben; ich erkläre also, daß ich ganz mit Ihrer Entschuldigung zufrieden bin.

Bei ihrer Abreise, am 23. September, begleitete die Königin sie zwei Meilen weit, und beide Damen schienen beim Abschied gerührt. Der Marquis de St. Simon bewirthete sie zu Senlis, und Mr. du Plessis auf seinem schönen Schlosse Frêne mit außerordentlicher Pracht. Von da aus ließ der König dieser nordischen Amazone Miethwagen geben und auch Geld, um sie zu bezahlen. So reiste sie weiter, blos von ihrem häßlichen Trupp begleitet, ohne Gefolge, ohne Gepäck, ohne Silberzeug oder sonst ein königliches Merkmahl.

Der heilige Ludwig.

Von Jahr zu Jahr an einem gewissen Tage das Andenken eines berühmten Mannes feiern; der ein Wohlthäter seiner Nation war, oder dafür gehalten wurde, das ist ein Gebrauch von, aber nicht für Menschen erfunden; denn — so lange des Mannes Zeitgenossen leben, ist die Feier überflüssig, und leben diese nicht mehr, so feiert die Nachwelt den Tag gedankenlos, ohne zu wissen warum, und

ohne es wissen zu wollen. Ist dabei, wie gewöhnlich, verordnet worden, jedesmal eine feierliche Lobrede auf den Helden des Tages zu halten, und ist den Herrn Rednern gar erlaubt, ihre, vom Kalender anbefohlenen Ausbrüche der Bewunderung drucken zu lassen; so gibt das nach hundert Jahren einen entsetzlichen Schwall von schlechten Lobreden, über die sich der Gelobte alle Jahr im Grabe umwendet. — Das war auch vormals in Frankreich der Fall mit Ludwig dem Heiligen, dem zu Ehren jährlich ein Mitglied der Akademie in rednerisches Entzücken gerathen mußte, während seine Herren Mitbrüder, die gleichfalls pflichtgemäß in der Kirche erschienen, den Redner angähnten. Heutzutage, wo in Frankreich nichts Altes mehr gelobt wird — denn man hat genug mit dem Neuen zu thun — ist natürlich auch dieser Gebrauch abgekommen, der heilige Ludwig seinem Schicksal überlassen worden, und nichts übrig geblieben, als eine gewaltige Sammlung von Lobreden, bei welchen die Verfasser geschwitzt und die Zuhörer gegähnt haben.

Doch zeichnet sich unter diesen Panegyriken Einer sehr vortheilhaft aus, der vor acht und zwanzig Jahren von dem Abbé du Tems gehalten wurde, und von welchem ich einige Stellen ausheben will. »Deutschland,« sagt der Redner, »gehorcht Gesetzen, damit es keinem Herrn gehorchen dürfe; (!) allein Frankreich bedurfte eines Herrn, um die Wohlthat der Gesetze kennen zu lernen; und Ludwig war es, der ihm Gesetze gab.« — Dann zeigt er die Schwierigkeiten, welche Ludwig zu überwinden hatte. »Um

ein Volk in der Kindheit zu organisiren, ist hinreichend, dessen Schwäche durch einfache Vorschriften und mächtigere Beispiele zu unterstützen, so nach und nach die Herzen der Ordnungsliebe zu öffnen, das Glück durch Tugend vorzubereiten: aber wenn von einem verwilderten Volke die Rede ist, da muß dessen Geist ganz umgestaltet, da müssen, an Stelle der Launen, des Irrthums und der Mißbräuche, Vernunft, Wahrheit, Ordnung treten; der Wille jedes Einzelnen, bisher durch Leidenschaften vom Ganzen getrennt, nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte geleitet, die Grundsteine der Volksvorurtheile und Sitten umgeworfen; die süßesten Gewohnheiten, die Gegenstände, an welche es gleichsam sein Dasein knüpfte, ihm entrissen; gewissermaßen es dem Tode geweiht werden, um ein neues Leben ihm zu schenken. Eine erhabene Beschäftigung, von der höchsten Weisheit nur solchen überlegenen Menschen vorbehalten, die sie, um Reiche zu stützen, hervor gerufen hat. Dieses Amt hat der heilige Ludwig verwaltet; er steht ausgezeichnet unter den Gesetzgebern, denn er wußte ein barbarisches, ungelehriges Volk auf die Herrschaft der Gesetze vorzubereiten; vom Throne herab vernichtete er die Tirannei durch sein Beispiel; seine Rathschläge hatten die Kraft der Befehle; er lud freundlich ein, wo er nicht bezwingen konnte; er wurde Geleitsmann, wo er nicht Gebieter sein durfte, und so bewirkte er, durch eine Gesetzgebung, die sich fast nur auf seine Domainen einschränkte, die Wiedergeburt der Monarchie." — Ich enthalte mich aus guten Gründen aller Parallelen, obgleich, nach meiner Ueberzeu-

gung, es sehr verdienstlich und nützlich wäre, die alte Geschichte stets mit der neuen zusammen zu stellen, um heilsame Resultate aus dieser Zusammenstellung zu schöpfen; denn wozu haben wir sonst die alte Geschichte? — Aber ich weiß recht gut, daß Gedanken zwar zollfrei, nur nicht immer schußfrei sind.

Crebillon und die Ratte.

Crebillon schrieb einen allerliebsten Roman, Tanzai, und wurde dafür auf einige Zeit in's Gefängniß nach dem Schlosse Vincennes geschickt. In der ersten Nacht war er kaum entschlummert, als er plötzlich etwas warmes, rauhes unter seiner Decke fühlte. Er meinte, es wäre eine Katze, jagte das Ding fort und schlief wieder ein. Am andern Morgen that es ihm leid, die Katze verscheucht zu haben, denn er liebte Katzen, und hoffte von dieser einen Zeitvertreib in seiner Einsamkeit. Er suchte sie vergebens in allen Winkeln. Kommt sie wieder, dachte er, so will ich sie besser empfangen.

Zu Mittag, als er seine frugale Mahlzeit verzehrte, gewahrte er in einiger Entfernung ein Thier, welches wie ein Affe auf seinen Hinterbeinen saß, und ihm ruhig zusah. Das Zimmer war — wie bekanntlich alle dergleichen Zimmer — sehr dunkel; Crebillon hielt den Zuschauer für jene Katze, lockte das Thier freundlich, hielt ihm einen Bissen hin, sah es näher kommen, und erkannte nun, zu seinem

höchsten Entsetzen, daß es eine sehr wohlgenährte, abscheulich große Ratte war. Das Rattengeschlecht war ihm äußerst zuwider, er stieß daher einen lauten Schrei aus, und der Gast verschwand augenblicklich. Dagegen wurde der Kerkermeister durch das Geschrei herbei gezogen, der seinen Gefangenen auslachte, und ihm erzählte: der letzte Bewohner dieses Zimmers habe die Ratte, als sie noch ganz klein gewesen, so zahm gemacht, daß sie beständig mit ihm gespeist und sogar in seinem Bette geschlafen habe. »Das gefiel mir so wohl,« fuhr der Kerkermeister fort, »daß ich selbst versuchte, diese ehrliche Ratte an mich zu gewöhnen, und Sie sollen urtheilen, ob es mir gelungen ist.«

Bei diesen Worten nahm er ein Stück Fleisch in die Hand und rief: Raton! Raton! komm hervor, mein kleiner Freund! — Alsobald zeigte Raton zuerst seinen Kopf, und, den bekannten Wohlthäter erkennend, sprang er ihm auf die Hand und verzehrte da den angebotenen Bissen.

»Von diesem Augenblick an,« erzählte Crebillon seinen Freunden, »wurde Raton mein beständiger Gesellschafter, trat wieder in Besitz aller der Rechte, die er unter meinem Vorgänger genossen (die Bettgenossenschaft ausgenommen), und gern hätte ich, bei meinem Abzug, ihn mit nach Paris geführt, wenn der wackere Kerkermeister nicht dagegen protestirt hätte. Ja, ich läugne nicht, daß ich mit Thränen in den Augen mich von Raton getrennt habe.«

Die Wuth der Zweikämpfe.

(Ein merkwürdiges, und nicht sehr altes Beispiel von diesem ernsthaften Unsinn.)

Im Jahre 1627 schlug sich François de Montmorency, Graf von Boutteville, mit einem berüchtigten Raufer la Frette. Damals war es aber nie hinreichend, daß zwei Menschen, vielleicht um einer Kleinigkeit willen, Einer des Andern Tod suchten; sondern auch die Sekundanten beider Hauptpersonen, die sich nie gesehen, oder doch nie beleidigt hatten, kämpften, blos um der Ehre willen, auf Leben und Tod gegen einander. So wurde denn auch bei dieser Gelegenheit der Sekundant des Grafen Boutteville getödtet; er selbst fürchtete üble Folgen und floh nach Flandern an den Hof der Erzherzogin.

War er gleich hier von dem Zorn seines Königs in Sicherheit, so doch nicht vor der Rache derer, welchen seine verdammte Zweikampfsliebhaberei schon mehrmals Verwandte oder Freunde geraubt hatte. Kaum ein Jahr vorher hatte er den Grafen von Thorigny auf diese Weise ermordet, dessen Freund, der Marquis von Beuvron, schon längst vor Begierde brannte, seinen Tod zu rächen. Jetzt, als er erfuhr, Boutteville sei zu Brüssel, eilte er alsobald dahin, vermummt und nur von seinem Stallmeister Buquet begleitet. Er wurde dennoch erkannt und scharf bewacht, um neues Unglück zu verhüten. Da begab sich Boutteville zu der Erzherzogin, betheuernd, er werde sich nie in ihren Staaten

schlagen. Sie befahl dem Marquis Spinola, die Feinde wo möglich zu versöhnen. Spinola gab ein großes Gastgebot, wo die beiden Kampfdurstigen, in Gegenwart der vornehmsten Gäste, sich freundlich umarmten, und versprachen, einander nie zu beleidigen. Ein dritter Raufer, der Graf des Chapelles, war gleichfalls Zeuge von dieser Aussöhnung. Bald darauf, als Boutteville in Nancy war, empfing er von Beuvron acht Briefe hinter einander sämmtlich des Inhalts: daß, da er, Beuvron, von allen Seiten zu genau bewacht werde, um nach Lothringen kommen zu können, so ersuche er seinen Gegner um die Gefälligkeit, sich Paris mehr zu nähern. Hinwiederum schrieb des Chapelles, den die Sache gar nichts anging, an Beuvron: »Sie machen viel Lärm, mein Herr, verkündigen überall, daß Sie sich schlagen wollen, aber ich glaube es nicht eher, bis ich es sehe.«

Unterdessen hatte die Erzherzogin um Begnadigungsbriefe für Boutteville angesucht, allein der König antwortete: sein Gewissen erlaube ihm das nicht, und Alles, was er aus Achtung für seine Tante thun könne, sei, den Grafen nicht verhaften zu lassen, doch unter der Bedingung, daß er sowohl den Hof als die Hauptstadt meide. Kaum erfuhr Boutteville diese Antwort, als er keck erklärte: nun wolle er sich in Paris und sogar im Palais royal schlagen.

Wirklich reiste er alsobald mit des Chapelles dahin, ließ Beuvron seine Ankunft wissen, und ihn zu einer Zusammenkunft auf dem Königsplatz um neun Uhr Abends einladen. Bei dieser Zusammenkunft schlug Beuvron vor,

ihre Händel auf der Stelle auszumachen, ohne ihre beiderseitigen Freunde darein zu mischen. »Beileibe nicht!« versetzte Boutteville, »ich nehme die Sonne zum Zeugen meiner Handlungen, habe auch zwei guten Freunden, des Chapelles und Berthe, versprochen, daß sie von der Partie sein sollen. Darum ersuche ich Sie, morgen Nachmittag um drei Uhr sich gleichfalls mit zwei Freunden hier einzufinden.«

Sogleich eilte Beuvron zu dem Marquis d'Amboise, einem Stiefsohn des Präsidenten de Mesmes, den er krank und durch Aderlassen sehr erschöpft fand. »Das ist ein fataler Streich,« sagte Beuvron. »Morgen erwartet mich Boutteville mit zwei Freunden, deren Einer der berüchtigte des Chapelles, mit dem Sie schon so lange sich zu messen gewünscht haben; aber freilich, in Ihrem jetzigen Zustande ist daran nicht zu denken.«

»Was? nicht daran denken?« schrie Amboise, »und wenn mir der Tod schon auf der Zunge säße, so wollte ich die köstliche Gelegenheit nicht versäumen.«

Am andern Tage kamen die sechs Unsinnigen wirklich am bestimmten Orte zusammen. Nachdem ein Edelmann untersucht hatte, ob sie auch unter ihren Kleidern keine Panzerhemden trügen, wählte Jeder seinen Gegner; Boutteville stellte sich gegen Beuvron, des Chapelles gegen Amboise, la Berthe gegen Buquet, Beuvron's Stallmeister. Die Waffen waren Degen und Dolch. Boutteville und Beuvron gingen gleich so heftig auf einander los, daß sie genöthigt waren, ihre Degen wegzuwerfen. Sie umklammerten einander, zogen die Dolche, hoben sie auf, stießen aber

nicht zu, und man behauptet, Bouteville habe zuerst vorgeschlagen, den Kampf zu endigen, worauf beide wechselseitig um Lebensschonung gebeten. Die Hauptpersonen zogen sich also ziemlich albern aus der Geschichte, während des Chapelles den Marquis d'Amboise niederstieß, und la Berthe sehr gefährlich von Buquet verwundet wurde.

Ein so öffentlicher Zweikampf in Gegenwart von mehr als tausend Zeugen mußte des Königs Zorn auf's höchste reizen. Er befahl die Schuldigen zu arretiren. Beuvron und Buquet hatten sich bereits nach England gerettet; Bouteville hingegen und des Chapelles wurden eingeholt, nach Vitry geschleppt und dort in eine Kammer gesperrt, wo sie die ersten sechs oder sieben Tage, dem Anscheine nach sehr ruhig, Piquet mit einander spielten, dann brachte man sie nach Paris in die Bastille. Hier wurden sie verhört. Bouteville bekannte Alles, des Chapelles suchte Ausflüchte. — Vergebens warf Bouteville's unglückliche Gattin sich dem Könige zu Füßen; umsonst versuchten die angesehendsten Personen des Hofes ihn zu besänftigen, er blieb unerbittlich. Das Parlament erhielt Befehl, den Schuldigen nach aller Strenge den Prozeß zu machen.

Der Bischof von Nantes allein erhielt die Freiheit, sie zu besuchen, und es gelang ihm, sie nach und nach auf einen christlichen Tod vorzubereiten. Bouteville bat schriftlich die Präsidentin de Mesmes um Verzeihung wegen des Todes ihres einzigen Sohnes. »Nicht als ein Opfer des Hasses oder der Rache ist er gefallen,« so schrieb er ihr, »denn ich habe ihn stets hochgeschätzt; sondern als ein elen-

des Opfer der falschen Weltehre, die, ich bekenne es, den Gesetzen Gottes und der Natur widerspricht. Empfangen Sie mein Blut zur Sühne, Madame, rufen Sie nicht die Rache des Himmels auf mich herab, während ich ihn herzlich anflehe, Ihnen segenreich zu ersetzen, was Sie durch mich verloren.“ An seine Gemahlin schrieb er: „Mein gutes Weib! der Bischof von Nantes wird dir sagen, in welcher Stimmung ich dem Tode entgegen gehe, und ich hoffe, das werde dir zum Trost gereichen. Du wirst mit ihm überlegen, was für mein Seelenheil geschehen kann, und wirst auch bezahlen, was ich in der Welt noch schuldig bin. Dein Gebet kann mir großen Nutzen gewähren, allein die Hauptsache ist, daß meine Schulden bezahlt werden. — Leb' wohl! ich schweige von meiner grenzenlosen Liebe zu dir, aus Furcht, dich nur noch mehr zu betrüben.“

Am 11. Juni wurden beide Verbrecher noch einmal öffentlich verhört, Boutteville zuerst, der alle seine Aussagen bekräftigte. Auch des Chapelles war jetzt geschmeidiger, und bat, am Ende des Verhörs, nur noch um die Erlaubniß, zu sprechen. Sie wurde ihm verwilligt. Er dankte, erkannte sich schuldig, flehte um strenge Gerechtigkeit für sich, allein um Gnade für seinen Gefährten, dessen Verdienste er hoch rühmte, die Thaten seiner Voreltern in's Gedächtniß rief; die Richter beschwur, das Leben eines vortrefflichen Feldherrn zu retten, um der Mit- und Nachwelt Reue zu ersparen. — Alles vergebens! am andern Tage wurde Beiden das Todesurtheil bekannt gemacht.

Die Prinzessinnen von Condé, Montmorency, An-

goulême, Ventadour und die verzweifelnde Gemahlin Boutteville's eilten in den Louvre, um den König zu sprechen, der sich mit vieler Mühe entschloß, ihnen Audienz zu verwilligen. Als er erschien, warfen sich alle Damen auf die Knie, und schrien: Barmherzigkeit! Sire! Barmherzigkeit! Frau von Boutteville lag ohnmächtig auf dem Boden. — Der König, mehr Unwillen als Rührung äußernd, sagte zu der Prinzessin von Condé: »Ich bedaure Ihren Verlust, aber mein Gewissen verbietet mir, die Verbrecher zu begnadigen.« Mit diesen Worten verschwand er.

Gegen fünf Uhr Abends kamen die Verurtheilten auf dem Greveplatz an. Als der Henker dem Grafen Boutteville die Haare hinten abschnitt, fuhr dieser schnell nach seinem Knebelbart, wie er im Zorn zu thun pflegte. »Mein Sohn,« sagte der Bischof von Nantes, »Sie haben mir versprochen, sich ganz der Welt zu entschlagen.« — Er wurde ruhig. Man fragte ihn, ob er sich die Augen wolle verbinden lassen? — er antwortete: nein, kniete nieder, und im nächsten Augenblicke war sein Haupt vom Rumpfe getrennt.

Als des Chapelles, der noch auf dem Wagen mit dem Rücken gegen die Henkerbühne saß, vernahm, daß sein Gefährte todt sei, rief er: »laßt uns Gott für seine Seele bitten!« — Dann bestieg er das Schaffot, betrachtete Boutteville's Leichnam, lehnte sich auf einen Priester, kniete einen Augenblick betend, legte den Kopf auf den

Block, und der Henker verrichtete sein Amt. — Es liefen nachher viele Abschriften von des Chapelles Briefen an mehrere seiner Freunde herum, unter andern Einer an Frau von Boutteville, in welchem er sie tröstete, so gut er konnte, sie beschwur, sich ihren Kindern zu erhalten, und für seine arme Mutter Sorge zu tragen. — Trotz aller dieser Kennzeichen seiner Reue war und blieb doch Jedermann erbittert gegen ihn, und ein damals berühmter Dichter von Gassenhauern (er hieß Blot), machte ein vielgesungenes Lied auf ihn, in welchem die Freude der ganzen Hölle beschrieben wurde, als er unter seinen guten Freunden, den Teufeln, erschienen; Beelzebub, hieß es, habe ihn sogleich zu seinem Gardekapitän ernannt.

Aber auch mit des Königs unerbittlicher Härte war man nicht zufrieden; auch er mußte sich gefallen lassen, folgende Zeilen zu lesen:

> Peu fait pour tout autre renom,
> S'il ne faut que celui de Juste,
> Qu'être aussi dur et froid qu'un buste,
> Louis a mérité ce nom.

Der gesegnete Strand.

„Wir haben einen schönen, stürmischen Winter,“ sagte einst eine Bauerfrau in der Gegend von Dünkirchen, „aber dennoch hat Gott unsern Strand noch nicht gesegnet.“ Das hieß nämlich: dennoch ist noch kein Schiff an unserer

Küste gescheitert, und folglich haben wir nicht plündern können. Eben so sprechen die Kaffern, die, was das Plündern betrifft, den vormaligen Bewohnern der platten Küsten von Dünkirchen, Gravelines und Calais nichts nachgaben. Dasselbe sagen auch die Ehsten und bisweilen sogar ihre Herren. Also drei in weiter Entfernung von einander wohnende Völker, von sehr verschiedener Civilisation, suchen auf gleiche Weise ihre Raubgier zu beschönigen, indem sie einen segnenden Gott zu ihrem Mitschuldigen machen. Alle drei begnügen sich nicht blos mit dem erbaulichen Gebet um diesen Segen, sondern bedienen sich zugleich einiger unschuldigen Mittelchen, um ihn desto sicherer zu gewinnen. Die Kaffern zünden an gefährlichen Stellen Feuer an, um die Schiffe herbei zu locken, und als einst ein menschlich Gesinnter — wie es deren sparsam unter allen Völkern gibt — heimlich hinging, das täuschende Licht auszulöschen, beklagten sie sich bitter über dessen Bosheit. Eben so machten es vormals auch die Ehsten. Am schlausten jedoch verfuhren die Franzosen an den oben genannten Küsten. Sie ließen nämlich in finstern, stürmischen Nächten einige Esel am Strande herum spaziren, nachdem sie ihnen zuvor den rechten Fuß fest gebunden, und ein Licht auf dem Rücken befestigt hatten. Der Gang dieser Nachtwandler ahmte nun so täuschend den Gang eines Schiffes nach, daß ferne Nothleidende häufig dadurch betrogen wurden, dem vermeinten Fahrwasser zueilten, und der lauernden Habgier in die Krallen fielen. —

Es ist abscheulich! hör' ich den empörten Leser ausrufen. Wie aber, wenn, in schweren Stürmen des Schicksals, ein listiger Tyrann seinen hinkenden Esel aussendet, um durch blendende Lichter, die er Aufklärung, Völkerrecht, und Gott weiß wie sonst noch betitelt, die schwankenden Nationen auf den gefährlichen Strand zu locken, wo er sie dann nach Herzenslust beraubt und mordet — ist das minder abscheulich?

D'Aubigné.

Dieser Ahnherr der berühmten Frau von Maintenon hat eine Universalhistorie geschrieben, die bekannter ist als sein Privatleben, welches er gleichfalls aufgezeichnet hat. Es wurde vor etwa achtzig Jahren in Amsterdam gedruckt; das Büchlein ist sehr selten geworden, enthält aber eine Menge interessanter Anekdoten, die um so anziehender sind, da sie von dem liebenswürdigen Heinrich dem Vierten handeln. Ein Auszug wird unterhalten. D'Aubigné selber mag sprechen.

»Ich bin im Jahre 1550 geboren. Im siebenten Jahre übersetzte ich den Crito des Plato, weil mein Vater mir versprach, die Uebersetzung drucken, und meinen Kindeskopf in Kupfer davor stechen zu lassen. — Ein Jahr nachher ritt ich mit ihm durch Amboise, wo eben Jahrmarkt war. Die Köpfe der Mitschuldigen an der bekannten Verschwörung von Amboise, an welcher auch mein Vater

Theil genommen, stacken noch auf Pfählen. Die Unmenschen! rief er ganz laut, sie haben Frankreich enthauptet! Mit diesen Worten gab er seinem Rosse die Sporn, und sprengte zum Thore hinaus. Als ich ihn wieder einholte, legte er mir die Hand auf das Haupt, sprechend: »wenn du jemals dein Leben schonst, wenn es darauf ankommt, den Tod jener Ehrenmänner zu rächen, so geb' ich dir meinen Fluch!«

»In Paris wurde ich bei einem berühmten Gelehrten, Namens Beroald, in Pension gethan. Als die Religionskriege und Ermordungen anhuben, floh dieser Beroald sammt mir und allen meinen Mitschülern, denn wir waren sämmtlich Protestanten. Wir wurden eingeholt, verhaftet; ich weinte nicht, doch als man mir meinen kleinen silbernen Degen von der Seite nahm, da weinte ich bitterlich. — Die Inquisitoren verhörten uns einzeln, ich antwortete keck. Man erklärte mir, daß wir Alle zum Feuer verdammt wären. Ich erwiederte: ich fürchte mich mehr vor der Messe, als vor dem Feuer. Als wir im Gefängniß wieder vereinigt waren, prüfte uns Beroald, ob wir auch den Muth hätten, lieber zu sterben, als unsern Gott zu verrathen? Wir blieben standhaft. Abends brachte man uns zu essen, und zeigte uns den Henker, der am andern Morgen uns hinrichten sollte. Da fielen wir Alle betend auf unsere Knie, und bereiteten uns zum Tode. Aber zwei Stunden nachher trat ein Offizier von unserer Wache herein, küßte mich auf die Wange, und sagte zu Beroald: Aus Liebe zu diesem Kinde will ich euch Alle retten, oder mit euch umkommen.

Haltet euch bereit. Doch ich brauche fünfzig bis sechzig Thaler, um zwei Wächter zu bestechen; könnt ihr mir die geben? — Wir hatten Geld in unsern Schuhen verborgen, das sammelten wir und gaben es ihm. — Um Mitternacht kam er zurück. Der Vater dieses Kindes, sagte er, ist Befehlshaber zu Orleans. Versprecht ihr mir, daß er in seinen Diensten mich aufnehmen werde? — Wir versprachen es und noch mehr. Da ließ er uns Alle einander bei den Händen fassen, mich oben an, ergriff selbst die meinige, schlich mit uns vor der Wache vorbei, hinaus auf's Feld, und nach vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten führte er uns glücklich nach Montargis."

Der junge d'Aubigné verlor seinen Vater, fiel in die Hände eines harten Oheims, entzog sich dessen Gewalt, lechzte nach Krieg, zeichnete sich durch Tapferkeit, fast mehr noch durch Verwegenheit aus, hatte mancherlei ernste und lustige Abenteuer, und trat endlich in die Dienste Heinrich des Vierten, damals noch Königs von Navarra und ein Gefangener am Hofe Heinrich des Dritten. D'Aubigné, noch nicht zum Höfling eingeweiht, wurde Anfangs von den Damen viel geneckt. Drei derselben, die zusammen hundert vierzig Jahre zählten, fragten ihn eines Tages: was betrachten Sie da? — »Die Alterthümer des Hofes," antwortete er keck, und von nun an ließen ihn die Damen zufrieden. — Einige Zeit nachher verließ der König von Navarra den Hof mit wenigen Vertrauten, unter welchen auch d'Aubigné sich befand. Unterwegs wollte Heinrich in einem Schweinstall seine Nothdurft verrichten (es war in

einem Dorfe bei Montfort), ein altes Weib wurde es gewahr und stand im Begriff, ihm mit einer Sense von hinten den Kopf zu spalten, als d'Aubigné noch zu rechter Zeit den Streich auffing. — An demselben Tage gesellte sich ein Edelmann zu ihnen, der den König nicht kannte, und ihm eine Menge skandalöse Anekdoten von den Hofdamen erzählte, in welchen Heinrich's Gemahlin selbst eine Hauptrolle spielte. Der König lachte und ließ sich nichts merken. Als sie nun Abends vor die Thore von Chateauneuf kamen und der Wache zuriefen: „macht auf! eurem Herrn, dem Könige von Navarra!" da erbleichte der lustige Erzähler, bebte und floh querfeld ein mit verhängtem Zügel. Er kannte den guten Heinrich nicht.

In der Folge machte d'Aubigné, auf Befehl seines Herrn, eine lange gefährliche Reise nach Gascogne, erhielt aber zur Belohnung nichts als Heinrich's Bildniß, und schrieb empfindlich darunter: »Sehet da einen seltsamen Fürsten! welcher Teufel hat ihn gemacht! er gibt gemalte Belohnungen für wirkliche Dienste."

(Ce prince est d'étrange nature,
Je ne sais qui diable l'a fait!
Car il recompense en peinture,
Ceux qui le servent en effet.)

Dennoch leistete er dem Könige noch sehr wichtige Dienste, weigerte sich aber standhaft, der geheime Unterhändler seiner Liebesgeschichten zu werden. Darüber fiel er in Ungnade, trotzte und schrieb, als der Friede geschlossen war, folgenden Brief an Heinrich:

»Sire! Zwölf treue Dienstjahre, zwölf Wunden, die ich in Ihrem Dienst empfangen, Ihr Gefängniß, dessen Riegel ich brach, Alles das wird dieser Brief Ihnen vorwerfen. Er wird Ihnen sagen, daß meine Hand eben sowohl leer von Ihren Wohlthaten, als wie von Bestechungen blieb, mit welchen sowohl Ihre Feinde als Sie selbst sie oft zu besudeln versuchten. Ich widme Gott meine vergangenen Dienste, Ihnen meine künftigen, und werde Alles aufbieten, Ihnen zu zeigen, daß Sie in mir verloren haben Ihren treuen d'Aubigné.«

Bei seiner Abreise vom Hofe begegnete ihm ein Pudel, Namens Citron, auch ein vormaliger Liebling des Königs, der sonst stets auf dessen Füßen schlief, nun aber entlassen hungerte. Das arme Thier liebkoste dem wohlbekannten Höfling, der jetzt ein gleiches Schicksal hatte. D'Aubigné that ihn in Pension bei einer alten Frau, nachdem er zuvor auf sein Halsband die Worte graben lassen: Königlicher Lohn der Treue. — Zufällig kam der König selbst am andern Morgen durch Agen, wo ihm sein armer Citron mit dem satyrischen Halsbande überliefert wurde. Er veränderte die Farbe, als er die Inschrift las, wurde aber bald noch weit verlegner, als die Stände von Languedoc in einer Generalversammlung ihn dreist befragten: wo d'Aubigné sei? und was aus einem so treuen Diener geworden, der ihre Provinz gerettet habe? — Heinrich antwortete, er betrachte ihn noch immer als ihm angehörig, und werde ihn bald zurück berufen.

Es währte auch nicht lange, als verschiedene Treulo-

ſigkeiten, die der König von ſeinen ſogenannten Freunden erfuhr, ihn beſtimmten, vier Briefe nach einander an den verſtoßenen, ehrlichen Günſtling zu ſchreiben, der ſie aber trotzig alle vier in's Feuer warf, bis er endlich erfuhr, daß Heinrich, während d'Aubigné's Gefangenſchaft zu Limoges, einige Edelſteine der Königin hatte verkaufen wollen, um ihn auszulöſen, und daß, als er die falſche Nachricht vernommen, man habe ſeinem rauhen Liebling den Kopf abgeſchlagen, er in tiefe Trauer verſunken und ſeine Ruhe verloren habe. Das rührte endlich den eiſernen Mann. Er kam zurück nebſt einem gewiſſen Decour, einer Art von Hofnarren, der Kammerdiener beim Könige geweſen, allein trotz aller Bitten nicht hatte bleiben, ſondern lieber ſeinem Wohlthäter in die Verbannung hatte folgen wollen. Dieſen Decour ſandte jetzt d'Aubigné voraus, um ihn zu melden. »Wo kommſt du her?" fragte Heinrich. — Ja, antwortete Decour, und auf alle Fragen hatte er keine andere Antwort, als Ja; bis endlich der König ungeduldig wurde, da ſprach Decour: »Sire! ich ſage Ja, weil die Könige Alle die fortzujagen pflegen, die nicht immer Ja ſagen." — Solche herbe Wahrheiten hörte der gute Heinrich und zürnte nicht.

Aber d'Aubigné vergalt ihm auch ſehr bald wieder die erneuerte Freundſchaft, wenn gleich auf ſeine gewohnte, rohe Weiſe. Die franzöſiſche Partei hatte Heinrich's Vertrauten, Ségur, beſtochen (wenigſtens glaubte es d'Aubigné), den König zu einer Reiſe nach Paris zu überreden, ein Wageſtück, vor dem alle eifrige Hugenotten zitterten.

Einst ging Ségur durch einen Saal, wo die kriegerische Jugend sich eben in den Waffen übte. Als d'Aubigné den Höfling erblickte, ging er, noch ganz erhitzt vom Fechten, auf ihn zu, ergriff seine Hand, führte ihn an ein Fenster, aus welchem man einen steilen Felsen sehen konnte, und sprach: »Im Namen aller ehrlichen Leute soll ich Ihnen sagen, daß Sie an demselben Tage, an welchem der König nach Frankreich abreist, dort herunter springen müssen.« — »Wer wird es wagen, mich diesen Sprung thun zu lassen?« erwiederte Ségur trotzig. »Ich,« versetzte d'Aubigné, „und wenn ich es nicht allein vermag, so hab' ich hier Gehilfen.« — Ségur sah sich um, Alle starrten ihn an und drückten die Hüte in die Augen. Die Reise unterblieb.

Bald nachher verließ d'Aubigné auf kurze Zeit den Hof, um seine Gemahlin zu besuchen. Da erfuhr er, daß die Gräfin von Guise, Heinrich's Maitresse, vereint mit Mehreren seiner Feinde, dem Könige das Versprechen abgedrungen, ihn umbringen zu lassen, wenn er zurück komme. Sogleich setzte er sich zu Pferde, trotz der wehmüthigsten Bitten seiner Freunde und ritt hin. Mit einem Dolch bewaffnet (gegen seine Gewohnheit) stieg er eine geheime Treppe hinan, und stand plötzlich im Kabinet des Königs, wo dieser mit der Gräfin sich ganz allein befand. Der bestürzte Heinrich wußte nicht recht, wie er ihn empfangen sollte. »Wie, Sire?« sagte d'Aubigné, »Sie schwanken? — ich bin gekommen zu fragen, was ich verbrochen? und

ob Sie meine Dienste als König oder als Tyrann vergelten wollen?"

»Du weißt wohl," erwiederte Heinrich, »daß ich dich liebe; aber ich bitte dich, besänftige den Ségur, der sehr erbittert gegen dich ist." — Das that d'Aubigné auf der Stelle, und jagte dem Minister durch seine Vorwürfe und seinen Dolch einen solchen Schrecken ein, daß er schnell zum Könige eilte und den Verleumdeten selbst rechtfertigte, ihm auch eine Summe für vormals aufgewandte Reisekosten auszahlen ließ, von der d'Aubigné schon längst keinen Heller zu erhalten befürchtete.

Er fuhr nun redlich fort dem Könige zu dienen, war Zeuge von Heinrich's Erhebung auf den französischen Thron, und wurde bei der Belagerung von Rouen zum Sergent de Bataille ernannt. Dann zog er sich, ohne zu sagen warum, zurück, und lebte verschiedene Jahre entfernt vom Hofe, bis er abermals erfuhr, Heinrich sei sehr erzürnt gegen ihn, und habe bei offener Tafel geschworen, er wolle ihn umbringen lassen, wenn er ihm jemals wieder in die Hände falle. — Sogleich setzte sich d'Aubigné wieder auf und ritt nach Chauny gerade vor die Wohnung der schönen Gabriele, wo man den König erwartete. Zwei seiner Freunde erblickten ihn dort und warnten ihn sehr ernstlich, aber umsonst. Er hörte sogar die Offiziere von der Wache unter sich berathschlagen, ob sie ihn dem Gardekapitän oder dem Palastpräfekten als Gefangenen übergeben sollten. Er kehrte sich an nichts, sondern war vielmehr so kühn, sich Abends zwischen die Fackeln zu stellen, welche

den König erwarteten. Der Wagen kam. Er hörte deutlich, daß bei seinem Anblick Heinrich zu seinen Begleitern sagte: »Siehe da, Monseigneur d'Aubigné.« Dieses Monseigneur schien ihm von schlimmer Vorbedeutung.

Indessen trat er keck hinzu, als man ausstieg, und — der König küßte ihn, befahl ihm sogar, seiner Maitresse aus dem Wagen zu helfen, und ließ sie die Maske abnehmen, um ihn gleichfalls zu küssen (denn damals fuhren die Damen, entweder aus Sittsamkeit oder um ihre schöne Haut zu schonen, nur maskirt aus). Die Höflinge waren nicht wenig erstaunt über diesen Empfang; noch mehr, als d'Aubigné die schöne Gabriele in ihre Zimmer führte, wohin Niemand folgen durfte als ihre Schwester, Juliette. Dort spazirte d'Aubigné zwischen dem König und Gabrielen länger als zwei Stunden auf und nieder, sprach mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, und nahm dadurch die Maitresse dergestalt ein, daß sie dem Könige anlag, ihm sogar die großen Entwürfe zu vertrauen, die er für die Erhebung ihres Kindes gemacht hatte. Heinrich ließ den kleinen Cesar (nachmaligen Herzog von Vendome) ganz nackend herbringen, legte ihn seinem alten, treuen Diener auf die Arme und sagte: »Sobald der Junge drei Jahre alt ist, sollst du ihn nach Xaintonge führen und unter den Hugenotten erziehen lassen, damit sie ihm geneigt werden.« — So wenig war Heinrich im Stande, Groll zu hegen.

Von solchen interessanten Zügen wimmelt dies selten gewordene Büchlein. Ich füge nur noch ein Gespräch zwischen d'Aubigné und dem Besten der Könige hinzu. Erste-

rer, dem die Höflinge unaufhörlich Fallstricke legten, glaubte sich nicht mehr sicher in Poitou, wo er, durch den Tod des Herzogs de la Trimouille, den einzigen Beschützer, dem er vertraute, verloren hatte, denn die übrigen Häupter der Hugenotten hatten sich durch Pensionen bestechen lassen. Er stand im Begriff, aus dem Lande zu fliehen, als eigenhändige Briefe des Königs ihn nach Hofe luden. Er gehorchte. Heinrich übergab ihm die Aufsicht über die Turniere, welche damals veranstaltet wurden, und sprach länger als zwei Monate kein Wort von dem, was er gegen ihn auf dem Herzen hatte. Endlich eines Tages auf der Jagd hub er an: »d'Aubigné, ich habe noch nicht von den Religionsversammlungen mit dir geredet, denen du beiwohnst, und wo du durch deinen Eifer Alles verderben kannst. Ich weiß, du meinst es ehrlich.«

»Sire,« antwortete der Unerschrockene, »man hat mich zum Deputirten dabei erwählt, ohne mein Zuthun, während viele Andere nach dieser Ehre griffen. Ich wußte recht gut, daß die vornehmsten Hugenotten an Ew. Majestät verkauft waren. Habe ich Ihr Mißfallen dadurch erregt, so will ich doch lieber sterben oder das Reich meiden, als Ihre Gnade durch Verrath meiner Brüder erkaufen. Allein es geschehe was da wolle, so werde ich doch stets Gott bitten, daß er Sie segne und erhalte.«

Da umarmte ihn der König gerührt, sagte, er vertraue ihm mehr als allen Zweizünglern und ritt fort. D'Aubigné folgte ihm schnell und rief bewegt: »Sire! ich sehe Ihr altes Gesicht wieder, und das macht mich so

kühn, auch meine alte Freimüthigkeit wieder anzunehmen. Knüpfen Sie Ihr Wamms auf, lassen Sie mich Ihr Herz sehen, sagen Sie mir, warum Sie auf mich gezürnt?" —

Heinrich erblaßte, wie er pflegte, wenn er sehr bewegt war: „Du wußtest," antwortete er, »daß ich Trimouille haßte, und doch fuhrst du fort, ihm Anhänglichkeit zu beweisen."

„Sire," erwiederte d'Aubigné, »ich bin zu Ihren Füßen erzogen worden, und habe da früh gelernt, Freunde in der Noth nicht zu verlassen." — Heinrich umarmte ihn noch einmal herzlich und sagte: »Geh, geh, ich liebe dich." — Meine Kinder! ruft d'Aubigné bei dieser Stelle aus (denn seine ganze Lebensbeschreibung ist an seine Kinder gerichtet), wahrlich! Frankreich hat einen seiner größten Könige verloren! er war nicht fehlerfrei, aber er besaß dagegen die erhabensten Tugenden.

Ein Schreiben des Kardinal Granvella.

Dieses merkwürdige Schreiben eines merkwürdigen Mannes befindet sich im zweiten Bande der Memoiren der Brüsseler Akademie; es ist gerichtet an einen gewissen Belin, der in dem Kriminalprozeß der Grafen Egmont und Horn das Amt eines Fiskal verwaltete. Belin war ein ehrlicher Mann, bekleidete schon früher dasselbe Amt zu Aumont in Burgund. Der schlaue Granvella, aus dem Leben Karl des V. zur Genüge bekannt, schickte ihn in die

Niederlande, ein neues Werkzeug der Tirannei des Herzogs von Alba. Es scheint, der Herr Kardinal habe zwar Belin's Verdienste, aber nicht dessen Redlichkeit gekannt. Der neue Fiskal war nicht so gefällig, als man gehofft hatte; er durchschaute die Intriguen der Spanier, welche alle Flammänder aus Alba's blutdürstigen Rath zu verdrängen strebten; er rügte laut die Unregelmäßigkeit der Procedur gegen die angeklagten Grafen, und als seine Stimme nicht durchdrang, klagte er es dem Kardinal, der in mehreren Briefen ihn zur Geduld ermahnte, und endlich den folgenden schrieb, welcher die vortrefflichsten und abscheulichsten Lehren für einen Menschen enthält, der, es koste was es wolle, emporklimmen will. Keine mir bekannte Schilderung dieses vollendeten höfischen Staatsmannes stellt seinen Charakter so ganz in der Blösse dar, als dessen eigene Feder in diesem Briefe.

»Rom, den 23. Dezember 1567. Mit Verdruß habe ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehen, daß Sie sich mit den dortigen Staatsbeamten, und sogar mit solchen Spaniern nicht vertragen können, die der Herzog von Alba liebt, sie mögen es nun verdienen oder nicht. Sie würden wohl thun, Leuten zu folgen, die den Hof besser verstehen. Haben Sie schon vergessen, was ich Ihnen zu Besançon in meinem Zimmer sagte: Beleidigungen und Pillen muß man verschlucken, ohne sie zu kauen, so schmeckt man das Bittere nicht.«

»Wie oft habe ich nicht den Prinzen von Oranien vom

hochseligen Kaiser rühmen hören, weil er jeden Auftrag, groß oder klein, willig übernahm, und weil man ihn zu Allem brauchen konnte. Das lieben die Fürsten und es ist der sicherste und kürzeste Weg, bei Hofe empor zu kommen.”

»Ich habe Sie zu Ihrem jetzigen Posten empfohlen, hoffend, Sie würden ohne Leidenschaft Ihr Amt verwalten, und sich dadurch den Weg zu Beförderungen bahnen. Wenn Sie aber zu empfindlich sind, in Launen sich nicht zu schmiegen verstehen, nichts leiden wollen, sich verhaßt machen, so rufe ich mit dem Propheten aus: Quod in me fuit hoc praestiti tibi. Sie sprechen von vier Köpfen unter einem Hute? wozu soll das? — Sie führen Gesetze an? werden Sie, mit sammt Ihren Gesetzen mehr Einfluß als die Spanier auf den Herzog haben? — Man begehrt Ihrer dort nicht, um sich Steine in den Weg werfen zu lassen. Sie sagen, Sie wollen Ihren Abschied fordern? — Wenn Sie das thun, so wird man Ihnen den Abschied geben, und wird sprechen: die Burgunder sind Hitzköpfe, mit denen sich Niemand vertragen kann. Sie haben Verdienste? desto schlimmer in diesem Falle, denn der Neid klemmt sich stets an das Verdienst. Den Neid muß man still tragen und sanftmüthig fortarbeiten. Ich bitte Sie um's Himmelswillen, thun Sie, was man von Ihnen verlangt, und wie man es verlangt. Stelle man Sie, wohin man wolle, Ihr Platz wird doch immer besser sein, als den Sie in Burgund einnahmen, folglich dienen Sie nach dem Geschmack des Herzogs.”

»Wer empor steigen will, muß leiden, besonders im Anfang, und darf nicht so kleinmüthig gewissenhaft sein. Wären Sie an meiner Stelle gewesen, als ich in Flandern täglich hören mußte, man werde mit Dolchen auf mich lauern, Sie wären vor Angst gestorben. Ich muß sogar hier noch auf meiner Hut sein. Wer hinauf will, muß für seine Haut nicht fürchten.«

»Sie sprechen von dem, was man in Deutschland gegen die Procedur sagen und schreiben wird? Lieber Himmel, lesen Sie doch, was man Alles in Flandern und Deutschland, bei Gelegenheit der Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen gegen mich geschrieben hat; ich habe das Alles verschluckt wie Milch. Papier ist kein Dolch. Machen Sie es auch so. Befassen Sie sich nicht damit, fremde Handlungen zu kontrolliren. Sie sind ein Neuling; merket man dergleichen, so wird man sich Ihrer entledigen, und die Welt wird sagen: man hat recht gethan. Das Censoramt ist ein gefährliches Amt, das überlassen Sie andern, die schon sprechen werden, wenn sie dürfen. Thun Sie was man Ihnen heißt, und bekümmern sich übrigens um nichts.«

»Sie erzählen mir von meinen Feinden? dadurch thun Sie mir gar keinen Gefallen. Mein Grundsatz war beständig, keinen Menschen auf der Welt für meinen Feind zu halten. Ich bitte Sie inständigst, mischen Sie mich nie mehr darein, erwähnen Sie meiner weder im Bösen noch im Guten, thun Sie als ob

Sie mich gar nicht kennten; Sie werden sonst mir und sich selbst schaden, und wenn man Sie verabschiedet nach Burgund zurück sendet, so werden Ihre Neider lachen und Sie sind entehrt. (!) — Sie sagen, man werde mir die Pforte verschließen. Wissen Sie denn, wornach ich trachte? Ich weiß Alles und sehe weiter. Ich bin zufrieden, wenn mein Herr zufrieden mit mir ist. Ich bin weder Flammänder noch Italiener, ich bin was man will, und weder mehr noch weniger als man will. Versuchen Sie es daher nicht noch einmal, mich hetzen zu wollen, ich weiß längst, daß dabei nichts herauskommt. — Ich empfehle mich in Ihr Andenken und bitte den Allmächtigen, daß er Ihre Wünsche erfülle."

Lehren einer Großmutter an ihre Enkelin.

In verflossenen Jahrhunderten geschah es bisweilen, daß die Großen der Erde, Fürsten und Fürstinnen, ihre Grundsätze und Erfahrungen selbst aufzeichneten, zum Nutzen für ihre Kinder und Enkel. Heut zu Tage, wo die Erfahrungen zu nichts auf der Welt nutzen, und alle Grundsätze, wie Unkraut, durch das Schwert oder durch den Egoismus entwurzelt werden, hütet man sich wohl, dergleichen überflüssige Dinge zu unternehmen. Die Lehren, von welchen hier die Rede ist, ertheilte einst die Herzogin von Liancour ihrer Enkelin, der Mademoiselle de la Roche-Guyon. 1698, achtzig Jahre nach dem Tode der guten

alten Dame, wurden sie gedruckt, und vor etwa dreißig Jahren zum zweiten Mal aufgelegt. Die Verfasserin selbst war in ihrer Jugend durch Kreuz und Leiden zu einem Tugendmuster gebildet worden. Als Gattin eines jungen ausschweifenden Mannes gelang es ihr, nach achtzehn in Kummer verlebten Jahren durch Geduld und Sanftmuth ihn wieder an sich zu fesseln. Er zog mit ihr auf das Land, wo sein Haus eine Wohnung des stillen Glücks, und eine Freistatt für jeden vom Aberglauben verfolgten Weisen wurde. Freilich bestrafte ihn sein Pfarrer durch Verweigerung der Absolution, unter dem Vorwand, daß er die fünf Sätze des Jansenius nicht glaube; es scheint aber nicht, daß dieser geistliche Donner das häusliche Glück des fürstlichen Paares im geringsten erschüttert habe.

Die Herzogin hatte nur einen Sohn, der jung starb und eine einzige Tochter hinterließ, für welche die wackere Großmutter die Feder ergriff. »Man überredete mich,“ so hub sie an, „daß Lehren aus meinem Munde, wenn gleich ungekünstelt vorgetragen, einen stärkern Eindruck als fremde Worte und Schriften auf meine geliebte Enkelin machen werden. Ich gebe dieser angenehmen Vorstellung nach und zeichne für dich auf, was Erfahrung mich selbst gelehrt.»

Wenn jede verständige Mutter dieses Beispiel nachahmte, so würden unsere Töchter den ganzen Schwall von Erziehungsschriften entbehren können. Der Unterricht der Herzogin ist in neunzehn Kapitel getheilt. Im ersten

spricht sie vom Gebrauch der Zeit, die damals noch als etwas kostbares betrachtet wurde. Die folgenden handeln von Vergnügen und Ruhe; vom wahren Glück; von den Pfichten einer Gattin; vom Umgang mit der Welt, wo freilich Grundsätze vorkommen, die mit den heutigen seltsam kontrastiren. »Dulde keine Besuche von Männern,« sagt sie, deren Alter oder Lebensart deinem Rufe schaden könnte. Finden sich solche bei dir ein, wenn du allein bist, so laß ohne Umstände deinen Wagen anspannen, sprich, du habest Geschäfte und laß sie stehen. Es hat nichts zu bedeuten, wenn sie auch merken, warum du so handelst; es ist genug, daß du ihnen nichts davon sagst.«

Eine andere ihrer goldenen Lehren lautet so: »Dränge dich nicht aus Eitelkeit zu den großen Fürstinnen; theils würdest du blos Neid erregen, theils würde es dir schwer werden, ihnen zu widersprechen, wenn sie etwas Böses vorhaben. Es könnte sich treffen, daß dein Gemahl zu der einen Hofpartei und du selbst zu der andern gehörtest. Es würde dir beschwerlich sein, sie überall zu begleiten; sie hingegen würden für Schuldigkeit halten, was du hundertmal gethan, und dich hassen, wenn du es ein einzigesmal unterließest.«

Auch über die Erziehung sagt sie viel Gutes, besonders in Rücksicht auf ihren Stand. »Präge den Erziehern deiner Kinder wohl ein, daß sie ihnen nicht in den Kopf setzen, das Eine sei bestimmt Abbé, das Andere Chevalier zu werden u. s. w. Verständig und tugendhaft laß sie erzie-

hen, denn das ist gut in allen Ständen. Das Uebrige überlasse ihrer Neigung und dem Schicksal."

Auch Lehren der Wirthschaftlichkeit hat die gute Großmutter, trotz ihres hohen Ranges, nicht vergessen, und es wäre zu wünschen, daß jede Dame von Stande auch in dieser Hinsicht das zweihundertjährige Büchlein studiren möchte. Die letzte Auflage desselben ist noch mit einer andern kleinen, merkwürdigen Schrift vermehrt worden, betitelt: Die Pflichten der Großen, deren Verfasser der Prinz von Conty ist. Was er darüber sagt, wäre freilich in dem Munde eines Philosophen nur unbedeutend, aber in dem Munde eines Prinzen gewinnt ein Grundsatz wie der folgende neues Interesse: „Nicht um ihrer selbst willen sind die Großen der Erde durch Macht und Ansehen ausgezeichnet, sondern allein zum Heil des Volkes." — Sein Testament wird in unsern Tagen freilich belächelt werden. Er macht sich darin bittere Vorwürfe, daß er in seiner Jugend einen Krieg geführt, durch welchen Tausende unglücklich geworden. Er erzählt, daß er entschlossen gewesen, alle seine Güter zu verkaufen, um den zugefügten Schaden zu ersetzen, daß aber die Prälaten und Schriftgelehrten ihm solches untersagt, weil er seinem Stande gemäß leben müsse. Indessen habe er sich doch so viel möglich eingeschränkt, und jährlich ein ansehnliches Ersparniß zu diesem löblichen Zweck verwendet. Darauf macht er es seinen Erben zur Pflicht, ein Gleiches zu thun, ja, er verordnet ausdrücklich, daß, wenn seine Kinder vielleicht andere Güter erwerben würden, sie die von ihm geerbten so-

gleich verkaufen, und nach einer von ihm selbst entworfenen Liste vertheilen sollen. — Man muß bekennen, daß solch ein Glaube jetzt weder in noch außer Israel gefunden wird.

Sie und Du.

Ein junger Ehemann mußte verreisen bald nach den Flitterwochen. Natürlich schrieb er schon von der ersten Station einen sehr zärtlichen Brief an seine schöne junge Frau, ob er gleich noch immer nicht wagte sie zu dutzen. Unter Andern hatte er ihr die Frage vorgelegt: ob sie auch ganz glücklich sei? oder ob etwas an ihm ihr mißfalle? Gern — so betheuerte er — wolle er sich alle Mühe geben, abzulegen, was die reinste Liebe auch nur einen Augenblick stören könne. Hierauf erhielt er folgende Antwort:

»Nein, lieber Karl, ich bin ganz glücklich, ganz zufrieden, bis auf eine Kleinigkeit. — Und die wäre? — Ich hasse das kalte Sie. Dir habe ich keine Vorwürfe zu machen, aber Ihnen. Muß die Liebe ihre Sprache von der Förmlichkeit entlehnen? — Amor ist unter den Griechen geboren, die ihm alle entgegen riefen: sei du willkommen! — Der holde Knabe erschrickt, so oft er mit Sie angeredet wird, denn er bildet sich ein, es sei von mehreren Personen die Rede, und wird eifersüchtig. Du friert, wenn Sie ihm zu nahe kommt, und schlüpft schnell in den Mund eines Liebenden, um sich wieder zu erwärmen. Ja,

wenn Sie an das Herz klopft, so macht Du ihm nicht eher auf, bis es Brüderschaft mit ihm getrunken hat. Auch das Vertrauen ladet Sie vergebens bei sich ein. Das Vertrauen ist an den Umgang mit Du verwöhnt und verstummt in der vornehmen Gesellschaft. Wenn die Zärtlichkeit ein Herz überwältigt, so ist Du das Erste, was daraus hervorschlüpft; Sie wird exilirt, Assembleen sind sein Verbannungsort. — Werden Sie bald zurückkommen? ich wünsche bloß dich wieder zu sehen. — Ich bin Ihre glückliche Gattin, doch lieber wär ich noch

dein glückliches Weib.

Antwort.

Ich fühle, daß Sie Recht haben, und eile es dir zu sagen. Doch wäre es undankbar von uns Beiden, wenn wir dem Sie mit schnöden Worten seinen Laufpaß gäben; es hat wenigstens verdient freundlich entlassen zu werden; denn es gab eine Zeit, wo Sie mich bei Ihnen einführte, und ob ich gleich im Stillen vom ersten Augenblick an dich anbetete, so durfte ich es doch Ihnen nicht bekennen. Du herrschtest inkognito in meinem Herzen; nur was die Lippen sprachen, hörten Sie.

Ja, Sie hat das schöne Glück erworben, welches du mir gewährst, darum bleibe ich ihm stets gewogen. Weil es aber bei dir in Ungnade gefallen, so soll es auch auf ewig aus Ihrer Gegenwart verbannt sein. Ohnehin hatte schon längst mein Herz mir zugeflüstert, daß ich blos nach dir mich sehnte; die Gewohnheit allein war Schuld, daß ich in meinem letzten Briefe diese Sehnsucht Ihnen schil-

derte. Nun ist aber fest beschlossen, daß ich an Sie zum letzten Male schrieb, und überhaupt nie zu Ihnen zurückkehren werde. In deine Arme fliegt

dein treuer Gatte.

Voltaire's Portrait.

(Von dem Marquis von Charost, der 1734 in Deutschland getödtet wurde.)

Voltaire ist von etwas mehr als mittlerer Größe, ein Wuchs, der ausgezeichneten Männern eigen zu sein scheint. Er ist mager, vertrocknet, hat eine verbrannte Galle, ein entfleischtes Gesicht, geistreiche, höhnische Züge, ein funkelndes, boshaftes Auge. Alles Feuer seiner Schriften belebt auch seinen Körper. Er ist lebhaft, quecksilbrig, kommt und geht, rennt hin und her; man wird verdutzt, wenn man ihm lange zusieht. Natürlich muß ein solcher Mensch kränklich sein. Er ist fröhlich aus Temperament, ernst um der Diät willen, offen ohne Zutraulichkeit, politisch ohne Feinheit, gesellig ohne Freunde; er kennt die Welt und vergißt ihrer. Des Morgens spielt er den Aristipp, Abends den Diogenes. Er liebt das Vornehme und verachtet die Vornehmen, geht ungezwungen mit ihnen um, ist aber verlegen unter seines Gleichen, Anfangs höflich, dann kalt, am Ende unerträglich. Er liebt den Hof und hat Langeweile bei Hofe. Empfindsam ohne Anhänglichkeit, wollüstig ohne Leidenschaft, bindet seine Wahl ihn an nichts, seine Unbe-

ständigkeit an alles. Da er vernünftig ist ohne Grundsätze, so schweift seine Vernunft oft eben so sehr aus als Anderer Thorheit. Mit einem ungeregelten Geiste, einem ungerechten Herzen, durchdringt er Alles und macht sich über Alles lustig. Er versteht auch zu moralisiren ohne eigene Moral. Seine Eitelkeit wird nur von seinem Eigennutz übertroffen. Er schreibt weniger für den Ruhm als für Gold. Nach Gold hungert und durstet er. Für den Genuß scheint er geschaffen, und doch will er sammeln, Schätze häufen. Zum Dichter geboren werden die Verse ihm allzu leicht. Er mißbraucht diese Leichtigkeit, daher er fast nichts Vollendetes liefert. Die Geschichte würde, nach der Dichtkunst, sein Fach sein, wenn er weniger Betrachtungen einwebte und nie Parallelen zöge, ob sie ihm gleich bisweilen gelingen. — Man sagt, ein großer Schriftsteller müsse weder Religion noch Vaterland besitzen; Voltaire thut alles Mögliche, um diese Vollkommenheit zu erreichen. Seiner Nation ist er eben nicht sehr zugethan; er lobt gern die Vergangenheit und schmollt mit der Gegenwart; ist stets unzufrieden mit seinem Aufenthalt, und rühmt hingegen ein Land, das tausend Meilen weit von ihm liegt. Er besitzt viel Belesenheit in französischen und ausländischen Werken, und jene oberflächliche Gelehrsamkeit, die jetzt Mode ist. Politiker, Physiker, Geometer, er ist alles was man will, doch keines gründlich. Indessen gehört allerdings ein sehr umfassender Geist dazu, um gleich ihm von Allem das Pikante abzuschöpfen. Sein Geschmack ist fein, aber unsicher. Er ist ein witziger Satyriker, aber ein schlechter Kritikus. Nie

hält er die Mittelstraße, bald liebt, bald schmäht er die ganze Welt. Kurz, er will um jeden Preis ein außerordentlicher Mann scheinen. —

Beim Anblick dieses Portraits möchte man hinzufügen: der Herr Marquis hat um jeden Preis ein außerordentlicher Maler sein wollen. Mich dünkt, es gibt nur wenige Menschen, die im Stande sind, Voltaire zu beurtheilen, und diese wenigen müssen ihm selbst nahe stehen. Voltaire besaß, um mit Gall zu reden, eine solche Menge ausgebildeter, geübter Organe, daß derjenige, der mit seinem halben Dutzend Organen ein Urtheil über ihn sprechen will, der *Auster* gleicht, die über den *Menschen* raisonnirt. Er war eitel? — gleich viel. Die Familien Calas und Sirven segneten diese *thätige* Eitelkeit, indessen rings um sie her die *reine Menschenliebe unthätig* blieb. — Er war eigennützig? — schwerlich. Allein Erfahrung belehrte ihn, daß man ohne Geld weder geehrt noch unabhängig in der Welt leben kann. Seine Gelehrsamkeit war oberflächlich? — das heißt: sie war nicht pedantisch, sie prangte nicht mit Citaten, sie war *lesbar*. Ein einziger Bogen von *ihm* geschrieben, hat mehr *Kenntnisse* verbreitet und mehr *Gedanken* erzeugt, als mancher Foliant seiner Zeitgenossen.

Urtheil eines Engländers über das französische und englische Theater.

Als 1762 der Herzog von Bedford Gesandter in Paris war, befand sich auch Robert Talbot, ein Freund Garrik's, in seinem Gefolge. Dieser Talbot ist der Verfasser des folgenden, an Garrik gerichteten Briefes, der sich in einer seltenen, 1768 zu Amsterdam gedruckten Sammlung befindet. Er hebt mit dem Bedauern an, daß Garrik's Bemühungen, Parlaments-Glied zu werden, mißlungen. »Gewiß,« ruft Talbot aus, »würde jeder gute Bürger Sie eben so gern auf Ihrem Sitz in Westminster, als auf dem Theater in Drurylane erblickt haben; denn in England weiß man den Mann von seinem Stande zu scheiden; hier in Frankreich nicht. Eine solche Geistes-Operation ist zu tief und schwer für die oberflächlichen Franzosen. Der berühmte Voltaire, der jetzige Modemann (der bisweilen witzig auf Kosten seines Verstandes ist), würde seine helltönendste Trompete an den Mund gesetzt, und gleich dem Bruder Lourdis (in der pucelle) gerufen haben: Franzosen! erröthet vor Scham! seht, der aufgeklärte Engländer zählt Einen jener Männer zu seinen Gesetzgebern, welchen ihr ein ehrliches Begräbniß versagt.«

»Man würde ihm geglaubt haben, so wie man ihm glaubte, als er seine Landsleute versicherte, wir hätten Addison und Prior, aus Dankbarkeit für ihre schönen Verse, zu Staatswürden erhoben. Seine allerchristliche Majestät

würden mit Bittschriften bestürmt worden sein, den Schauspielern die Kirchen zu öffnen u. s. w. Ich scherze nicht, denn hier interessirt man sich eben so heiß für die Prinzen und Prinzessinnen hinter den Coulissen, als bei uns für die Ministerial- oder Oppositions-Partei. — Ja, bei uns, wo eine unzählige Menge Volk aus allen Ständen das Theater besucht, glaubt man dasselbe zum Vergnügen, zur Erholung bestimmt, und die Vernünftigen sind zufrieden, wenn es diesen Zweck erfüllt, ohne den guten Sitten nachtheilig zu werden. In Frankreich hingegen, wo das Theater blos der Sammelplatz einer Hand voll müssiger, und fast immer derselben Menschen ist, da fordert man, daß es eine Schule der guten Sitten und der Tugend für die Nation sei, daß sie dort große, patriotische Gesinnungen oder liebenswürdige Eigenschaften für die Gesellschaft lernen und schöpfen soll. Sie werden mich fragen: wer denn solche Forderungen aufzustellen wagt? — Eine kleine Partei, wenn man sie zählt, aber eine große, wenn man sie wiegt, denn die Schriftsteller von Profession stehen an ihrer Spitze. Diese Herren sind in verschiedene kleine Haufen vertheilt, deren jeder sich für das Publikum hält, und mit dem ihm eigenen, imponirenden Tone sich dafür gibt. Sie finden Nachbeter, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, wo die Akademien jetzt so zahlreich werden, als vormals die frommen Brüderschaften.»

»Die guten Engländer hingegen verhehlen dem achtungswürdigen Garrik nicht, daß sie ihn lieben, ohne eben einen Stand hochzuschätzen, dem er in seiner Jugend aus

Leichtsinn sich widmete, und dem er, im reifern Alter, aus Nothwendigkeit treu bleibt. Dem klugen Garrik schmeichelt es um so mehr, daß es ihm gelungen, durch persönliches Verdienst ein ungünstiges Vorurtheil zu besiegen, und einem Stande Ehre zu machen, der keinesweges einem mittelmäßigen Menschen Ehre bringt.«

»Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit des Churfürsten von der Pfalz, eines Fürsten, der englischen Scharfsinn mit deutscher Redlichkeit und französischer Geschliffenheit verbindet. Ich habe oft gesehen, daß er einen elenden Frankfurter Juden, einen Briefträger, auf sein Lustschloß berief, um einige Wochen lang Schach mit ihm zu spielen, worin der Jude Meister war. Den Schachspieler schätzte der Fürst, von dem Juden und Briefträger nahm er weiter keine Notiz. So muß man das Talent vom Stande, den Stand wiederum vom Charakter trennen. Hier aber fordert man, daß alle Eigenschaften, alle Tugenden mit dem Talent sich vereinigen solleu; da hingegen der große Haufe seinem Vorurtheil gegen den Stand getreu bleibt, und gar keine Tugenden bei dem Talent erblickt oder sucht.«

»Ein würdiger Marquis sagte mir neulich, unsere Bühne sei blos für den Pöbel; unsere Lustspiele wären unsittlich, unsere Trauerspiele auf die lächerlichste Weise mit Politik, Moral, Satire und Bouffonerien durchspickt. Ich antwortete ihm gelassen: in London, wie einst in Athen, ist das Theater für alle Volksklassen; es wird vom Pair des Reichs wie vom Handwerker besucht; fünf bis sechs-

tausend Zuschauer werden täglich von so vielen tausend andern abgelöst. In Paris will man im Schauspiel sich unterrichten, in London zerstreuen und vergnügen. Der größte Theil der Zuhörer würde einschlafen, wenn er nicht stark gerüttelt würde. Darum schweifen unsere Dichter und Schauspieler bisweilen über die Grenzen der Natur. Ihr Theater, fuhr ich fort, ist mangelhafter als das unserige, ohne jedoch, wie wir, mit guten Gründen sich entschuldigen zu können. Ihr Theater ist blos für den Hof und für die vornehmen Volksklassen. Unter vierzehn bis fünfzehnhundert Zuschauern zählt es höchstens zweihundert Fremde, und vier bis fünfhundert Freudenmädchen. Der eigentliche Stamm ihres Publikums besteht aus acht bis neunhundert Personen, die, aus Geschmack oder Gewohnheit, täglich wieder kommen; die ein älteres Stück gelesen und wieder gelesen haben, ein neueres schon nach den ersten Vorstellungen fast auswendig wissen; gebildete, gesittete Leute, die besonders auf Styl, Gedanken, Situationen, Verwebung und Entwicklung achten. Man gebe uns in London ein solches Publikum, und alsobald werden wir zierlich geregelt erscheinen; unsere Dichter werden von Shakespeare nur noch die Kraft nachahmen (wenn die sich anders nachahmen läßt), werden nicht mehr in Lustspielen Thränen hervorlocken und in Trauerspielen durch Gespenster erschrecken wollen u. s. w.« »Der Herr Marquis meinte; die französischen Schauspieldichter wolle er mir gleichfalls Preis geben; auf die komme es auch gar nicht an, sondern allein auf die Schauspieler, die in Paris besser

wären als in der ganzen Welt. Habe der Dichter für Einen oder ein Paar der Ersten Rollen geschrieben, so könne er sich darauf verlassen, daß sein Stück zwanzig Vorstellungen erleben werde. Dem Dichter sei blos die Wahl des Gegenstandes und allenfalls der Umriß zuzuschreiben; die Farben hingegen, der Ausdruck, die Stellungen, kurz alle Einzelheiten kämen auf Rechnung des Schauspielers.»

»Ich möchte vielmehr, erwiederte ich, den Schauspieler mit dem Komponisten vergleichen, der zu des Dichters Worten eine gute Musik verfertigt. — Dies Beispiel rief er aus, spricht für meine Behauptung. Die Oper ist erst zur Vollkommenheit gediehen, seit man auf die Worte gar nicht mehr achtet. — Freilich, sagte ich lachend, wenn es wahr ist, daß Einer Ihrer berühmten Komponisten sich vermessen hat, eine Zeitung in Musik zu setzen. — Der Mann hat Recht, so redete der Marquis, er ist ein echter Künstler. Ich habe in Wien mehreren Vorstellungen des Titus von Metastasio beigewohnt, und zwar mit dem größten Vergnügen, ohne ein Wort von den Versen zu verstehen, die so schön sein sollen. Wozu alle die prächtigen Tiraden? diese Tugendkrämerei? die ist nur für's Volk, nicht für unser Einen. Von erhabener Tugend gerührt scheinen, heißt das nicht bekennen, daß man einer solchen Handlung sich selbst unfähig halte? über ein großes Verbrechen erstaunen, heißt das nicht bekennen, daß man die Menschen nicht studirt hat? — Weg damit! ich beurkunde meinen Geschmack, indem ich den Schauspieler kritisire, den Dichter überlasse ich den Rezensenten.»

»Mit diesen Worten hüpfte der Herr Marquis zur Thür hinaus. Richten Sie, lieber Garrik, zwischen mir und ihm.« — Wie manches aus diesem, vor einem halben Jahrhundert geschriebenen Briefe noch jetzt anwendbar, und nicht blos für die französische oder englische Bühne geltend ist, das wird der Leser ohne meine Erinnerung finden.

Die Neutralen.

Es wird heut zu Tage so viel über Neutralität, deren Rechte und Befugnisse geschwatzt, daß ich für gut halte — nicht etwa mit zu schwatzen (dafür soll mich der Himmel bewahren!) — sondern nur auf ein vergessenes Buch aufmerksam zu machen, betitelt: De doveri de' principi neutrali verso i principi guerragianti etc. (Von den Pflichten der neutralen Fürsten gegen die kriegführenden und umgekehrt.) Ein Neapolitaner, Namens Galliani, hat es geschrieben, und sich auch schon vorher durch einen Traktat über die Münze und über den Getreidehandel bekannt gemacht. Außer Hübner (der 1759 ein Werk über das Anhalten neutraler Schiffe heraus gab, hatte, vor Galliani, noch kein Publizist diese Materie gründlich erörtert. Ich werde mich auf keine Zergliederung seines Buches einlassen (denn das Zergliedern gebührt jetzt nur dem Schwerte, nicht der Feder), sondern blos anzeigen, daß die Pflichten der Neutralen den größten Theil

des Buches einnehmen, die der kriegführenden Mächte hingegen auf zwanzig Seiten abgefertigt werden. Das Ganze besteht aus zwölf interessanten Kapiteln. Das dritte erörtert die Frage: ob es einem Fürsten erlaubt sei, neutral zu bleiben? und in welchen Fällen? — Das sechste handelt von den eigentlichen Pflichten der Neutralen. Das siebente von dem Durchmarsch der Armeen durch neutrales Gebiet. Das achte von den Rechten der Neutralen. (Damals nämlich hatten sie Rechte.) Das neunte vom Handel und der Kontrebande. Das zehnte von dem jetzigen (nämlich damaligen) herkömmlichen Verfahren auf dem Meere. Das eilfte von den Staatsgründen, welche kriegführende Mächte gegen Neutrale beherzigen sollten u. s. w. Ein Rezensent jener Zeit bemerkt: Das Buch sei mit derjenigen Freimüthigkeit geschrieben, welche man an großen Genies nicht blos dulden, sondern auch bewundern und respektiren müsse. (Siehe die novelle letterarie) was die italienischen Rezensenten jetzt davon sagen, weiß ich nicht.

Die barmherzigen Schwestern.

Wir lesen in den Zeitungen, daß die Mutter des französischen Kaisers einen nicht minder ehrenvollen Titel, nämlich den einer Mutter der Armen und Kranken, zu erwerben sucht. Unter andern hat sie auch die barmherzigen

Schwestern in ihren Schutz genommen, und fürwahr, diese Priesterinnen der Menschheit, deren tägliche Beschäftigung darin besteht, für Andere mit dem Tode zu ringen, sind bewundernswürdiger als der Held, der eine Batterie erstürmt. Ihre bescheidenen Annalen, die Niemand liest, enthalten die rührendsten Züge von Hingebung, von Heldenmuth, mit dem sie allen Gefahren trotzten, und — unberühmt unterlagen. Eine schreckliche Seuche verheerte Frankreich im Jahre 1348, eine Geschwulst unter der Achsel raffte die Kranken in zwei Tagen hin. Paris wurde entvölkert. Im großen Hospital (Hotel dieu) starben täglich mehr als fünf hundert Menschen. Nie erfüllten die barmherzigen Schwestern ihr schönes Gelübde mit wärmern Eifer. Zweimal wurden sie selbst Alle ein Opfer ihrer thätigen Menschenliebe; zweimal traten andere mit demselben Muthe an ihre Stelle. Wenn neue Krieger in einer Schlacht sich zweimal an die Plätze der Gefallenen drängen, so stößt die Fama in ihre Posaune und verkündet es noch der späten Nachwelt, indessen kaum Einmal in einer Gedächtniß-Predigt jenes größern weiblichen Heldenmuthes erwähnt wird, der unter dem Geläute der Todtenglocken sich weit erhabener zeigt, als die Tapferkeit des Kriegers unter dem Donner der Kanonen. Dieser darf sich nur auf wenige Stunden zum Kampf ermuthigen, und nicht selten verdankt er den Sieg der Branntweinsflasche; jene Frauen müssen in jeder Stunde ihres Lebens dem Tode nüchtern entgegen treten; dieser hofft den Frieden, mit ihm Genuß und Ruhe zu erkämpfen; jene dürfen, nach hundert

erfochtenen Siegen, doch nur im Grabe Ruhe, und jenseits des Grabes Lohn hoffen. Dieser mordet im Dienst der Ehr- und Habsucht, Jene, im Dienst der Menschheit, schenken neues Leben. Wem gebührt der Kranz?

Die Decenz der Türken.

Ein deutscher Arzt schreibt aus Smyrna: Die Gemahlin eines vornehmen Türken hat ein schleichendes Fieber, ihre Ohrendrüsen sind sehr geschwollen, und, auf mein Befragen erfuhr ich auch von ihr selbst, daß die Achseldrüsen sich in gleichem Zustande befänden. Die Ohrendrüsen habe ich selbst untersucht, und dennoch ihr Gesicht nicht gesehen. Der Herr Gemahl hatte ihr sogar die Hände dicht in Mousselin gewickelt, so daß ich beim Pulsfühlen ihre Hand nicht berühren konnte. Indessen hatte ich doch den Hals berührt, der wohl eben so viel werth sein mochte als ihre Hände. Ehe man hier zu Lande einem Arzt erlauben würde, gewisse Theile des Körpers zu sehen, ehe würde man das Frauenzimmer sterben lassen, wenn man auch sicher wüßte, der Arzt könne sie heilen. — Die Schwester des Pascha hat eine Fistel, wie man sagt; aber sie muß daran sterben, denn ob sie gleich unverheirathet ist, so leidet doch ihr Bruder nicht, daß ein Arzt ihr zu nahe kommt. Vor einigen Jahren machte sich hier ein Dominikaner durch Charlatanerie berühmt. Er hatte von einer Magd die Krankheit ihrer Dame

sorgfältig erfragt, nun ließ er die sittsame Kranke einen Strick halten, dessen anderes Ende er selbst faßte, dem Stricke gleichsam an den Puls fühlte, und in großer Entfernung alle Symptome der Krankheit erzählte. Das ist ein geschickter Mann! rief der Gemahl der Türkin, und belohnte ihn reichlich.

Der Verfasser dieser Nachrichten erwähnt auch des unter den Türken üblichen Zungen-Abschneidens als Strafe für Verspottung des mahometanischen Glaubens. In den Gebirgen von Kurdestan soll es sehr gewöhnlich sein. Da es heißt, daß diese schöne Gewohnheit auch bald in Europa eingeführt, und jede Zunge, die nicht schmeicheln will, beschnitten werden wird; so mag es dem Leser interessiren, zu erfahren, daß nur diejenige Zunge verstummt, welcher das äußerste Ende abgeschnitten worden. Schneidet man hingegen die ganze Zunge weg, so kann der Operirte zwar weniger schreien, allein reden fast so gut als zuvor, wobei er blos den Mund fast gar nicht aufthut. Daher wird diese letztere Manier für eine Begnadigung des Verbrechers gehalten. In Europa wird man sich wohl hüten, mehr als die Zungen-Spitzen wegzuschneiden.

Wink und Warnung für Geschichtschreiber.

Es gibt eine Geschichte von Lothringen vom Abt Beron, in welcher der Verfasser mit Wahrheit und Bitterkeit klagt, daß die Geschichte öfter Verbrechen als Tugenden verewige.

»Die Einzelnen vergessend,« ruft er aus, »das Volk verachtend, malt sie nur einige Männer des Jahrhunderts, nicht die besten, sondern die berühmtesten. An dem sanften Lichte, welches die Tugend, freilich nur in ihrer Nähe, verbreitet, geht die Geschichte vorüber, um den Schimmer anzustarren, den Ruhm und Ehrgeiz von sich strahlen. Privattugenden übersehend, weil sie unberühmt und ohne Nacheiferung bleiben, schildert sie unaufhörlich nur die glänzenden Verbrechen mit Farben, welche Seelenkleinheit und dumme Bewunderung ihr liefern. Ueber diese Verbrechen streut sie den Weihrauch mit vollen Händen, den sie der Weisheit und dem wahren Glück entzieht. Welche Wuth, Bösewichter und zugleich unsern Jammer zu verewigen! — Der Schatz, den die Geschichte uns überliefern, den sie der Zeit entrücken sollte, ist Tugend, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit. — In ein versiegeltes Grab sollte sie alle die blutdürstigen Helden verschließen, die sie, gleich weheschreienden Gespenstern unter uns wandeln läßt. Tief vergraben sollte sie alle die zerstörenden Keime, die aus den Leichen der durch Verbrechen gemordeten Nationen hervorwachsen. Ja, die Geschichte sollte sich nie anderer Menschen erinnern, als jener guten tugendhaften, welche die Wonne ihres Zeitalters waren, und welchen dankbar beweckte Zeitgenossen die Unsterblichkeit wünschten.« — Ein französischer Recensent fügt hinzu: »Ohne Zweifel würde die Geschichte, nach diesem schönen Plan bearbeitet, unendlich viel mehr Nutzen stiften; allein wer wird ihn befolgen? (Ein Franzose gewiß

nicht.) Immer werden die Menschen, geblendet durch den Glanz solcher Thaten, welche von Kraft zeugen, die Größe in Zerstörung setzen, Raub und Verwüstung mit Beifall krönen (applaudiront aux brigandages et aux devastations), hingegen von friedfertigen Fürsten und Nationen schweigen, die im Stillen ein Glück ohne Schimmer suchen. Arme Menschen! wie leicht seid ihr zu betrügen!"

Ueber Theater.

(Schreiben an Frau von W*.)

Ihr letzter Brief aus Neapel, meine theure Freundin, fordert mich auf, Ihnen zu sagen, ob ich jemals ein prächtigeres Theater gesehen habe, als das von Sanct Carlos? — ich, ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, muß Ihnen freilich mit Nein antworten. Darum dürfen Sie aber nicht glauben, es habe nie ein prächtigeres gegeben. Da Sie sich eben jetzt in einem Lande befinden, in welchem einst die durch Raub übermäßig reich gewordenen Römer herrschten, so kann ich mir nicht versagen, Sie in einige altrömische Theater zu führen, wo der heilige Carlos eine armselige Figur gespielt haben würde.

Im Jahre 694 nach Erbauung Roms, und — um recht gelehrt anzufangen — unter dem Konsulat des Piso und Gebinius, baute der Aedil Scaurus auf seine Kosten ein Theaterwunder für einen einzigen Monat. Es bestand aus drei Stockwerken, das erste von Mar-

mor, das zweite von Kristall, das dritte von vergoldetem Holzwerk. Die Façade war verziert mit drei hundert sechzig der seltensten Marmorsäulen, die untern acht und dreißig Fuß hoch, die übrigen von verhältnißmäßiger Größe. Zwischen diesen Säulen erblickte man drei tausend Statuen von Bronze, und eine unendliche Menge von Gemälden aus Sicyon, wo damals die berühmteste Malerschule blühte. Das sehr reich geschmückte Parterre (oder wie Sie es nennen wollen) konnte achtzig tausend Zuschauer fassen. Mit einem Worte: Alles zusammen genommen, die kostbare Garderobe der Schauspieler mit eingerechnet, war von so ungeheurem Werth, daß Ihnen das folgende Factum unglaublich vorkommen wird. Scaurus nämlich verzierte, nach der Zerstörung dieses Theaters, mit dessen Ueberresten sein Haus zu Rom. Was dann noch übrig blieb (also das Geringste), wurde auf sein Landhaus zu Tusculum gebracht. Dies Landhaus verzehrten die Flammen, und man schätzte den Verlust auf hundert Millionen Sestertien (über drei Millionen Thaler). Nun denken Sie sich, wie viel das ganze Theater gekostet haben mochte.

Scaurus fand freilich wenige Nachahmer; wer hätte ihn noch überbieten können? — wenn auch hie und da in der Thorheit Mancher ihm gleich kam, so fehlte es doch an der nöthigen Kraft. Das fühlte Curio im Jahre 701, und ergriff, um sich auszuzeichnen, ein anderes Mittel. Sein Gebäude — von dem Sie aber keine deutliche Beschreibung von mir erwarten dürfen — bestand eigentlich aus

zwei Theatern von Holz. Zwei bewegliche Bühnen standen gegen einander gerichtet, und konnten so gedreht werden, daß sie sich vereinigten, und ein Amphitheater bildeten, so daß nunmehr Fechterspiele und Thierkämpfe auf die Schauspiele folgten. Die Römer waren entzückt über diese neue Idee, obgleich, wie man sagt, dieselbe mit einiger Gefahr verbunden war, denn wenn die Bühnen anfingen sich zu drehen, so drehten sich sechzig tausend Zuschauer mit. Ich bekenne, daß ich keinen Begriff von dem Mechanismus habe, durch welchen dies bewirkt wurde, *) und will Ihnen meine, obgleich verbürgte Erzählung auch nicht als einen Glaubenspunkt aufdringen. Plinius, dem ich sie verdanke, macht, ein wenig deklamatorisch, sehr bittere Bemerkungen darüber, daß ein hochweiser römischer Magistrat, und ein ganzes Weltbeherrschendes Volk sich, während Städte verschlungen wurden, gleichsam auf zwei Schiffe setzte, und, im Vertrauen auf eine einzige Walze, dem Schauspiel ruhig zusah.

Auch über die ungeheure Verschwendung des Scaurus donnert Plinius, rechnet sie unter die Hauptquellen der römischen Sittenverderbniß, und zweifelt, ob die Verurtheilungen des Sylla dem Staate mehr Schaden zugefügt. »Drei hundert und sechzig Säulen!« ruft er aus, »in einer Stadt, wo man einem der angesehensten Bürger ein Verbrechen daraus machte, daß er sechs Säulen vom Berge Hymet in seinem Hause aufgestellt hatte.« — Ein

---

*) Graf Caylus hat darüber geschrieben.

Geschichtschreiber fügt dem Bericht des Plinius noch bei: daß ein gewisser Römer, welcher verpflichtet war, die berühmten unterirdischen Abzüge in Rom, Cloaken genannt, stets im brauchbaren Stande zu erhalten, den Scaurus aufforderte, sich zum Ersatz alles Schadens verbindlich zu machen, wenn das Schleppen seiner schweren Säulen über die Straßen, die Gewölbe erschüttern sollte. Aber diese Gewölbe, die seit Tarquin dem Aeltern, also schon fast sieben hundert Jahre, standen, werden auch noch heute, nach einigen tausend Jahren, von den Reisenden als eines der wohlerhaltenen Wunder des alten Roms angestaunt.

Da ich nun einmal die Ungeschliffenheit begangen, in einem Briefe an eine liebenswürdige Dame die Schriften alter Graubärte zu citiren, so kann ich nicht umhin, auch noch eine merkwürdige Stelle des Plutarch zu erwähnen, welche die Wundergeschichte von dem Theater des Curio ein wenig zweifelhaft macht. Plinius hatte es freilich nicht selbst gesehen; er schrieb vom Hörensagen, ungefähr hundert und dreißig Jahre nachher; es wäre also wohl möglich, daß, während dieser Zeit die seltsame Maschine des Curio sich so lange in den Köpfen der Römer herumgedreht hätte, bis ein Wunderding daraus entstand. Diese Muthmaßung unterstützt Plutarch durch folgende Erzählung:

Zugleich mit dem Curio war ein gewisser Favonius Aedil, und also, Kraft seines Amtes, gleichfalls verpflichtet, das römische Volk mit Schauspielen zu unterhalten. Er hatte einen mächtigen Freund, den ehrwürdigen Cato, der ihn dabei zu unterstützen versprach, und sich herabließ,

die Unkosten selbst zu reguliren. Und was bestimmte er? — statt goldner Kronen, welche die Schauspieler und Musiker sonst zu erhalten pflegten, theilte er blos Oelzweige aus, wie bei den olympischen Spielen; und statt der kostbaren Geschenke, welche andere Aedilen gewöhnlich unter die Zuschauer vertheilten, gab er den Griechen nichts als Salat, Rüben, Sellerie, den Römern nichts als etwas Wein, Schweinefleisch, Feigen, Gurken und ein paar Klaftern Holz. Dabei erschien er aber selbst im Theater, und ersetzte durch seine Gegenwart, seinen Beifall, jeden Mangel der Pracht so vollkommen, daß die meisten Zuschauer das herrliche Theater des Curio verließen, und zum Favonius eilten.

Nun ist freilich wahr, daß die Römer eine außerordentliche Ehrfurcht für Cato hegten, aber dennoch scheint fast unglaublich, daß sie einer Bühne sollten entlaufen sein, wo kostbare Geschenke ihrer harrten, um sich von einer andern mit Feigen und Gurken zu begnügen. Ich möchte also eher annehmen, des Plinius Bericht sei übertrieben.

Doch wieder auf Ihr so sehr gerühmtes Theater Sanct Carlos zu kommen, so möchte wohl schon das Theater des Pompejus ihm den Rang streitig gemacht haben. Dieser Held entlehnte den Plan dazu von der Bühne zu Mytilene. Es faßte nur vierzig tausend Menschen, aber es war gleichfalls mit Marmorsäulen, Statuen von Bronze und Gemälden aus Korinth, Athen und Syracus, reich verziert, und er gab ihm noch zwei besondere ganz neue

Vorzüge: der erste, eine Art von Wasserleitung, welche das Wasser im ganzen Gebäude herumführte, die Durstigen erquickte und den Ort erfrischte. Der zweite: er machte Sitze für die Zuschauer, die, bis zu seiner Zeit, immer hatten stehen müßen; eine neue Weichlichkeit, zu welcher er die Römer verleitete, und die ihm von den strengen Alten, unter andern von Tacitus, mißbilligend vorgerückt wird. Er wollte aber auch, wo möglich, sein Werk verewigen. Bis dahin war es üblich gewesen, die Theater nur, gleich unsern Bretterbuden auf Jahrmärkten, für die kurze Zeit zu erbauen, wo darauf gespielt werden sollte. Pompejus hingegen führte seinen Bau von behauenen Steinen fest genug auf, um einer Ewigkeit zu trotzen, und damit es weder dem launischen Volke noch dessen Magistrate jemals einfallen möchte, es zu zerstören, setzte er in dessen Mitte einen prächtigen Tempel der Venus und stellte es folglich gleichsam unter den Schutz dieser Göttin, wie das Theater zu Neapel unter dem Schutz des heiligen Carlos steht.»

Wenn ich Ihnen zum Schluß noch etwas vom Theater des Marcellus erzähle, so thue ich es nicht, um die Liste der Nebenbuhler des Sanct Carlos zu vermehren, sondern weil ich einen Brief an eine edle Frau und zärtliche Mutter nicht besser zu endigen weiß, als indem ich an eine der edelsten Römerinnen und zärtlichsten Mütter sie erinnere — Octavia! die ihren Liebling, ihren Marcellus, im zwanzigsten Jahre seines Alters verlor. Ihm zu Ehren erbaute Augustus ein Theater, das noch heute steht, und auch so-

gar noch gebraucht wird. Aber glänzender noch brachte Virgil seinen Namen und seine Tugenden auf die Nachwelt durch eine rührende, mit Recht bewunderte Stelle im sechsten Buch der Aeneide, bei welcher Octavia und Augustus unzählige Thränen vergossen; ja, bei den Worten: tu Marcellus eris, fiel die trauernde Mutter in eine tiefe Ohnmacht. Nie konnte sie über diesen Verlust sich trösten, Virgil empfing von ihr für jeden Vers seiner Lobrede ein Talent — (das ist weit mehr als man heutzutage für einen ganzen Band von Lobgedichten zu geben pflegt, denn ein Talent betrug gegen ein tausend zwei hundert Thaler) — allein diese kostbaren Verse erneuerten jedesmal ihren Schmerz so heftig, daß sie endlich nichts mehr davon hören wollte. Sie begrub sich in die Einsamkeit und überließ sich einer Melancholie, die fast an Wahnsinn grenzte; denn um ihren Unwillen zu erregen, war es schon genug, Mutter zu sein. Kein Bild ihres Sohnes durfte man ihr vor die Augen bringen, Niemand wagen, in ihrer Gegenwart von ihm zu sprechen. Seneca hat des Jünglings Tugenden und der Mutter Schmerz unnachahmlich geschildert.

Die Waldenser und die Feldmäuse.

Unter der Regierung Franz des Ersten in Frankreich erklärten sich in der Provence zwei Gemeinden der Dörfer von Cabrieres und Mérindole für die Lehre der Waldenser, die bekanntlich der lutherischen glich, deren Eindringen in seine

Staaten der König abzuwehren strebte. Darum eiferte er nun auch gegen die Waldenser, und befahl dem Parlements-Präsidenten in Provence, Chasseneux, mit aller Strenge gegen sie zu verfahren. Der Präsident, ein braver, toleranter Mann, gehorchte ungern. Man wollte die Häupter der Sekte in Verhaft nehmen, allein beide Gemeinden erklärten laut: sie wären ihr mit gleichem Eifer ergeben. Man mußte folglich ihnen Allen den Prozeß machen; Alle bekannten sich schuldig und beharrten hartnäckig auf ihrem sogenannten Irrthum. Da nun der König ausdrücklich befohlen hatte, sie in die Strafe, welche andere Ketzer leiden mußten, zu verdammen; so sah Chasseneux sich genöthigt, folgendes harte Urtheil zu sprechen: »Die Häupter der Gemeinden sollen lebendig verbrannt, die Uebrigen aus dem Reiche verjagt, ihre Güter confiscirt, ihre Wohnungen geschleift werden, wenn sie nicht binnen einer kurzen Frist ihre Irrthümer abschwören.»

Kaum hatte der menschenfreundliche Mann diesen schrecklichen Spruch verkündet, als er selbst, niedergeschlagener als die Verurtheilten, einen einsamen Spazirgang suchte, um über die Mittel nachzudenken, die wirkliche Vollstreckung zu verzögern. Da fand ihn ein alter Bekannter, ein Edelmann aus Burgund, mit dem er Umgang gepflogen, als er noch zu Autun Advokat des Königs war. Der ehrliche Burgunder, die Ursache seines Kummers vernehmend, hub lächelnd an:

»Haben Sie denn schon vergessen, was einst zu Autun sich zutrug? Die Mäuse verheerten die Felder; die verzwei-

felnden Bauern — sonst gute Katholiken — wandten sich an den Bischof mit der sehr ernstlich gemeinten Bitte, die Mäuse in den Bann zu thun. Der Bischof war sehr verlegen; er wollte das Volk nicht aufbringen, und doch auch die Kraft seines Bannstrahls nicht zweifelhaft erscheinen lassen. Da riethen Sie ihm: er solle sich auf das kanonische Recht berufen, welches ihm auferlege, Niemanden ungehört zu verdammen; er müsse daher die Mäuse zuvor vor seinen Richterstuhl laden, und könne sie nur dann — wenn sie etwa ungehorsamlich nicht erscheinen sollten — in contumaciam verurtheilen. Der Bischof befolgte ihren Rath; die Bauern fanden das sehr vernünftig; der Bischof citirte die Mäuse auf einen gewissen Tag; unterdessen kam Regen und Hagel, der Bann wurde zu rechter Zeit ausgesprochen und das ganze Mäusevolk ging unter."

Chasseneux umarmte seinen Freund und machte sogleich bekannt, daß die widerspenstigen Gemeinden sich einer Frist von länger als Einem Jahre zu erfreuen hätten. Unterdessen wirkte er von Franz I. Begnadigungsschreiben für diejenigen aus, die in einer abermals verlängerten Frist sich unterwerfen würden. Sicher würde der wackere Mann auf diese Weise nach und nach die ganze Sache in Vergessenheit gebracht haben, wäre er nicht von wüthenden Feinden der Toleranz vergiftet worden. Sein blutdürstiger Nachfolger ließ das grausame Urtheil vollstrecken.

Der letzte Dauphin.

Als dieses erseufzte und in der Folge beseufzte Kind geboren wurde, da schien ganz Frankreich von Freude berauscht, Alles jubelte, Alles machte Verse. Der Eine führte die Liebesgötter zu der Wiege, um die schon die Furien standen, jene flatterhaften Götter überreichten dem Dauphin

— — ample moisson de coeurs,
Tous les Français avoient donné les leurs.

(Der Dichter redete wahr, denn das Volk gleicht den Kindern, die sehr bereitwillig schenken, aber im nächsten Augenblicke das Geschenkte zurücknehmen.) Ein anderer Liebesgott führte an Blumenketten die Ziege Amalthea, um die Amme des neugebornen Jupiter zu werden, indessen wiederum andere

Considéroient avec un telescope
L'astre natal et dressoient l'horoscope,

Diese waren aber schlechte Astrologen, sie prophezeiten gewaltig viel Glück. Dort saß ein Anderer und spann. Er hatte nämlich der Parze ihre Spindel gestohlen, und spann nun einen außerordentlich langen Faden.

Qu'il file bien nos plaisirs et sa gloire:
Ah! qu'il promet de matiere à l'histoire!

Diese Prophezeiung ist gewissermaßen eingetroffen. Die Geschichte wird wenigstens den letzten Dauphin nicht vergessen; wenn sie gleich von dem plaisir und der gloire

nichts erwähnen sollte. Auf die Liebesgötter folgen natürlich die Musen. Eine derselben

> Chante Louis père d'un peuple heureux. —
> L'auguste reine qu'on adore.

Die Beweise lieferte dies glückliche Volk sieben Jahre später. Nun brachten alle Götter ihre Gaben.

> Le père, dit Minerve, exemple des bons rois,
> De mes plus tendres soins fut l'objet autrefois,
> Je formerai le fils sur les vertus du père,
> Je les embellirai de celles de la mère.

Aus dieser Minerva wurde bekanntlich nachher der Schuster Simon.

Ein anderer Dichter trat mit einer Kantate sehr feierlich auf:

> Il est né ce hêros l'objet de tant de voeux!

Er weissagte das Heil der Welt und fragte:

> Quel terme peut borner sa carriere éclatante?

Das Schicksal, in Trauer verhüllt, würdigte den Dichter keiner Antwort. Er fuhr fort zu weissagen:

> L'univers va reprendre une face nouvelle,

Das ist eingetroffen.

> Quel brillant avenir se dévoile à mes yeux!

Auch das ist eingetroffen. Er läßt hierauf die Sonne von einem reinern Feuer glänzen, verbannt alle giftige Winde, versammelt alle Tugenden in Frankreich — (er hätte auch die Juden nicht vergessen sollen) — und schließt mit der Versicherung:

> — — l'impitoyable Bellone
> Ne ravagera plus l'espoir des laboureurs.

Das war freilich ein Irrthum und nicht der einzige. Ein anderer Reimschmied fügte hinzu:

> Tu regneras dans un heureux séjour,
> Où le peuple a d'un fils le tendre caractère,
> Où le monarque aimé par un juste retour
> Est moins de ses sujets le maitre que le père.

Die Beweise von dieser kindlichen Zärtlichkeit gegen den Vater sind noch in frischem Andenken.

Tausende von Gedichten erschienen damals, doch um ihren Inhalt zu kennen, brauchte man nur Eins zu lesen. Die Gelehrten wollten nicht zurückbleiben, sie wetteiferten mit den Dichtern. Einer derselben erzählte, daß bei der Geburt der berühmtesten Fürsten jederzeit Wunder und Zeichen geschehen wären, oder doch merkwürdige Begebenheiten sich zugetragen hätten. Am Alexander's Geburtstage verbrannte Herostrat den Tempel zu Ephesus (das war freilich das bedeutendste Vorzeichen der Geburt eines Eroberes). Als Pompejus, Cäsar und Karl der Große auf die Welt kamen, da war der Himmel freigebig mit Phänomenen. Bei Franz des Ersten Geburt mußte die Sonne sich einmal und der Mond sich dreimal verfinstern. Combien Messieurs, fährt der Gelehrte fort, l'astrologie se seroit distinguée dans un moment si flatteur pour la nation! Celle ci possedoit un roi adoré, une reine cherie (beide sind enthauptet worden) mais il manquoit â ses desirs un rejeton digne d'eux, qui perpétuoit, pour le bonheur de la France, leurs bienfaits, leur

douce humanité et leurs vertus. Le peuple est dans les transports de la plus vive joie — chaque français semble prononcer avec plus de sensibilité et de dévouement le nom de Bourbon. (Jetzt darf sogar die Insel Bourbon nicht mehr genannt werden.)

Nun kommt er endlich auf die merkwürdigen Begebenheiten, welche die Geburt des Dauphin bezeichnen. Dieser wurde nämlich am 22. Oktober geboren, an demselben Tage schuf Gott die Welt, zufolge der Behauptung der jüdischen und arabischen Schriftgelehrten. Am 22. Juni feierten die Griechen ein großes Fest. Am 22. Juni schlug Hannibal die Römer bei Thrasimene. Am 22. Dezember vertrieb Ferdinand von Spanien die Mauren aus Sevilla und Murcia. Am 22. August stürzte Heinrich, Graf von Richmond, den König Richard III. vom Throne. Am 22. November wurde Karl Gustav von Schweden geboren. Am 22. Juli 1726 überwand Karl Martel die Saracenen bei Tours. Am 22. Mai (1059) wurde Philipp I. gekrönt. Am 22. Juli (1099) Gottfried von Bouillon als König von Jerusalem erkannt. Am 22. August (1338) gewann Philipp von Valois die Schlacht bei Montkassel. Am 22. Mai (1349) cedirte Hannibal, Dauphin von Viennois, seine Staaten an Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs jederzeit Dauphin genannt werden solle. Am 22. Februar (1402) wurde Karl VII. geboren, der die Engländer aus Frankreich trieb. Am 22. September (1435) schloß derselbe Monarch Frieden mit dem Herzog von Bourgogne. Am 22. Februar (1495) hielt

Karl VIII. seinen feierlichen Einzug in dem eroberten Neapel. Am 22. März (1594) that Heinrich IV. dasselbe in Paris. Am 22. September (1601) wurde Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig XIV., geboren, und am 22. August vermählte sie sich mit Ludwig XIII. An demselben Tage (1638) verbrannte Sourdis die spanische Flotte u. s. w. Endlich am 22. April (1781) beraubte sich Ludwig XVI. eines Theiles seiner Hofspracht, um den Armen in den Hospitälern Betten dafür anzuschaffen.

Hier endigte der Gelehrte seine historischen Nachforschungen. Schade, daß derselbe Ludwig, der, mit Aufopferung eines gewohnten Luxus, die Hospitäler mit Betten versorgte, am 21. und nicht am 22. Januar enthauptet worden, so ließe sich noch eine merkwürdige, wenn nicht Vorbedeutung, doch Nachbedeutung hinzufügen.

Ihr Großen der Erde! werft einen Blick auf dieses Blatt, und traut künftig noch den Schmeicheleien und Liebesversicherungen Eurer Unterthanen.

Quodlibet.

François de Beaumont (Baron des Adrets), in den französischen Religionskriegen berüchtigt durch seine schrecklichen Grausamkeiten, rühmte sich, in seinem Leben nur einen Menschen begnadigt zu haben, nämlich einen Soldaten, der ihn zu lachen zwang. Es war nach der Ein-

nahme von Mont-Brisson, wo er die Kriegsgefangenen verurtheilte, von der Platte forme eines Thurmes herab in die Spieße der unten stehenden Soldaten zu springen. Einer dieser Unglücklichen hatte schon zweimal einen Anlauf genommen, und war immer wieder zurück gewichen. „Schämst du dich nicht?" rief Beaumont ihm zu: »Zweimal schon bist du umgekehrt."

»Ei zum Henker!" sagte der Gefangene, »so brav Sie auch immer sein mögen, ich will es Sie dreimal versuchen lassen." — Dies bon mot rettete sein Leben.

* * *

Anton von Leyva rieth eines Tages Karl dem Fünften, sich nach und nach mehrerer italienischer Fürsten zu entledigen, und sich ihrer Staaten zu bemächtigen. »Aber das Gewissen?" wandte Karl ein. „Bah! Bah! das Gewissen!" erwiederte Leyva, »haben Ew. Majestät ein Gewissen, so müssen Sie auch nicht Kaiser sein wollen."

* * *

Der bekannte Ablaßkrämer Tetzel reiste von Leipzig mit einem gespickten Beutel. Unterwegs fiel ein Buschklepper ihn an, und nahm ihm den Beutel ab. Tetzel drohte mit ewiger Verdammniß. »Hat nichts zu bedeuten," sagte der Buschklepper, »schon vor einigen Tagen habe ich Euch gebeichtet, daß ich eine große Sünde begehen wolle, und Ihr selbst habt mich absolvirt."

* * *

Brügge war lange Zeit die reichste Stadt in Flandern. Einst befand sich der König Philipp der Schöne

daselbst mit seiner Gemahlin Johanna, die von ihrer Königswürde einen seltsamen Begriff hatte; denn als sie die Menge Damen um sich her mit köstlichern Diamanten, als sie selbst besaß, bedeckt sah, rief sie empfindlich aus: „wie soll ich das verstehen? ich glaubte allein Königin zu sein, und ich finde hier überall Königinnen." — Die gute Dame kannte Louisen nicht, die ohne Diamanten überall die einzige Königin ist.

* * *

In jener Schreckenszeit, als der grausame Herzog von Alba die Protestanten in den Niederlanden erwürgen ließ, floh ein Mennonit vor einem spanischen Soldaten, der ihn verfolgte, und lief in der Angst über einen nur schwach gefrornen Graben. Der Soldat verließ sich darauf, daß das Eis auch ihn tragen würde, setzte hitzig nach, brach aber plötzlich ein. Da kehrte der wahre Christ augenblicklich um, und zog seinen Nachfolger aus dem Wasser. Dankbar führte der Schein-Christ seinen Retter vor Gericht, und von da auf die Henkerbühne.

* * *

Elisabeth durstete nach dem Blute der Marie Stuart. Graf Leicester beschwur sie, glimpflich zu verfahren, ihre eigene Würde und die aller gekrönten Häupter nicht zu schänden. »Aber wie soll ich sie los werden?" rief die erbitterte Königin. »Lassen Sie sie mit Anstand hinrichten." — »Mit Anstand? wie?" — »Schicken Sie ihr keinen Henker, sondern einen Apotheker."

Elisabeth bereute nachher oft, diesen teuflischen Rath nicht befolgt zu haben.

* * *

Der witzige Graf von Grammont, schon im hohen Alter, sagte nicht gern, wie alt er sei. Eines Tages speiste er an des Königs Tafel mit dem Bischof von Senlis, einem Greise. »Wie alt meinen Sie wohl,« fragte Ludwig den Bischof, »daß unser Graf sein möchte?«

»Ich bin drei und achtzig Jahre alt,« versetzte der Prälat, »und der Graf muß wenigstens eben so alt sein, denn wir haben zusammen studirt.« — Sire! rief Grammont, Seine Hochwürden irren sich; denn weder er noch ich haben jemals studirt.

* * *

Demselben brachte einst ein Gascogner hundert Louisd'or zurück, die er von ihm geliehen hatte. Der Graf erstaunte über die unerwartete Ehrlichkeit, und steckte das Geld in die Tasche. Einige Zeit nachher bat ihn der Gascogner abermals um ein Darlehen. »Mich nichten,« sagte Grammont, »ich lasse mich nicht zweimal betrügen.«

* * *

Einst vergaß der hitzige Grammont sich so sehr, daß er einen königlichen Bedienten im Garten des Palastes durchprügelte. Als er eben noch in voller Arbeit war, sah er plötzlich den König neben sich stehen, und erstarrte vor Schrecken. »Was gibt's hier?« fragte Ludwig sehr ernst. Grammont fühlte, daß es um ihm geschehen wäre, wenn er sich nicht durch ein demüthiges bon mot aus dem schlim-

men Handel zöge. »Nichts Sire,« versetzte er mit großer Gegenwart des Geistes, »nichts, was der Aufmerksamkeit Ew. Majestät würdig wäre. Es sind blos zwei Ihrer Bedienten, welche Händel mit einander bekommen haben.« — Der König lächelte über die feine Wendung, drohte mit dem Finger und ließ es dabei bewenden.

* * *

Der Abbé Grancey hätte Soldat werden sollen. Er ging mit zu Felde, und wagte sein Leben trotz dem besten Grenadier, blos um das fromme Vergnügen zu genießen, die Sterbenden auf dem Schlachtfelde zu absolviren. In der Schlacht bei Turin fand er seinen Tod. Da sagte ein Spaßvogel: »Der Abbé Grancey ist vor Freuden gestorben, daß eine Kanonenkugel ihn getödtet hat.«

* * *

Als die polnischen Gesandten dem Herzog von Anjou seine Erhebung auf den polnischen Thron ankündigten, war bei der feierlichen Audienz die Marschallin von Retz die Einzige, die im Stande war, ihnen lateinisch zu antworten.

* * *

Der Kastrat Farinelli, Günstling des Königs von Spanien, wurde endlich Minister. »Er hat es wohl verdient,« rief Cafarelli, ein anderer Kastrat, »denn er hat die schönste Stimme, die ich in meinem Leben gehört habe.«

* * *

Als der Kardinal Fleury noch Lehrer Ludwig des Fünfzehnten und der Marschall Villeroi dessen Hofmeister war,

schrieb der Letztere einst ein Billet an den Ersteren, in einer Sache, die ihren Zögling betraf, allein so unleserlich, daß Fleury es unmöglich entziffern konnte. Er bat daher den Marschall, sich deutlicher auszudrücken, damit man in Europa nicht sagen möchte: der König von Frankreich habe einen Hofmeister, der nicht schreiben, und einen Lehrer, der nicht lesen könne.

* * *

Die berühmte Madame Dacier wollte 1682 Ludwig dem Vierzehnten ein Buch überreichen, es fand sich aber Niemand, der es wagte, sie vorzustellen, weil sie eine Protestantin war. Montausier, der den schönen, fast einzigen Ruhm genoß, auch bei Hofe nie die Wahrheit zu verläugnen, übernahm es, wurde aber sehr trocken vom Könige mit der Erklärung abgefertigt: er verbiete nicht allein, daß man ihm das Werk zueigne, sondern er werde auch alle Exemplare desselben confisciren lassen. »Wie, Sire?« sagte der unerschrockene Mann, »haben Sie vergessen, daß ein großer König kein Frömmling sein darf? — Ich werde Madame Dacier in Ihrem Namen danken, und ihr hundert Louisd'or einhändigen, die Ew. Majestät mir wiedergeben mögen oder nicht.« — Man weiß fürwahr nicht, was bei dieser Anekdote bewundernswürdiger ist: daß der edle Montausier so zu sprechen wagte? oder daß der stolze Ludwig keine Ungnade deshalb auf ihn warf? —

* * *

Vaugelas, einer der ersten französischen Akademiker, der dreißig Jahre an seiner Uebersetzung des Quintus Cur-

tius feilte, und, nachdem er sehr lange Kammerherr bei dem Bruder Ludwigs des XIII. gewesen war, dennoch in Armuth starb, verordnete in seinem Testamente, daß man zu Befriedigung seiner Gläubiger alle seine Habseligkeiten verkaufen und wenn das nicht hinreichend wäre, sogar seinen Leichnam an die Wundärzte so vortheilhaft als möglich verhandeln sollte.

* * *

Jedermann kennt die Niederlage der so genannten unüberwindlichen Flotte, mit welcher Philipp II. England erobern wollte. Auf dieser Flotte — so berichtet d'Aubigné in seiner Universalhistorie — befanden sich acht Franziskaner Mönche aus Kastilien, zwanzig dergleichen aus Portugal, neun und zwanzig Barfüßer aus Kastilien, sechzehn dergleichen aus Portugal, neun Augustiner aus Kastilien, vierzehn aus Portugal, zwölf Karmeliter aus Kastilien, neun aus Portugal, acht Barfüßer vom Orden des heiligen Franziskus aus Portugal, zwei und zwanzig Jakobiner, fünfzehn Jesuiten aus Kastilien und acht aus Portugal, zusammen nicht weniger als hundert und siebenzig Mönche.

* * *

In der Geschichte der Jungfrau von Orleans wird es stets unbegreiflich bleiben, daß die Franzosen selbst, nicht minder als die Engländer, zu ihrem Verderben mitgewirkt, denn obgleich die Verrätherei des Gouverneurs von Kompiegne nicht völlig erwiesen scheint, so ist doch gewiß, daß etwas mehr als Mangel an gutem Willen mit unterlief.

Warum that Karl VII. keinen einzigen Schritt zu ihrer Rettung? warum wechselte er sie nicht gegen englische Gefangene aus, deren er viele der Vornehmsten in Händen hatte? und wenn man sie nicht auswechseln wollte, warum bestrafte er nicht der Engländer grausames Verfahren durch das Vergeltungsrecht? —

* * *

Ein Herzog von Parma, dem es einst gelungen war, seine zwistige Hofschauspieler-Gesellschaft unter einander zu versöhnen, rief aus: „ich werde mich so lange für den größten Staatsmann in Europa halten, bis irgend ein Fürst mir beweist, daß er unter einer Schauspieler-Gesellschaft Frieden zu erhalten versteht.“

* * *

Der Graf von Peterborough, einer der edelsten, bravsten Männer, die England jemals hervorgebracht, belagerte Barcellona mit seinen Truppen und deutschen Hilfsvölkern, und zwang die Festung zur Uebergabe. Während er vor den Thoren der Stadt mit dem spanischen Gouverneur die Kapitulation abschloß, vernahmen sie plötzlich ein furchtbares Geheul in den Straßen. „Sie verrathen uns, Mylord,“ sagte der Gouverneur, „während wir auf Treu und Glauben kapituliren.“ — „Mit nichten,“ versetzte Peterborough, „sicher sind die Deutschen eingedrungen. Lassen Sie mich mit meinen Engländern in die Stadt, ich will sie verjagen und dann zurückkommen, um die Kapitulation vollends abzuschließen.“ — Der Gouverneur, im Vertrauen auf seinen edlen Feind, öffnete die Thore.

Peterborough, an der Spitze der Engländer, flog von Straße zu Straße, trieb die Deutschen vor sich her, entriß ihren Händen die Herzogin von Popoli, die sie zu entehren im Begriff standen, gab die Ohnmächtige ihrem Gemahl wieder, zog, zu großem Erstaunen der Spanier, mit allen seinen Engländern wieder aus der Stadt, und fing ganz ruhig die Unterhandlungen wieder an. — Armes L**! warum sahest du keinen Peterborough vor deinen Thoren. —

* * *

Einst wollte der Maler Mignard seinem berühmten Nebenbuhler Le Brun eine Schlinge legen, malte eine Magdalene, und ahmte, so täuschend als ihm möglich war, Guido Reni's Manier und Colorit nach. Dann ließ er das Gemälde durch einen Unbekannten zum Verkauf ausbieten, wohl wissend, daß der Käufer, wie gewöhnlich, ihn und Le Brun zugleich um ihre Meinung fragen würde. Es geschah. Mignard erklärte: Das Gemälde könne unmöglich von Guido Reni sein, er finde es dieses großen Meisters völlig unwürdig. Le Brun widersprach heftig, vielleicht aus Ueberzeugung, vielleicht auch nur um zu widersprechen. Da lächelte Mignard höhnisch, erklärend, er habe es selbst gemalt. »Nun wohl,« sagte der gereizte Le Brun, »so bitte ich Sie, in Zukunft immer solche Guido's, und nie einen Mignard zu malen.«

* * *

Ludwig XIV. litt nicht, daß man auf Spazirgängen ihn unbedeckt begleitete. Selbst in Gegenwart der Herzo-

gin von Bourgogne pflegte er zu sagen: „Meine Herren, bedecken Sie sich, die Frau Herzogin erlaubt es.“ — Sein Bruder hingegen war minder herablassend, weshalb Ludwig bisweilen lächelnd zu den Höflingen sprach: „Meine Herren, bedecken Sie sich, mein Bruder ist nicht hier.“

* * *

Als Ludwig XIV. im Jahre 1666 durch Rheims ging, überreichte ihm der Maire der Stadt einige Flaschen Wein, nebst einigen getrockneten Birnen von Roußelet, sprechend: „Sire! wir bringen Ew. Majestät unsern Wein, unsere Birn und unsere Herzen, das ist das Beste, was wir haben.“ — Bravo! sagte Ludwig, indem er lächelnd den lakonischen Sprecher auf die Schulter klopfte, „so liebe ich die Anreden.“

Nicht bei allen würde der wortkarge Maire so gut weggekommen sein, wenn er nicht wenigstens in der Geschwindigkeit alle Helden des Alterthums citirt hätte, um sich vor dem größern Helden demüthig zu verneigen. Birn und Herzen! Was fragt ein Eroberer nach Birn und Herzen?

* * *

Es gab einmal einen gottlosen Dichter Ligniere, von dem der scherzende Boileau zu sagen pflegte: „ich weiß von diesem Menschen nur eine einzige fromme Handlung: er hat nämlich einst ein ganzes Gefäß voll Weihwasser ausgetrunken, weil seine Geliebte ihren Finger hinein getaucht hatte.“

* * *

Andreas del Castagne, ein italienischer Maler, war so neidisch auf die Verdienste seines vertrauten Freundes Dominichino, daß er ihm zu Florenz auf der Straße im Dunkeln einen Dolch in die Brust stieß. Der schwer verwundete Dominichino ließ sich zu seinem Freunde Castagne tragen, und starb in dessen Armen. — Ein freundliches Seitenstück zu diesem schwarzen Bilde haben die französischen Komponisten Rebel und Francour geliefert. Von Jugend auf die vertrautesten Freunde, durch ihre Herzen wie durch ihre Kunst eng mit einander verbunden, arbeiteten sie stets gemeinschaftlich; alle ihre Werke erschienen unter beider Namen; beide wurden Direktoren der Pariser Oper; beide Intendanten der königlichen Kapelle und Ritter des St. Michaels-Ordens. Wenn in einer ihrer Opern diese oder jene Arie besondern Beifall erhielt, so erfuhr man nie, welcher von beiden der Verfasser sei. Die Marquise von Pompadour, ihre Gönnerin und Beschützerin fragte einst Jeden für sich, und erhielt keine andere Antwort, als: »Wir beide haben sie komponirt.« — Francour hatte das Unglück seinen Freund zu überleben, aber noch zehn Jahre nach dessen Tode, wenn man dem sieben und achtzigjährigen Greis eine solche Frage vorlegte, erhielt man nie eine andere Antwort.

* * *

Duret, der Leibarzt des Kardinals von Vendôme, sagte eines Tages: man müsse Heinrich dem Vierten drei und zwanzig Kaiserpillen zu verschlucken geben; er meinte nämlich drei und zwanzig Dolchstiche, wie Cäsar sie em-

pfangen. Der König erfuhr es, haßte den Unsinnigen, that ihm aber nie etwas zu Leide. Das machte diesen Duret so unverschämt, daß er sich sogar, durch Marie von Medicis, um die erledigte Stelle eines königlichen Leibarztes bewarb. »Ich kenne ihn ganz,« sagte Heinrich, »er soll froh sein, daß ich ihn leben lasse.« — Und der edle Monarch ließ wirklich einen Menschen leben und frei herumgehen, der versucht hatte, sich näher an ihn zu drängen, um vielleicht jene verbrecherischen Worte in eine heillose That zu verwandeln.

* * *

Selten verdient ein Sekretär — zu deutsch Geheimnißbewahrer — seinen Titel mit so vollem Rechte, als der, dessen Louvois sich einst bediente. Dieser Minister hatte eine sehr wichtige Depesche von einem auswärtigen Gesandten erhalten, und diktirte die eben so wichtige Antwort, die folgendergestalt anhub: »Sie werden sich wundern, daß ich mich in dieser Sache einer fremden Hand bediene; allein Sie sollen wissen, daß mein Sekretär so komplet dumm ist, daß er nicht ein Wort von dem versteht, was er schreibt.«

Inhalt.

Seite

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

